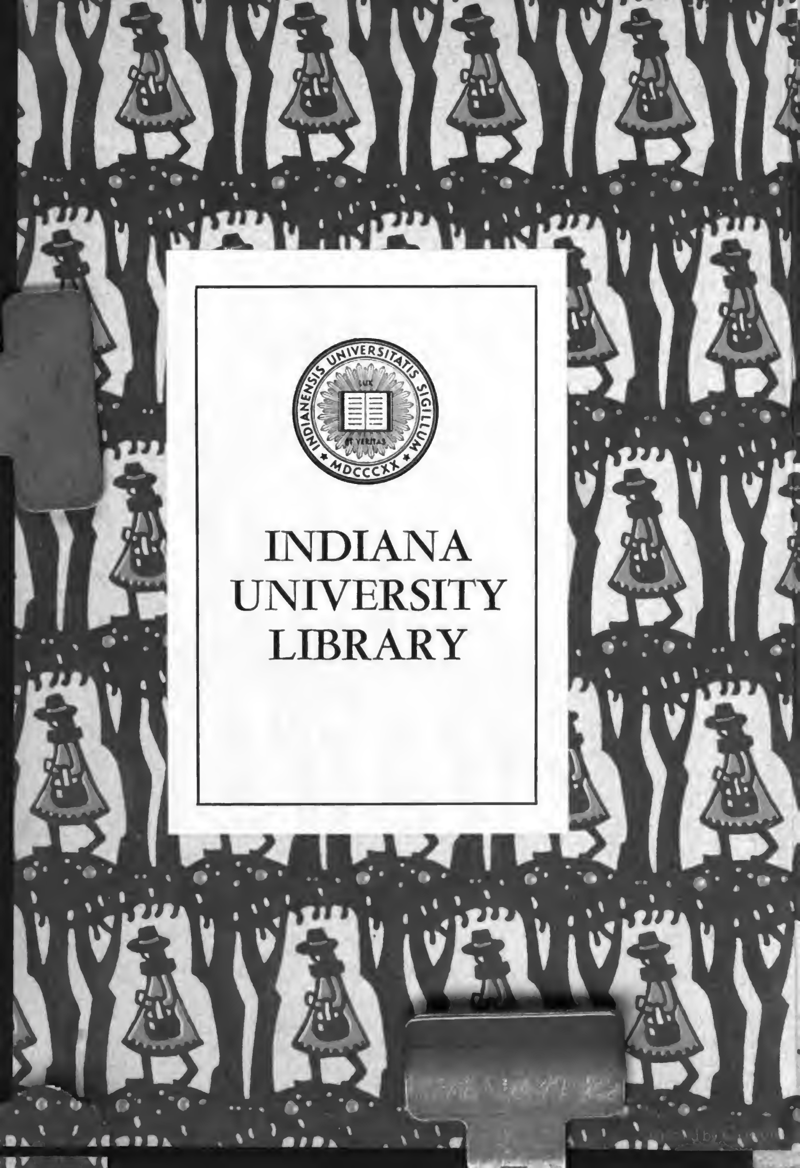
[W]elthumor

von Roda Roda und Theodor Etzel



Das lachende Deutschland


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Welthumor

Das lachende Deutschland

Welthumor
in fünf Bänden

Herausgegeben von

Alexander Friedrich Ladislaus Roda Roda

und

Theodor Etzel

Jeder Band mit zwölf Bildern

Schuster & Loeffler · Berlin und Leipzig

Das lachende Deutschland



Erste bis fünfte Auflage 1910

Schuster & Loeffler · Berlin und Leipzig

Druck von H. Klöppel, Quedlinburg

Vorwort

An einem wunder-, wunderschönen Sommernachmittag wars, vor zwei Jahren — zu Reit bei Kitzbühel in Tirol. Theodor Etzel lag im Gras und träumte lautlos — ich, Roda Roda, lag im Gras und träumte laut. Mein Lieblingsthema: wie unnütz doch wir Künstler und Dichter im Grunde wären. Ein Statistiker hat herausgebracht, daß man in Schwabing und Dachau von hundert Bildern achtzig übermalt und aber bemalt, um erst die achtzehnmal bemalte Leinwand zu verkaufen; auf sechsundvierzig dramengefüllte Tischladen kommt erst ein öffentlicher Durchfall; von tausendsieben Liedern wird erst das tausendachte gesungen.

Und die Herren Dichter? Wenn Arthur Schnitzler Stücke schriebe, Gerhart Hauptmann und Max Halbe; Wedekind, Thoma und Bahr Komödien; Blumenthal Schwänke; Carl Rößler Schnurren; Dehmel Lieder; wenn ich Anekdoten machte und Theodor Etzel Fabeln; Schaffer und Meyrink, Auernheimer und Busson Novellen; ein zehn bis zwölf Autoren Romane; Salten und Dörmann Operetten —: ob Deutschland nicht versorgt wäre? Ob es noch mehr brauchte?

So aber? Viel, viel mehr, als ich und du lesen können, wird gedruckt — was du liest, hat dir der Zufall aus dem Meer des Überflüssigen herausgefischt und in die Hand gespielt. Alte, gute Bücher hinwieder — und nicht minder neue — bleiben unbekannter, als man denkt.

Diesen Betrachtungen entsprang ein Gedanke: man sollte eine Bücherei des Lesenswerten anlegen. Die Veden im Auszug; die schönsten Stellen der Bibel; die halbe Ilias und die ganze Odyssee; die Antigone; einen verteutschten Aristophanes; von den Römern nur Horaz, Petronius, beide durchgesiebt; aus dem Mittelalter das Nibelungenlied und Walther. Und so weiter — und so weiter: einen eingedampften Don Quijote, vier Bände Goethe, einen Band

Schiller — bis herauf zu den neuern und neuesten — zwei, dreihundert Bücher Weltpoesie, die jeder lesen müßte.

Dann war ich über meinen unsinnigen Grundriß gestolpert und lag da und schwieg.

Theodor Etzel aber redete fort auf seine Art — bedächtig, eindringlich und zuletzt zwingend:

Vor Jahren schon hatte er sich vorgenommen, Proben des Humors und der Satire aller Zeiten und Völker zusammenzufassen — ja, vielleicht den Humor und die Satire des Erdballs schlechtweg. Und Theodor Etzel kramte in seinen Papieren und fand eine feiste Schrift — das war die Disposition.

Mir rauchte der Kopf, als ich sie las. Noch mehr rauchte der Kopf dem Verleger. Wie? Alle diese Bücher auszuziehen — das sollte Einem Menschen gelingen oder zweien? Hunderte und Aberhunderte von Dichtern unter einen Hut zu bringen?

Der erste Mensch, der bekehrt werden mußte, war ich, der zweite unser Verleger. Dann luden wir Deutschlands jüngste Humore zum Picknick — und sie waren gleich mit von der Partie — ihre Verse, Szenen und Geschichten stehen schmunzelnd und zwinkernd, lächelnd und lachend in diesem Buch. So schnell strömten die freigebigen Gäste herzu, daß manch einer, der sich mit seinen Gaben nicht beeilte — sehr gegen unsern Willen — die Tafel schon besetzt fand. Er mag nun einstweilen mitnaschen von Wildpret und Fisch und Wein der andern — bis der Zeiten Gunst uns erlaubt, auch sein Ränzel zu öffnen und des Ränzels Inhalt neuen Gästen aufzutragen.

Für diesmal:

Lieber Leser, betrachte das Menu, das wir dir da servieren, und freue dich! Ein wahres Hochzeitsessen. Leckereien aus berühmten Küchen, Wein aus großen Fässern. Manche Marke, ich weiß, wirst du vermissen: ich will sie

nicht nennen — und täte ichs — du würdest dann noch immer welche vermissen; wenn man einen guten Tropfen auftischt, soll man nicht an einen andern erinnern, der da fehlt. Auch morgen ist ein Tag, auch morgen wirst du genießen und lachen wollen und durstig sein.

Wien, am Tag des Halleyschen Kometen.

Roda Roda.

Inhalt

Inhalt

Vom Schuster Grünebaum

(Szenen aus dem „Hungerpastor“)

In armer Leute Haus schien jetzt die Sonne, das Glück beugte sein Haupt unter der niederen Tür und trat lächelnd herein, beide Hände offen zum Gruß darbietend. Es war hohe Freude über die Geburt des Sohnes bei den Eltern, dem Schuster Unwirrsch und seiner Frau, welche so lange darauf gewartet hatten, daß sie nahe daran waren, solche Hoffnung gänzlich aufzugeben.

Und nun war er doch gekommen, gekommen eine Stunde vor dem Feierabend! Die ganze Kröppelstraße wußte bereits um das Ereignis, und selbst zum Meister Nikolaus Grünebaum, dem Bruder der Wöchnerin, welcher ziemlich am andern Ende der Stadt wohnte, war die frohe Botschaft gedrungen. Ein grinsender Schusterjunge, der seine Pantoffeln, um schneller laufen zu können, unter den Arm genommen hatte, brachte die Nachricht dahin und schrie sie atemlos dem Meister in das weniger taube Ohr, was zur Folge hatte, daß der gute Mann während fünf Minuten viel dümmer aussah, als er war. Jetzt aber war er bereits auf dem Wege zur Kröppelstraße, und da er als Bürger, Hausbesitzer und ansässiger Meister die Pantoffel nicht unter den Arm nehmen konnte, so war davon die Folge, daß ihn der eine treulos an einer Straßenecke verließ, um das Leben auf eigene Hand, oder vielmehr auf eigener Sohle anzufangen.

Als der Oheim Grünebaum in dem Hause seines Schwagers ankam, fand er daselbst so viele gute Nachbarinnen mit Ratschlägen und Meinungsäußerungen vor, daß er sich in seiner jammerhaften Eigenschaft als alter Junggesell und ausgesprochener Weiberhasser höchst überflüssig erscheinen mußte. Er erschien sich auch in solchem Lichte und wäre beinahe umgekehrt, wenn ihn nicht der Ge-

danke an den in dem „Lärmsal" elendig verlassenen Schwager und Handwerksgenossen doch dazu gebracht hätte, seine Gefühle zu bemeistern. Brummend und grunzend drängte er sich durch das Frauenvolk und fand endlich richtig den Schwager in einer auch nicht sehr beneidenswerten und leuchtenden Lage und Stellung.

Man hatte den Armen vollständig beiseite geschoben. Aus der Kammer der Wöchnerin hatte ihn die Frau Tiebus hinausgemaßregelt; in der Stube unter den Nachbarinnen war er auch vollkommen überflüssig; der Gevatter Grünebaum entdeckte ihn endlich kümmerlich in einem Winkel, wo er zusammengedrückt auf einem Schemel saß und Teilnahme nur an der Hauskatze fand, die sich an seinen Beinen rieb. Aber in seinen Augen war noch immer jener Glanz, der aus einer andern Welt zu stammen scheint: der Meister Unwirrsch hörte nichts von dem Flüstern und Schnattern der Weiber, er sah nichts von ihrem Durcheinander, er sah auch den Schwager nicht, bis dieser ihn an den Schultern packte und ihn auf nicht sehr sanfte Art ins Bewußtsein zurückschüttelte.

„Gib'n Zeichen, daß du noch bei's labendige Dasein bist, Anton!" brummte der Meister Grünebaum. „Sei 'n Mensch und 'n Mann, wirf die Weibsleute 'raus, alle bis auf — bis auf die Base Schlotterbeck dort. Denn obschonst der Deibel die Graden und die Ungraden nimmt, so ist das doch die einzigste drunter, die 'nen Menschen wenigstens alle Stunde einmal zu Worte kommen läßt. Willst du nicht? kannst du nicht? darfst du nicht? auch gut, so faß hinten meine Jacke, daß ich dich sicher aus dem Tumult bringe; komm' die Trepp' herauf und laß es gehen, wie es will. Also der Junge ist da? na gottlob, ich dachte schon, wir hätten wieder vergeblich gelauert."

Durch die Weiber schoben sich seitwärts die beiden Handwerksgenossen, gelangten mit Mühe auf den Hausflur

und stiegen die enge, knarrende Treppe hinauf, welche in das obere Stockwerk des Hauses führte, allwo die Base Schlotterbeck ein Stübchen, eine Kammer und eine Küche gemietet hatte, und wo also die Familie Unwirrsch nur noch über ein Gemach gebot, welches so mit Gegenständen von allerlei Art vollgepfropft war, daß für die beiden ehrenwerten Gildebrüder kaum noch der nötige Platz zum Niederhocken und Seelenaustausch übrig blieb. Kisten und Kasten, Kräuterbündel, Maiskolben, Lederbündel, Zwiebelbündel, Schinken, Würste, unendliche Rumpeleien waren hier mit wahrhaft genialer Geschicklichkeit neben-, unter-, über-, vor- und zwischeneinander gedrängt, gehängt, gestellt, gestopft und geworfen, und kein Wunder war's, wenn der Schwager Grünebaum hier seinen zweiten Pantoffel verlor.

Aber die letzten Strahlen der Sonne fielen durch die beiden niedrigen Fenster in den Raum; vor den Nachbarinnen und der Frau Tiebus war man in Sicherheit. Auf zwei Kisten setzten sich die beiden Meister, einander gegenüber, nieder, reichten sich die Hände und schüttelten sie während wohlgezählter fünf Minuten.

„Gratulabumdum, Anton!" sagte Nikolaus Grünebaum.

„Ich danke dir, Nikolaus!" sagte Anton Unwirrsch.

„Vivat, er ist da! Vivat, er lebe hoch! — nochmals, ab —" schrie aus vollem Halse der Meister Grünebaum, brach aber ab, als ihm der Schwager die Hand auf den Mund drückte.

„Nicht so laut, um Gotteswillen nicht so laut, Niklas! Die Frau liegt hier gerade unter uns und hat so schon ihre liebe Not mit den Weibern."

Die Faust ließ der neue Onkel auf seine Knie fallen:

„Hast Recht, Bruderherz; der Deibel hole die Graden und die Ungraden. Aber nun geh' mal los, Alter, wie ist dir denn zu Mute? Allewege ganz und gar nicht wie sonsten? Ho ho! wie sieht denn die Kröte aus? Alles an die

rechte Stelle? Nase, Mund, Arm und Bein? Nichts vermalhört? Alles in Ordnung: Strippen und Schäfte, Oberleder, Spanne, Hacken und Sohle? Gut verpicht, vernagelt und adrett gewichst?"

„Alles, wie es sein muß, Bruderherz!" rief der glückliche Vater, die Hände aneinanderreibend. „Ein Staatsjunge! Gott segne uns in ihm. O, Niklas, tausenderlei wollt' ich dir sagen, aber es würgt mich zu sehr in der Kehle: alles geht rund mit mir um —"

„Laß es gehen, wie's will; wenn die Katze vom Dach geworfen ist, muß sie sich erst besinnen," sagte der Schwager Grünebaum. „Die Frau ist doch wohl auf?"

„Gott sei's gedankt. Sie hat sich gehalten wie eine Heldin; keine Kaiserin hätt's besser gemacht."

„Sie ist eine Grünebaum," sagte Nikolaus mit Selbstbewußtsein, „und die Grünebäume können im Notfall die Zähne zusammenbeißen. Auf was für'n Namen willst du den Jungen gehen lassen, Anton?"

Mit der hageren Hand fuhr der Vater des Neugeborenen über die hohe, furchenreiche Stirn und starrte einige Augenblicke durch das Fenster ins Weite. Dann sagte er:

„Getauft soll er werden auf drei Handwerksgenossen: Johannes soll er heißen wie der Poete in Nürnberg und Jakob wie der hochgelobte Philosophus von Görlitz, und wie zwei Flügel sollen ihm die beiden Namen sein, daß er damit aufsteige von der Erde zum blauen Himmel und sein Teil Licht nehme. Aber zum dritten will ich ihn Nikolaus nennen, damit er immer wisse, daß er auf der Erde einen treuen Freund und Fürsorger habe, an welchen er sich halten kann, wenn ich nicht mehr vorhanden bin."

„Das nenn' ich 'nen Satz mit 'nem Kopf von Sinn und Verstand und 'nem dicken unsinnigen Schwanz. Die Namen gib ihm, und es soll für uns alle drei Perschonen 'ne Ehre sein; aber mit den alten närrischen Todesschrullen

bleib mir vom Leibe. Fett bist du nicht, und 'nen Ochsen schlägst du auch gerade nicht mit der bloßen Faust nieder; aber den Pechdraht kannst du noch manch hübsches Jährlein ziehen, du alter spintisierender Bücherhase."

Der Meister Unwirrsch schüttelte den Kopf und brachte die Rede auf anderes, und mancherlei sprachen die beiden Schwäger noch miteinander, bis es vollständig dunkel in der Rumpelkammer geworden war.

Es klopfte jemand an die Tür und der Meister Grünebaum rief:

„Wer ist mich da? Weibervolk wird nicht hereingelassen!"

„Ich bin's," rief eine Stimme draußen.

„Iche!"

„'s ist die Base Schlotterbeck," sagte Unwirrsch. „Schieb nur den Riegel zurück; wir haben lange genug hier oben gesessen; vielleicht darf ich die Frau noch einmal sehen."

Brummend gehorchte der Schwager, und die Base leuchtete mit ihrer Lampe in die Kammer.

„Richtig, da sitzen sie. Na, kommt nur, ihr Helden; die Nachbarinnen sind fort. Kriecht hervor. Eure Frau, Meister Unwirrsch? Ja, die ist wohlberaten; sie schläft und Ihr dürft sie nicht stören; aber 'ne Neuigkeit sollt Ihr wissen und Gott danken. Drüben über der Gasse, beim Juden Freudenstein ist's heut auch so gegangen, wie in diesem Hause; aber nicht ganz so. Das Kind ist da — auch ein Junge, aber's Blümchen Freudenstein ist tot, und großes Wehklagen ist drüben. Lobet Gott den Herrn, Meister Unwirrsch; Ihr aber, Meister Grünebaum, macht Euch fort nach Haus. Nun, nun, Unwirrsch, steht nicht so betroffen da, der Tod tritt ein, oder geht vorbei nach Gottes Befehl. Ich bin wie gerädert und will ins Bett kriechen. Gute Nacht, Gevattern."

Die Base Schlotterbeck verschwand hinter ihrer Tür, die beiden Meister schlichen auf den Fußspitzen die Treppe hin-

ab und der Oheim Grünebaum hatte an diesem Abend in seiner Stammkneipe zum roten Bock viel weniger das große Wort in Politik, Stadtangelegenheiten und anderen Angelegenheiten als sonst. Der Meister Unwirrsch lag die ganze Nacht ohne ein Auge zuzutun; der Neugeborene schrie mächtig, und es war kein Wunder, daß diese ungewohnten Töne den Vater wach erhielten und ein wirbelndes Heer von hoffenden und sorgenden Gedanken aufstörten und in wilder Jagd durch Herz und Hirn trieben. —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Fast den ganzen Sommer hindurch dauerte der Kampf gegen den Oheim Grünebaum. Einen so hartnäckigen Schuster hatte die Welt lange nicht gesehen. Tränen, Bitten und Vorstellungen erweichten, rührten und überzeugten ihn nicht. Ein Mann, der es mit den sieben weisen Meistern in jeder Beziehung aufnahm, ließ sich durch zwei alberne Weibsbilder und einen dummen Jungen so leicht nicht seinen Standpunkt verrücken. Beschlossen hatte er in seiner zottigen Männerbrust, daß Hans Unwirrsch wie alle anderen Unwirrsche und Grünebäume ein Schuster werden müsse und mit höhnischem Gepfeife schlug er alle Angriffe auf seinen Verstand, seine Vernunft und sein Herz zurück. Es verging kaum ein Tag, an welchem er nicht die Base Schlotterbeck aus ihrer Gelassenheit heraus flötete. Je mehr sich die Frauen ärgerten, je hitziger sie in ihren Argumenten, je schärfer sie in ihren Worten wurden, desto melodiöser wurde der Oheim Grünebaum. Mit einer mutigen, kriegerischen Weise begleitete er gewöhnlich den Anfang jeder neuen Unterhandlung, und unter schmelzendsten, sehnsüchtigsten Melodien brachte er sie ergebnislos zu Ende.

„Gevatter, Gevatter," rief die Base, „wenn das Kind unglücklich wird, so ist's Eure Schuld, — Eure Schuld allein!

Solch' ein Mensch wie Ihr ist mir in meinem ganzen, lieben, langen Leben nicht vorgekommen."

Ob nun das Lied vom Prinzen Eugen zur Beantwortung dieser Anmahnung gesungen worden war, konnte einigem Zweifel unterliegen; der Meister Grünebaum wie „selber ein Türke!" pfiff es.

„O Niklas," rief die Schwester, „was bist du für ein Mann! Es ist ein so gutes Kind und seine Lehrer sind so mit ihm zufrieden, und sein Vater hat's gewollt, daß er alles lernen solle, was es zu lernen gibt. Denke an Anton, Niklas, und gib dich, ich bitte dich herzlich drum."

Der Oheim Grünebaum gab sich noch lange nicht. Er drückte den Gedanken, daß die Schusterei ebenfalls ein schönes, nachdenkliches, gelehrtes Geschäft sei, und daß das Handwerk einen goldenen Boden habe, sehr bezeichnend durch die Melodie: Die Leinweber haben eine saubere Zunft, aus, ließ sich aber auf weiteres nicht ein.

„Pfeife Er nur!" schrie die Base, erbost die Arme in die Seite stemmend. „Pfeife Er nur zu. Er Narr! Ich aber sage Ihm, Er mag sich nur auf den Kopf stellen, das Kind soll doch auf die hohen Schulen und Universitäten. Sitze Er nur wie ein geblendeter Gimpel, pfeife Er nur zu. Base Unwirrsch, heule Sie nicht, tue Sie ihm nicht den Gefallen, er hat nur seine abscheuliche Lust daran. Solch' ein Tyrann! solch ein Barbare; und es ist doch Ihr Kind, Base, nicht seins! Aber der liebe Gott wird schon ein Einsehen haben, lasse Sie nur die Schürze vom Auge, Base. Pfeife er jetzt nur zu, Gevatter, aber verantworte Er nachher es auch, und überlege Er sich, was Er einst dem Meister Anton da oben sagen will!"

Es schien, als ob der Oheim Grünebaum sich dereinst bei seinem seligen Schwager durch das schöne Lied: Saß ein Eichhorn auf dem Heckendorn — verantworten wolle,

wenigstens pfiff er es nachdenklich und gerührt und drehte dazu die Daumen umeinander.

„O Niklas, was für ein hartherziger Mann du bist!" schluchzte die Schwester. „Die Base hat ganz Recht, du wirst es nicht verantworten können, was du an deines Schwagers Kind tust —"

„Und lieber noch 'n Lumpensammler, als solch' ein lumpiger Flickschuster, der dem lieben Gott seine Tage im roten Bock auf der Bierbank abstiehlt. Und solch' eine Kreatur will sich dagegen setzen und hinten ausschlagen, wenn ein armes Kind über ihr hinaus will! Wenn er sich nur die Hände waschen und die Haare kämmen wollte, der Mann; ich möchte den sehen, welchem es eine Ehre wäre, ihn zum Vorbild und Muster zu nehmen. Es lebt so was weiter nicht, und so einer will andere abhalten, sich rein zu waschen und ihren Eltern Ehre zu machen. Aber ich bau' auf den Herrgott, Meister Grünebaum. Derselbige wird Euch schon zeigen, was Ihr eigentlich seid. 's ist doch wirklich 'ne Lächerlichkeit, daß ein Mensch den Vormund spielen will, der sich selber nicht bemündeln kann."

Die Melodie: Guter Mond, du gehst so stille — muß in der Tat eine sehr besänftigende Wirkung auf die menschlichen Gefühle ausüben; der Oheim Grünebaum pfiff sie schmelzend, so lange die Base Schlotterbeck redete, und wie großer Zorn auch in seinem Busen kochen mochte, die Welt bekam nichts davon zu sehen. Hans Unwirrsch, mit seinem Bücherränzel aus der Schule heimkehrend, fand die beiden Frauen in sehr erregter Stimmung, mit hochroten Gesichtern, und den Oheim sehr gefaßt, gleichmütig und kühl; — er ahnte wohl, wovon wieder die Rede gewesen war, aber selten erfuhr er etwas Näheres über die Verhandlung.

Gewöhnlich nahm der Oheim Abschied, indem er einen Choral oder sonst eine schwermütige Weise flötete und dabei den armen Hans grinsend in das Ohr kniff; Mephistopheles

hätte ihn um sein Lächeln beneiden können, und die Frauen fielen nach seinem Abmarsch gewöhnlich matt und gebrochen auf die nächsten Stühle und waren für mehrere Stunden unfähig, an die menschliche und göttliche Gerechtigkeit zu glauben.

Im Kornfelde blitzte und klang die Sense: der Oheim Grünebaum hatte noch immer nicht nachgegeben. Allerlei Früchte lösten sich, ohne daß der Wind wehte, von den Zweigen und fielen herab: der Oheim Grünebaum hielt seine Meinung hartnäckiger als je fest. Silberne Fäden überspannen die Welt und schwebten durch die Luft: der Oheim Grünebaum schwebte nicht mit, sondern lachte Hohn von seinem niedrigen Dreifuß. Bunt und immer bunter färbte sich der Wald, aber des Oheim Grünebaums Ansicht von Welt und Leben hielt Farbe. Moses Freudenstein brüstete sich immer stolzer in seinem Triumphe, und Hans Unwirrsch sah immer kläglicher und trübseliger drein. Die Singvögel flöteten ihre letzten Weisen und rüsteten sich zur Abreise nach Süden: der Oheim Grünebaum flötete auch, aber er blieb im Lande und nährte sich redlich, denn er war zu sehr überzeugt, daß er nicht zu entbehren sei in Neustadt, im roten Bock und in seiner Familie. Kein Deus ex machina stieg herab, dem armen Hans Hülfe zu bringen, und so blieb ihm zuletzt nichts weiter übrig, als sich selber zu helfen. Er führte einen Plan aus, der längerer Zeit bedurft hatte, um in seiner kleinen Brust zu reifen, setzte dadurch die Base und die Mutter in schwindelnde Verwunderung und brachte den steifnackigen Oheim Grünebaum vollständig aus der Fassung.

An einem Sonntagmorgen zu Anfang des Septembers hatte der Gymnasial-Professor und Doktor der Philosophie Fackler das Reich allein in seinem Haus und fühlte sich geborgen, behaglich, wie selten in seiner Studierstube. Die Frau Professorin und Doktorin befand sich mit ihren beiden

Töchtern in der Kirche und bat höchst wahrscheinlich den lieben Gott um Verzeihung für die unruhigen Stunden, welche sie dann und wann dem „guten Mann", d. h. ihrem Gemahl und Herrn bereitete. Die Magd hatte sich in Privat-Angelegenheiten entfernt; still war das Haus, ein grauer Tag blickte freilich in die mit Tabakswolken gefüllte Studierstube, aber die freudige Seele des Professors wandelte auf blauem Gewölk mit dem Liederbuch des Quintus Valerius Katullus und schlürfte die wonnigen Minuten der Freiheit, —

Vivamus, mea Lesbia, atque amemus,
rumoresque senum severiorum
omnes unius aestimemus assis.

Am See Benakus lustwandelte er im Schatten der Granatbäume und Pinien auf der glückseligen Halbinsel Sirmio, und die funkelnden Verswellen des römischen Dichters spülten jeden Gedanken an die Gegenwart und jene Lesbia, die augenblicklich in der Kirche scharf und schrill mitsang, in das Nichts herab. Er überhörte den Klang der Haustürglocke, vernahm nicht den ängstlich leisen Schritt, der die Treppe emporstieg; er fuhr erst auf, als etwas leise an seiner Tür kratzte und klopfte. Schnell verbarg sich der lateinische Schalk Katull unter einem Haufen ernsteren gelehrteren Rüstzeugs, und würdig rief der Professor und Doktor der Philosophie:

„Herein!"

Niemand folgte der Einladung, und lauter wurde sie wiederholt; aber auch dieses Mal ohne Erfolg. Verwundert erhob sich der Gelehrte aus seinem Sessel, zog seinen langen Schlafrock fest um sich und ließ nun mit noch größerer Verwunderung ein winziges Bürschlein von ungefähr elf Jahren in seine Studierstube, ein Bürschlein, das an allen Gliedern zitterte, und dem die Tränen über die Backen liefen. Nie-

mand war bei der Unterhaltung, welche dieser Besucher mit dem Herrn Professor Fackler hatte, und die Einzelheiten des Gesprächs können wir nicht angeben.

Nur das können wir sagen, daß die aus der Kirche mit den holden Pfändern der „tausend und abertausend Küsse", ihren beiden Töchtern, heimkehrende Lesbia ihren Gatten in einer sehr vergnügten Stimmung fand. Er trug ihr nicht die Aufmerksamkeit entgegen, welche sie von ihm erwartete, sondern fuhr fort, weitbeinig in der Stube auf und ab zu laufen und zu murmeln:

„Seh Einer! — ein wackerer kleiner Kerl! — Puer tenax propositi! — er soll seinen Willen haben! — bei allen olympischen Göttern, er soll erreichen was er will, und möge es zu seinem Heil sein!"

„Was soll zum Heil sein? wem soll was zum Heil sein, Blasius?" fragte Lesbia, ihr Gesangbuch weglegend.

„An der Ferse soll jemand genommen und in den Styx soll er getaucht werden, Beste, auf daß er gegen der Welt Bedrängnisse gefeiet sei und als Sieger aus der Männerschlacht hervorgehe."

„Du hast heute wieder deinen albernen, unverständlichen Tag, Blasius!" rief die Frau Professorin ärgerlich und sah dabei aus, als habe sie Lust, den Gemahl tüchtig durchzuschütteln. Glücklicherweise jedoch sprangen in diesem Augenblick Eugenia und Kornelia herein und hingen sich mit allerlei kindlichen Fragen und Bitten an den Papa. Dieser wies auf die Mutter und zitierte dumpf:

„Jove tonante, fulgurante, comitia populi habere nefas," zog den Rock an, setzte den Hut auf, ging aus und — stattete dem Oheim Grünebaum einen Besuch ab. Der Oheim Nikolaus Grünebaum aber hielt zu seiner „höchsten Perplexität" am Nachmittag in der Kröppelstraße eine lange, schöne Rede, zu welcher die Base Schlotterbeck einen

ausgezeichneten Kaffee gebraut hatte, und expektorierte sich ungefähr folgendermaßen:

„Sintemalen denn ein Schuster ein nobles und ehrerbietiges Geschäft ist, aber dennoch so können nicht alle Menschenkinder Schuster werden, sondern es muß item noch anders Volk geben, Schneider, Bäcker, Zimmerlinge, Maurer und dergleichen, auf daß für jedes Gefühl und Sentiment gesorgt werde und kein Sinn ohne die nötige Bedeckung bleibe. Weilen es aber auch noch andere Bedürftigkeiten in der Welt gibt und der Mensch viel nötig hat, ehe und bevor er nichts mehr nötig hat, so gibt es auch item Advokaten und Doktors mehr als zu viel, und dazu Professors, Pastöre mehr als genug. Aber der Hergott läßt's gehen, wie's will, und der Deibel nimmt die Graden und die Ungraden, was so viel heißen soll, als: ein Junge, der sich sein Geschäft aussuchen will, der soll sich sehr vorsehen und bedenken, wozu ihm die Nase steht, denn es hat sich schon mehr als einmal zugetragen, daß der Esel meinte, er könne die Laute schlagen. Aber einen Stiebel kann auch nicht jeder machen, es ist nicht so leicht, als es sich ansieht. Nun ist hier vorhanden Christine Unwirrsch, weiland Anton Unwirrschs Wittfrau, und zweitens die unverehelichte Base Schlotterbeck, auch ein sehr gutes Spezifikum von gesundem Menschenverstand und natürliche Begabung. Ferner ist gegenwärtig Meister Niklas Grünebaum, als wie ich selber, ohne Rühmens auch nicht auf den Kopf gefallen, sondern ganz adrett auf die Füße. Vor sie Drei aber steht das Geschöpfe, um das es sich handelt, Hans Jakob Niklas Unwirrsch, was wenigstens sich als einen Jungen von Kurasche demonstriert hat und seine liebe Anverwandtschaft hinterrücks ein Bein gestellt hat. Solch' ein Knirps!"

Beide Frauen erhoben hier die Hände, um des Himmels Segen auf den jugendlichen Genius, Hans Unwirrsch, herab zu flehen; aber der Oheim fuhr fort:

„Ich denke, Grünebaum fall vom Stuhle, als der Herr Professor so mit einem Male vor mir steht! Solch' ein Junge! Aber ein ästimabler, räsonabler, angenehmer Herr ist der Herr Professor, und so ist das Lange und Kurze von der Geschichte, daß ich von heute Morgen um halber Zwölfe an nichts mehr damit zu tun haben will und meine Hände mir wasche."

„Woran Er sehr wohl tut, Gevatter," sagte die Base Schlotterbeck.

„Und so mag es denn gehen, wie's geht, der Deibel nimmt die Graden und die Ungraden!" schloß der Oheim.

„Niklas," rief aber die Frau Christine ärgerlich, „ich hoffe, mein Sohn wird weder grad noch ungrad mit dem Teufel zu tun haben, und gehen lassen, wie's geht, soll er es auch nicht."

„Keine Reverenzien und Übelnehmerischkeiten!" brummte der Oheim. „Also, was ich und der Herr Professor denn sagen wollten: Junge, da 'n Überstudierter am Ende doch auch ein Mensch bleibt, so sollst du unsertwegen deinen Willen haben. Basta, ich hab's gesagt! die hochlöbliche Schusterei wird doch wohl nicht ein Mirakelum an dir Lümmel vorbeilassen."

In einem Tränenstrom machten sich die Gefühle der Mutter Luft, die Base Schlotterbeck zerfloß fast in freudiger Rührung; Hanns Unwirrsch war später niemals imstande, sich und andern Rechenschaft zu geben über die Gefühle dieser Stunde. Wer aber auch jetzt vollkommen trocken und kühl blieb, oder tat, war der Oheim Grünebaum. Mit seinem Schusterdaumen drückte er gemütlich den Tabak in seiner kurzen Pfeife nieder, klappte bedächtig den Deckel zu, wie ein Mann, der ein gutes Werk getan hat und sich die ihm von rechtswegen zukommende Belohnung höchstens im Hauptbuch des Himmels gutschreiben läßt.

— — — — — — — — — —

Weshalb stand der Oheim Grünebaum an einem ganz gewöhnlichen Wochentage in seinem Sonntagsrock an der Ecke, dem Gymnasium gegenüber? Sage uns, o Muse, den Grund davon! nimm den Finger von der Nase, schönredende Kalliope, du hast den Meister Niklas genug betrachtet, wende dein göttliches Auge nach dem Schulhause und melde uns, als ein gutes Mädchen, das es nicht über's Herze bringen kann, jemanden lange zappeln zu lassen, was darin vorgeht!

Wahrlich, es war Grund zur Aufregung für mehr als eine der Personen, welche bis jetzt in diesen Blättern erwähnt wurden, vorhanden: Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein machten an diesem Mittwoch vor dem grünen Donnerstag ihr Abiturientenexamen, und schlossen damit, wenn das Ding gut ausfiel, ihr Schülerleben.

Deshalb hatte der Oheim Grünebaum einen außergewöhnlichen blauen Montag gemacht und stand im Feierkleide an der Ecke, deshalb behauptete er mit so anerkennenswerter Hartnäckigkeit seinen Platz im Gedränge des Wochenmarktes, deshalb griff er so krampfhaft nach den Rockknöpfen der Bekannten, die unvorsichtiger Weise sich nach dem Grunde seines außergewöhnlichen Aufputzes erkundigten. Den am heutigen Tage gepackten Knopf ließ der Meister nur sehr schwer wieder los. Seine Seele war voll von dem Ereignis. Dasselbe ließ sich unter zu vielen Gesichtspunkten betrachten! Wenn das da drüben am Schulhause so ausfiel, wie man erwartete und wünschte; wem hatte die Welt dafür zu danken? Keinem andern, als dem ehrsamen Meister Nikolaus Grünebaum! —

Wenn der betäubte Nachbar oder Bekannte endlich sich aus dem Griff des Meisters losgemacht hatte, so war er während der ersten Minuten durchaus nicht im Reinen mit sich darüber, wer denn eigentlich examiniert werde vom

Professor Fackler, ob der Oheim Grünebaum, oder Hans Unwirrsch, des Oheims Neffe?! —

Um zwölf Uhr sollte das Examen beendet sein, und von Augenblick zu Augenblick geriet des Oheims Nervensystem in lebendigere Schwingungen. Er nahm den Hut ab und wischte sich mit dem Sacktuch die Stirn; er stülpte ihn wieder auf, schob ihn nach hinten, schob ihn nach vorn, nach rechts und nach links. Er nahm die langen Rockschöße unter die Arme und ließ sie wieder fallen; er schnäuzte sich, daß man es drei Straßen weit hörte. Er fing an, laut mit sich selber zu sprechen und gestikulierte dabei sehr, zum hohen Ergötzen sämtlicher Gaffer und Gafferinnen in den Ladentüren und hinter den Fenstern der nächsten Umgebung. Die Marktweiber, denen er den ganzen Morgen über den Weg versperrt hatte, setzten öfters ihre Eierkörbe, Gemüsekörbe und Milchkannen nieder, um ihm wenigstens moralisch seinen Standpunkt zu verrücken, aber er war taub für ihre Anzüglichkeiten. Er hätte sich heute selbst von den Hunden verächtlich behandeln lassen.

Um drei Viertel auf Zwölf nahm er im nächsten Materialladen den sechsten Bitteren, und es war die höchste Zeit dazu, denn er fühlte sich so schwach auf den Füßen, daß er fast dem Umsinken nahe war. Von jetzt an hielt er die Uhr, ein Familienstück, für welches ein Raritätensammler viel Geld bezahlt haben würde, krampfhaft in der zitternden Hand, und als die Glocke auf der Stadtkirche Zwölf schlug, wäre er beinahe „fertig und kaput" nach Haus gegangen, um sich zu Bett zu legen.

Er genoß noch einen Bitteren; es war der siebente, und im Verein mit den anderen wirkte er, und seine Folgen waren erkennbarer, als die der vorhergegangenen.

Fest lehnte jetzt der Oheim an der Hauswand; er lächelte durch Tränen. Von Zeit zu Zeit machte er ab-

wehrende Handbewegungen, als wolle er unberufene Gefühle in ihre Schranken zurückweisen; es war ein Glück für ihn, daß um diese Stunde der jüngere Teil der Bevölkerung von Neustadt sich den Genüssen des Mittagstisches hingab, es wurden ihm viele Kränkungen und ironische Bemerkungen dadurch erspart. Er fing an, die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen, und sie gab ihm, mütterlich besorgt, den Rat, nicht länger zu warten, sondern nach Haus zu gehen, was zur Folge hatte, daß er sich nur noch fester an die Wand lehnte und mit mißfälligem Gegrunz, schnaufend und glucksend die Absicht aussprach, bis zum jüngsten Gericht an dieser Ecke auf „den Jungen" zu warten. Da er bis jetzt die öffentliche Ruhe noch nicht sehr störte, so zog sich die Polizei ein wenig zurück, behielt ihn aber scharf im Auge, bereit, in jedem Augenblick hervorzuspringen und zuzupacken.

Glücklicherweise wachte mit der löblichen Sicherheitsbehörde über dem Meister Niklas auch sein Schutzengel, oder vielmehr, der kam eben von einem Privat-Geschäftswege zurück, um seine Wache wieder anzutreten. Mit Entsetzen erkannte er, wie die Sachen standen, und seiner Vermittlung war's höchst wahrscheinlich zuzuschreiben, daß drüben im Schulhause dem Professor Doktor Fackler auch ein heftiger Schreck mit dem Gedanken an die mit der Mahlzeit harrende Lesbia durch die gelehrte Seele ging. Hastig sah er nach der Uhr und fuhr von seinem Sitz empor; die anderen Herren rauschten ihm nach, secundum ordinem: die Examinanden, denen allmählich alles vor den Augen schwamm, erhoben sich ebenfalls schwindelnd, schwitzend und erschöpft, — — — nur noch eine kleine Viertelstunde hatte der Oheim Grünebaum durch eigene Kraft das Gleichgewicht zu bewahren; — um drei Viertel auf Eins sank er, fiel er, schlug er dem bleichen, aufgeregten Neffen in die Arme — — — — — Viktoria! gesiegt hatte Hans Unwirrsch, gesiegt

hatte der Meister Grünebaum. Der eine über die Fragen der sieben examinierenden Lehrer, der andere über die sieben Bitteren, — Viktoria!

Professor Fackler wollte auf den Oheim zutreten, um ihm Glück zu wünschen, unterließ es aber ganz erschrocken, als er den aufgelösten Zustand des Trefflichen erkannte; Moses Freudenstein, primus inter pares, lachte nicht wenig über die hülflosen und kläglichen Blicke, welche Hans Unwirrsch nach allen Seiten umhersandte; die gute Stunde jedoch hatte sein Herz weicher als gewöhnlich gemacht, er bot sich dem Freunde zur tätigen Hülfeleistung an, und zwischen den beiden Jünglingen wandelte der alte heitere Knabe Niklas Grünebaum lächelnd und lallend, schwankend und schluchzend der Kröppelstraße zu.

Was wollte es bedeuten, daß der Oheim in der niederen dunklen Stube sogleich auf den nächsten Stuhl fiel und die Arme auf den Tisch legte und den Kopf auf die Arme? Was kümmerten sich die Mutter Christine und die Base Schlotterbeck in dieser Stube um den Oheim Grünebaum? Gänzlich überließen sie ihn sich selber und den Sieben! Die beiden Frauen waren fast ebenso betäubt und verwirrt, wie der Meister; durcheinander schluchzten und lächelten sie, wie jener geschluchzt und gelächelt hatte, und Hans gab ihnen an Rührung und Jubel nichts nach.

Der Tag war von den beiden Knaben auf der Kröppelstraße gewonnen; den ersten Platz unter den Examinanden hatte natürlich Moses Freudenstein eingenommen; aber den zweiten hatte Hans Unwirrsch errungen.

Es hatte alles in der Stube ein ganz anderes Ansehen, als sonst; ein magisches Licht hatte sich über alles ergossen. Daß die Glaskugel leuchtete, war kein Wunder, sie stand mit der Sonne auf zu gutem Fuße, um nicht an einem solchen Tage zu funkeln, als sei sie selbst eine kleinere Sonne. Wer genau hinblickte, der sah, daß in ihr sich mehr spiegelte,

als er vermuten konnte: lachende und weinende Gesichter, Stücke von den Wänden, ein Stück von der Kröppelstraße samt einem Stück vom blauen Himmel, der königlich westfälische Leiblakei und der Trödler Samuel Freudenstein, welcher besagten Lakeien in seltsam hastiger Weise vom Haken riß und Laden und Tür seines Hauses schloß.

Die Base Schlotterbeck sah diesen Vorgang, welcher in der schwebenden Kugel sich abbildete, durch das Fenster, und wollte eben ihre Verwunderung darüber kund geben, als der Oheim Grünebaum das müde Haupt vom Tisch emporhob und seine Umgebung mit mehr als erstaunten Blicken zu mustern begann. Er rieb sich die Augen, er fuhr durch das Haar und nahm mit der Versicherung, daß jedes Übermaß von Freude und Jubel sehr gefährlich sei und schlagflußähnliche Anfälle hervorbringen könne, wie sein „leibeigenes Exemplum" soeben dargetan habe, — seine Stellung im Familienkreise wieder ein. Mit der Besinnung war ihm die Gabe der holden Rede im reichen Maße wieder geschenkt, und er machte sogleich in gewohnter Weise einen ausgiebigen Gebrauch davon.

„So hat denn dieser hiesige junge Mann, unser Nehvö und Diszendente, seiner geliebten Anverwandtschaft alle Ehre gemacht, und es ist richtig nichts mit der Schusterei. Mit das Kapitolium ist er nun glücklich durchs Loch nach seinem Willen, und so wird er Bauch und Beine mit der Zeit und Rat wohl auch durchkriegen, und wir können wohl guter Hoffnung sein, daß er uns dieserseits von der Mauer nicht vergißt, wenn er die Füße dem Kopf hinterdrein gezogen hat. Man hat ja wohl Exempel von Beispielen, daß dem Schenie bei solchem Durchgedrängel der Hirnkasten verdreht wird, und daß es solchergestalt verlernt, was hinter der Mauer gewesen ist, und wer allda steht und vordem nach Kräften geschoben hat; aber dieser hier gegenwärtige Hans wird's seinem Oheim, ingleichen seiner Mutter und nicht

zu vergessen der Base Schlotterbeck gedenken, was sie an ihm getan haben, und wie er's ihnen niemalen genugsam verdanken kann. Da steht er nun, Christine Unwirrsch, geborene Grünebaum; da steht er, Jungfer Base und hat den Kopf voll von guten Dingen, und die Tränen laufen ihm über die Backen, daß es ein erfreuliches Schauspiel und schmerzliches Vergnügen ist. Wir wollen's ihm auch lassen, daß er mehr gelernt hat, als er verantworten kann, und wenn ihm die Base auf griechisch fragt, so wird er auf hebräisch antworten. So wollen wir denn für die gute Gabe dankbar sein, und wollen uns nicht drum kümmern, daß der Deibel die Graden und die Ungraden nimmt. Komm her, Junge, und wenn du mich auch damalen das löbliche Handwerk infamigt verachtet hast und anjetzo dem Pastor näher bist als dem Pechschuster Grünebaum, so komm her und umarme mir; dein Oheim, er sagt dir aus dem Grunde seines Herzens Prof't zu diesem heutigen Ehrentage!"

Es war Sinn in dem Unsinn, welchen der Oheim so pathetisch von sich gab, aber hätte er auch nichts als Blödsinn zutage gefördert, Hans würde sich nichtsdestoweniger in die weitgeöffneten Arme des wackeren Mannes gestürzt haben. Nach minutenlangem Schütteln und Drücken küßte er von neuem seine Mutter ab, ging denselben Prozeß abermals mit der Base durch und gab dazwischen seinen überströmenden Gefühlen nach Möglichkeit Worte.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Aus den Kaisertagen in Athen
(Ein Bericht von Wippchen)

Athen, den 28. Oktober 1889.

Es hieße Eulen hierhertragen, wollte ich den Schmuck beschreiben, den diese so häufig zerstörte und immer wieder wie ein Phönix neuerbaute Stadt zu den Festtagen angelegt hat. Seit ich angekommen und in dem überfüllten Hotel „Die vier Iliaden" abgestiegen bin — in jedem Zimmer, selbst in Billard- und Satyrspielzimmer, sind Betten und Preise aufgeschlagen — spottet meine sonst so harmlose Feder der Beschreibung all der Pracht, welche von Alpha bis Omega als geschmackvoll und originell zu bezeichnen ist. Auf den Straßen hat man kaum Zeit, sich etwas griechisches Feuer zur Zigarre zu erbitten, so wird man von dem bunten Glanz gefesselt, der über die Hauptstadt Attika's ausgegossen ist. Die ältesten Bewohner erinnern sich nicht, seit Perikles in Athen so viel Pracht entfaltet gesehen zu haben. Die nacktesten Statuen sind mit Fahnen bedeckt, die ältesten Ruinen unter Blumen verschwunden. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei wie damals, als Griechenland sich rüstete, die Hörner, welche Paris dem Menelaos aufgesetzt hatte, mit dem trojanischen Pferde abzuwaschen. Zeus sei Lob und Dank, heute ist es ein Fest der Liebe und des Friedens, welches die Odysseuse und die Achilleuse mit ihren Frauen und Kindern in die Hauptstadt zieht. Alles feiert, selbst das Gericht ist geschlossen, und die Drakoner und andere Richter haben sich unter die Massen gemischt, welche das alte Schloß des Hellenenkönigs umfluten. Das Volk ist vergnügt und singt das Parzenlied und läßt Sternengesänge hören, während umherziehende Tritonenbanden auf Muscheln blasen. Alles ist festlich gekleidet, die Landbevölkerung in ihrer bunten Kostümlosigkeit, die Damen der Aristokratie zu Ehren des Titanen in

Atlas. Abends finden im Äschylostheater, nach der Analogie des Lessingtheaters in Berlin, französische Vorstellungen statt.

Ich will mich darauf beschränken, den Lesern etliche charakteristische Anekdoten mitzuteilen, wie ich dies auch früher bei ähnlichen Festen getan habe.

*

Man muß nicht glauben, daß die Griechen einen Gymnasialunterricht wie unsere Knaben haben, welche in der griechischen Grammatik wie Schnecken zu Hause sind. Als ich daher in einer Hebestelle — so heißen hier von der göttlichen Hebe die Kneipen — einen Schnaps trinken wollte und daher einem reizenden Ganymedchen zurief: „Bringen Sie mir einen spiritus asper!" lachte sie homerisch. Nun wurde ich deutlicher und sagte: „Einen Gilka. Gamma jota lambda kappa alpha." Da schüttelte sie ihr Gorgonenhaupt, daß mir Ohren und Augen vergingen, und verhüllte sich. Ich aber ging, stolz in dem Bewußtsein, daß in meinem Vaterlande jeder Sekundaner mich verstanden hätte.

*

Graf Bismarck ist natürlich der Mann des Tages, der Schoßgast der Athener, er wird wie Handschuhe auf Händen getragen. Freilich bedauert man sehr, daß der Fürst nicht selbst gekommen ist. Als in einer Gesellschaft der griechische General Akibiakles dies dem Grafen sagte, antwortete dieser lächelnd, indem er auf sich und den Berliner Hofprediger zeigte: „Es muß Ihnen genügen, daß Berlin sich mit Kind und Kögel auf den Weg gemacht hat."

Die griechischen Hörer lachten herzlichst, obwohl sie keine Silbe verstanden hatten.

*

Eine große Fürstenmenge aus allen Teilen Griechenlands, der Türkei, Rußlands und anderen Teilen der östlichen Halbkugel ist herbeigeströmt und flaniert auf den Straßen umher. Es sind dürftig bepurpurte Männer, denen man ansieht, daß in jenen Gegenden der Regentenstand sehr heruntergekommen ist. Dies liegt daran, daß jeder, der sich einen Thron anschaffen kann, ohne die nötigen Mittel, Ahnen, Untertanen und Ländereien, Fürst wird, wodurch denn ein trauriges Fürstenproletariat entstanden ist, welches heute kaum weiß, wovon es morgen regieren soll. Einen dieser Basileuse lernte ich im Gedränge dadurch kennen, daß ich ihm auf den Fuß trat, worauf ich mich wegen dieser Majestätsbeleidigung entschuldigte. So wurden wir bekannt, und dann gingen wir in eine Steh-Nektar-Halle, wo ich bald merkte, daß der Fürst keinen Obolos (sprich: 13 Pf.) in der Tasche hatte. Nachdem er geruht hatte, mir die Bezahlung zu gestatten, sagte er erläuternd: Ich würde mich verheiraten, aber ich finde kein Mädchen, welches mindestens zehn Talente hat.

Zehn Talente? rief ich.

Ja, sagte er, ein Talent ist 4715 Mark 25 Pf.

Ich schüttelte mich vor Lächeln. Später erfuhr ich, daß der Fürst ein Nachkomme des Königs Midas sei, dem sich alles, was er berührt, in Gold verwandelte. Wo ist das viele Geld geblieben?

*

Es war im Akropolis-Museum.

Wir bewunderten das goldene Vließ, den Erisapfel, die Türe, welche in das trojanische Roß führte, eine Garnitur Dreifüße aus Delphi, den Hirtenstab des Paris und andere interessante Gegenstände, als ein anwesender Böotier vor einer Statue ausrief: Der Gott der Schwaben.

Der Gott der Schwaben? fragte ich. Was fällt Ihnen ein! Das ist Merkur.

Nun, antwortete der Böotier, es heißt ja doch immer: der schwäbische Merkur.

Die Böotier werden eben auch in Griechenland nicht alle.

*

Das Ballfest im Schloß war so voll, daß kein Paar zur Erde fallen konnte. Nach Mitternacht begann die Quadrille, welche fast ausschließlich aus regierenden Damen und Herren bestand. Graf Bismarck galt schon als Bürgerlicher. Die Quadrille wurde von dem Oberbefehlshaber der griechischen Armee in den höflichsten Ausdrücken kommandiert. So wurde z. B. En avant oder En arrière oder Chassé des dames nicht ohne den Zusatz: Geruhen Ew. königlichen Hoheiten, oder: Haben die höchsten Tänzer die Gnade usw. gerufen. Unter den Gästen befanden sich drei Damen von großer Schönheit, an welche nach der Quadrille der Zarewitsch mit einem Apfel herantrat und sagte: „Eben wirft eine neue Eris dieses Obst für die Schönste in den Saal. Da aber jede der drei Damen die Schönste ist, so mache ich kurzen Prozeß und esse den Apfel auf.“

Alle umstehenden Damen und Herren schmunzelten laut über den gelungenen Scherz des russischen Thronfolgers, und jeder suchte zum Andenken an diesen Einfall ein Stück der Apfelschale zu erhaschen, um dasselbe im Medaillon den kommenden Geschlechtern zu überliefern.

Gedichte aus „Zu guter Letzt“

Er liebte sie in aller Stille.
  Bescheiden, schüchtern und von fern
Schielt er nach ihr durch seine Brille
  Und hat sie doch so schrecklich gern.

Ein Mücklein, welches an der Nase
  Des schönen Kindes saugend saß,
Ertränkte sich in seinem Glase.
  Es schmeckt ihm fast wie Ananas.

Sie hatte Haare, wie 'ne Puppe,
  So unvergleichlich blond und kraus.
Einst fand er eines in der Suppe
  Und zog es hochbeglückt heraus.

Er rollt es auf zu einem Löckchen,
  Hat's in ein Medaillon gelegt.
Nun hängt es unter seinem Röckchen
  Da, wo sein treues Herze schlägt.

*

Die Tugend will nicht immer passen,
  Im ganzen läßt sie etwas kalt,
Und daß man eine unterlassen,
  Vergißt man bald.

Doch schmerzlich denkt manch alter Knaster,
  Der von vergangenen Zeiten träumt,
An die Gelegenheit zum Laster,
  Die er versäumt.

*

Ein Fuchs von flüchtiger Moral
Und unbedenklich, wenn er stahl,
Schlich sich beinacht zum Hühnerstalle
Von einem namens Jochen Dralle,
Der, weil die Mühe ihn verdroß,
Die Tür mal wieder nicht verschloß.
Er hat sich, wie er immer pflegt,
So wie er war zubett gelegt.
Er schlief und schnarchte auch bereits.
Frau Dralle, welche ihrerseits
Noch wachte, denn sie hat die Grippe,
Stieß Jochen an die kurze Rippe.
Du, rief sie flüsternd, hör doch bloß,
Im Hühnerstall da ist was los:
Das ist der Fuchs der alte Racker.
Und schon ergriff sie kühn und wacker,
Obgleich sie nur im Nachtgewand,
Den Besen, der am Ofen stand,
Indeß der Jochen leise flucht
Und erst mal Licht zu machen sucht.
Sie ging voran, er hinterdrein.
Es pfeift der Wind, die Hühner schrein.
Nur zu, mahnt Jochen, sei nur dreist
Und sag Bescheid, wenn er dich beißt.
Umsonst sucht sich der Dieb zu drücken
Vor Madam Dralles Geierblicken.
Sie schlägt ihm unaussprechlich schnelle
Zwei drei mal an derselben Stelle
Mit ihres Besens hartem Stiel
Aufs Nasenbein. Das war zuviel. —
Ein Jeder kriegt, ein Jeder nimmt
In dieser Welt, was ihm bestimmt.
Der Fuchs, nachdem der Balg herab,
Bekommt ein Armesündergrab.

Frau Dralle, weil sie leichtgesinnt
Sich ausgesetzt dem Winterwind
Zum Trotz der Selbsterhaltungspflicht,
Kriegt zu der Grippe noch die Gicht.
Doch Jochen kriegte hocherfreut
Infolge der Gelegenheit
Von Pelzwerk eine warme Kappe
Mit Vorder- und mit Hinterklappe.
Stets hieß es dann, wenn er sie trug:
Der ist es, der den Fuchs erschlug.

*

Zwei Knaben, Fritz und Ferdinand,
Die gingen immer Hand in Hand,
Und selbst in einer Herzensfrage
Trat ihre Einigkeit zutage.
Sie liebten beide Nachbars Käthchen,
Ein blondgelocktes kleines Mädchen.
Einst sagte die verschmitzte Dirne:
Wer holt mir eine Sommerbirne,
Recht saftig, aber nicht zu klein?
Hernach soll er der Beste sein.
Der Fritz nahm seinen Freund beiseit
Und sprach: Das machen wir zu zweit;
Da drüben wohnt der alte Schramm,
Der hat den schönsten Birnenstamm;
Du steigst hinauf und schüttelst sacht,
Ich lese auf und gebe acht.
Gesagt getan. Sie sind am Ziel.
Schon als die erste Birne fiel,
Macht Fritz damit sich aus dem Staube,
Denn eben schlich aus dunkler Laube,
In fester Faust ein spanisch Rohr,
Der aufmerksame Schramm hervor.

Auch Ferdinand sah ihn beizeiten
Und tät am Stamm herunter gleiten
In Ängstlichkeit und großer Hast,
Doch eh er unten Fuß gefaßt,
Begrüßt ihn Schramm bereits mit Streichen,
Als wollt er einen Stein erweichen.
Der Ferdinand, voll Schmerz und Hitze,
Entfloh und suchte seinen Fritze.
Wie angewurzelt blieb er stehn.
Ach hätt er es doch nie gesehn:
Die Käthe hat den Fritz geküßt,
Worauf sie eine Birne ißt.
Seit dies geschah, ist Ferdinand
Mit Fritz nicht mehr so gut bekannt.

*

Gehorchen wird jeder mit Genuß
Den Frauen, den hochgeschätzten,
Hingegen machen uns meist Verdruß
Die sonstigen Vorgesetzten.

Nur wenn ein kleines Mißgeschick
Betrifft den Treiber und Leiter,
Dann fühlt man für den Augenblick
Sich sehr befriedigt und heiter.

Als neulich am Sonntag der Herr Pastor
Eine peinliche Pause machte,
Weil er den Faden der Rede verlor,
Da duckt sich der Küster und lachte.

*

Zu Olims Zeit, auf der Oase,
Am Quell, wo schlanke Palmen stehen,
Saß einst das Väterchen im Grase
Und hatte allerlei Ideen.

Gern sprach davon der Hochverehrte
Zu seinen Söhnen, seinen Töchtern,
Und das Gelehrte, oft Gehörte
Ging von Geschlechte zu Geschlechtern.

Auch wir, in mancher Abendstunde,
Wenn treue Liebe uns bewachte,
Vernahmen froh die gute Kunde
Von dem, was Väterchen erdachte.

Und sicher klingt das früh Gewußte
So lang in wohlgeneigte Ohren,
Bis auf der kalten Erdenkruste
Das letzte Menschenherz erfroren.

*

Frau Welt, was ist das nur mit euch?
Herr Walter sprach's, der alte.
Ihr werdet grau und faltenreich
Und traurig von Gestalte.

Frau Welt darauf erwidert schnippisch:
Mein Herr, seid lieber stille.
Ihr scheint mir auch nicht mehr so hübsch
Mit eurer schwarzen Brille.

*

Lache nicht, wenn mit den Jahren
Lieb und Freundlichkeit vergehen,
Was Paulinchen ist geschehen,
Kann auch dir mal widerfahren.

Sieh nur, wie verändert hat sich
Unser guter Küchenbesen.
Er, der sonst so weich gewesen,
Ist jetzunder stumpf und kratzig.

*

Ein weißes Kätzchen, voller Schliche,
Ging heimlich, weil es gerne schleckt,
Des abends in die Nachbarküche,
Wo man es leider bald entdeckt.

Mit Besen und mit Feuerzangen
Gejagt in alle Ecken ward's.
Es fuhr zuletzt voll Todesbangen
Zum Schlot hinaus und wurde schwarz.

Ja, siehst du wohl, mein liebes Herze?
Wer schlecken will, was ihm gefällt,
Der kommt nicht ohne Schmutz und Schwärze
Hinaus aus dieser bösen Welt.

*

Nachbar Nickel ist verdrießlich,
Und er darf sich wohl beklagen,
Weil ihm seine Pläne schließlich
Alle gänzlich fehl geschlagen.

Unsre Ziege starb heut morgen,
Geh und sag's ihm, lieber Knabe!
Daß er nach so vielen Sorgen
Auch mal eine Freude habe.

*

Ach, wie vieles muß man rügen,
Weil es sündlich und gemein,
So, zum Beispiel, das Vergnügen,
Zuzusehn bei Prügelein.

Noch vor kurzem hab ich selber
Mir zwei Gockel angesehn.
Hier ein schwarzer, da ein gelber,
Die nicht gut zusammen stehn.

Plötzlich kam es zum Skandale,
Denn der schwarze macht die Kur,
Was dem gelben alle Male
Peinlich durch die Seele fuhr.

Mit den Krallen, mit den Sporen,
Mit dem Schnabel scharf gewetzt,
Mit den Flügeln um die Ohren
Hat es Hieb auf Hieb gesetzt.

Manche Feder aus dem Leder
Reißen und zerschleißen sie,
Und zum Schlusse ruft ein jeder
Triumphierend Kickriki!

Voller Freude und mit wahrem
Eifer sah ich diesen Zwist,
Während jedes Huhn im Harem
Höchst gelassen weiter frißt.

Solch ein Weibervolk mit Flügeln
Meint, wenn Gockel früh und spät
Seinetwegen sich verprügeln,
Daß sich das von selbst versteht.

*

Fritz, der mal wieder schrecklich träge,
Vermutet, heute gibt es Schläge,
Und knöpft zur Abwehr der Attacke
Ein Buch sich unter seine Jacke,
Weil er sich in dem Glauben wiegt,
Daß er was auf den Buckel kriegt.
Die Schläge trafen richtig ein.
Der Lehrer meint es gut. Allein

Die Gabe wird für heut gespendet
Mehr unten, wo die Jacke endet,
Wo Fritz nur äußerst leicht bekleidet
Und darum ganz besonders leidet.
Ach, daß der Mensch so häufig irrt
Und nie recht weiß, was kommen wird!

*

Wenn die Tante Adelheide
Als Logierbesuch erschien,
Fühlte Fritzchen große Freude,
Denn dann gab es was für ihn.

Immer hat die liebe Gute
Tief im Reisekorb versteckt
Eine angenehme Tute,
Deren Inhalt köstlich schmeckt.

Täglich wird dem braven Knaben
Draus ein hübsches Stück beschert,
Bis wir schließlich nichts mehr haben
Und die Tante weiter fährt.

Mit der Post fuhr sie von hinnen.
Fritzchens Trauer ist nur schwach.
Einer Tute, wo nichts drinnen,
Weint man keine Träne nach.

*

Der Bauer sprach zu seinem Jungen:
Heut in der Stadt da wirst du gaffen.
Wir fahren hin und seh'n die Affen.
Es ist gelungen
Und um sich schief zu lachen,
Was die für Streiche machen
Und für Gesichter,

Wie rechte Bösewichter.
Sie krauen sich,
Sie zausen sich,
Sie hauen sich,
Sie lausen sich,
Beschnuppern dies, beknuppern das,
Und Keiner gönnt dem Andern was,
Und essen tun sie mit der Hand,
Und alles tun sie mit Verstand,
Und Jeder stiehlt als wie ein Rabe.
Paß auf, das siehst du heute.
  Oh Vater, rief der Knabe,
Sind Affen denn auch Leute?
  Der Vater sprach: Nun ja,
Nicht ganz, doch so beinah.

*

Es gibt ja leider Sachen und Geschichten,
  Die reizend und pikant,
Nur werden sie von Tanten und von Nichten
  Niemals genannt.

Verehrter Freund, so sei denn nicht vermessen,
  Sei zart und schweig auch du.
Bedenk: Man liebt den Käse wohl, indessen
  Man deckt ihn zu.



J. Trojan

Mein Regenschirm

Einst in ein Wirtshaus kehrt' ich ein —
's war nicht von erstem Range —
Doch weil vortrefflich war der Wein,
So trank ich viel und lange.
Da ließ ich beim Nachhausegehn
Den Regenschirm im Winkel stehn.

Ich kam zurück am Tag darauf,
Um mir den Schirm zu holen;
Den Wein auch sucht' ich wieder auf,
Der sich so gut empfohlen.
Aufs neu blieb beim Nachhausegehn
Mein Regenschirm im Winkel stehn.

Noch manchen Tag so ging es mir,
Wenn ich hinkam und zechte.
Der Wirt war aller Wirte Zier,
Der Wein genau der rechte;
Und wenn ich ging, blieb an der Wand
Mein Regenschirm da, wo er stand.

An einem Abend aber, da
Sich schwarz die Wolken türmten,
Dacht' ich des Schirmes, weil ich sah,
Daß andre sich beschirmten.
Ich sucht' und suchte hier und dort —
Vergebens alles! Er war fort.

Da hab' ich bei mir selbst gedacht:
Mein Schirm ist gut geartet,
Hat manchen Tag und manche Nacht
Umsonst auf mich gewartet.
Ich schätz' ihn nicht deshalb gering,
Weil er zuletzt müd ward und ging.

Fortan bin ich in seiner Schuld,
Der mein mit Langmut harrte.
Jetzt ist's an mir, daß mit Geduld
Auf ihn ich paff' und warte.
Hier will ich bleiben unbeirrt,
Vertrauend, daß er kommen wird.

Drum wer mich oft hier sitzen sieht
Auf diesem Platz, der denke:
Mein Regenschirm ist's, der mich zieht
Hinein in diese Schenke.
Und seinetwegen trink' ich dann,
Weil ich nicht dürstend warten kann.

Schon wieder geht's auf Mitternacht,
Und er ist nicht gekommen!
Ich saß und trank und hab gewacht
Zu meines Schirmes Frommen.
Vielleicht noch kommt er, eh' es Eins — —
Herr Wirt! Noch einen Schoppen Weins!

Was soll ich meiner Tante schenken?

Ich sitze da in tiefem Denken
Und sinne her und sinne hin —
„Was soll ich meiner Tante schenken?"
Das geht mir immer durch den Sinn.

Was wünscht sie sich? Wär' ihr am Ende
Erwünscht ein grüner Papagei?
Ein Makartbild als Zier der Wände?
Ein Gummibaum? Ein Straußenei?

Wär' ihr gedient mit einer Brille?
Mit einem Kopf des wilden Schweins?
Wünscht sie vielleicht sich in der Stille
Ein Oxhoft alten Branntweins?

Soll ich Schlittschuhe für sie wählen —
Die Tante ist noch ziemlich flink! —
Wie? oder ist mehr zu empfehlen
Was Plastisches, gemacht aus Zink?

Würd' ein Aquarium ihr gefallen?
Würd' sie ein Deckelglas erfreun?
Ach, unter diesen Dingen allen
Scheint keins das richt'ge mir zu sein.

Ich sitze da in tiefem Denken
Und schaue sinnend in das Glas —
Ei was! Ich will ihr gar nichts schenken!
Vielleicht schenkt mir die Tante was.

Der Juli-Schwarm

Jetzt geht es los!
Zur Sommerreise schon packt man ein,
Schloßkörbe ächzen, Kinder schrein,
Die Verwirrung im Haus' ist groß.
Mit aufgerissenen Fächern und Türen
Klafft die Kommode, gähnt das Spind.
Jetzt fehlen Strippen, um zu schnüren,
Jetzt fehlt ein Schlüssel, jetzt fehlt ein Kind!
Tausenderlei,
Was notwendig für wen'ge Wochen,
Teils zum Anziehen, teils zum Kochen,
Schleppt man herbei.

Vieles wird in der Hast zerbrochen;
Furchtbar schallt durch das Menschengewirre
        Scherbengeklirre.

Dem Vater grauset's, er geht zu Bier.
Während er leert der Krüge vier,
Überzählt er mit Kummerblick
Immer wieder und wieder seine
Goldkronen und Reichskassenscheine.
Denn der Hauswirt — du meine Güte! —
Holt vor der Abreise noch die Miete.
Wenn sie fort ist, was bleibt zurück?

Unterdes in den Badeorten
Öffnen sich gierig schon die Pforten
Der Logierhäuser und Hotels,
Um zu verschlingen die Wimmelscharen,
Die nun bald kommen angefahren,
Wie die Plötze verschlingt der Wels.
Die Bank wird gestrichen, geputzt der Fels,
Das Echo, das so gut rentiert,
Wird angeschossen und probiert,
Und der Aussichtspunkt revidiert.
Der Wasserfall mit Brausewogen
Wird versuchsweise aufgezogen.
Seiner fettigen Bände Schar
Mustert der Leihbibliothekar.

Der Schuster wirft seine Ahle hin,
Der Schneider Nadel, Scheer' und Elle;
Als Mitglieder der Badekapelle
Ziehen fortan sie mit frohem Sinn
        Reichen Gewinn.
Aber die Kellner in langen Reihn,
Gestützt bald auf das eine Bein,

Bald auf das andre, üben sich ein
Das elegante Hohlmachen der Hände
Zum Empfang der erzwungenen Spende.
Kellerwärts steigt der Wirt hinab,
Macht den Tischwein und zieht ihn ab.
Aus der Blaubeere purpurnem Blut
Fertigt er Rotwein, echt und gut:
Den St. Julien, den St. Emilion,
Den Medoc und den Haut Brion,
Den Château Margaux, den Pontet Canet,
Der beliebt ist auf Bergen und an der See.
Rheinweine macht er nach Rezepten,
Die er erhielt von erfahrnen Adepten,
Die einen leicht und die andern schwer,
Und stellt mit Haaröl die Blume her.
Aber der Mosel, dem manche fröhnen,
Wird aus Essig und Hobelspähnen
Mit einem Zusatz von Sprit gemacht.

Wie aus des Kellers tiefer Nacht
Der Wirt zum Licht wieder taucht empor,
Da begrüßt ihn ein froher Chor.
Invaliden schießen, Turmwächter blasen,
Hausknechte fallen in Ekstasen,
Und die Kellner springen umher
Mit geschwungnen Servietten auf grünem Rasen.
Es braust der Wald, es rauscht das Meer,
Und jauchzend klingt es: Hurra! Hurra!
Die Berliner, die ersten Berliner sind da!

Vom Hanns und der Gretl
(Aus dem Märchen des Steinklopferhanns)

Dort, wo der Wald niedergeht und ein' Spitz wie eine Nasen ins Land streckt, dort is vor undenklichen Zeiten einmal a Häusel g'standen, drin hat a kluge Frau gewohnt. 's liegen dort in der Näh' drei Dörfer, die war'n in der Zeit, von der ich red', auch schon da, 's mag 's eine mehr Häuser g'habt haben als das andere, 's eine mag mit der Zeit von der Straß' z'ruckgangen sein und 's andere bis hervor zu ihr, das macht nix. — Den Örtern geht's wie den Leuten, sie versterben und lassen eins dahinter, das ihren Nam' fortführt und ist kein Brösel von ihnen selber mehr auf der Welt, als was so das Kind von ihnen überkommen hat; so ist wohl wenig mehr von dö alten Dörfer da, als daß neue Höf' stehen an der Stell', wo einmal die alten gestanden sind, und ein oder der andere Stein mit hinein vermauert ist. Na, so war's halt, auf der Waldnasen hat die weise Frau g'haust und rundum waren drei Dörfer, in ein' Dorf war ein Knecht, der hat Hanns g'heißen, in andern a Dirn, die hat Gretl g'heißen, und in der Mitten is das dritte Dorf g'legen. Das dritte Dorf war das reichste und 's hat oft dort im Wirtshaus Tanz und Unterhaltung geb'n und da hat der Hanns die Gretl kennen g'lernt, all' zwei war'n arme Teufeln, hätten gern g'heirat', aber haben's immer überlegt, müßt' amal a Glück kommen, daß sie's riskier'n könnten, haben 's denkt. 's Glück is jahrlang ausblieben, sie sein d'Jahr' lang miteinander gegangen, und da haben 's halt die Leut' — ihr müßt es nit in Übel aufnehmen, aber die Leut' war'n allemal so boshaftig und nixnutzig wie heut — da haben 's halt die Leut' auch die „ewig' Liebsleut'" g'nennt.

Einmal aber nimmt sich der Hannsl ein Herz und sagt, sie könnten doch auch die weise Frau um Rat frag'n, denn

warum net? Viele haben's schon getan, kein'm seine Sach' wär' dadurch schlechter word'n, im Gegenteil' hätt' sie bei den mehrern den Nagel auf 'n Kopf g'troffen — na und so — freilich warum denn nit?

Freilich, meint die Gretl, ein rechter Rat wär' doch immer was Recht's, und wann 's einem zu was Waghalsigem verleiten wollt', müßt' man's ja doch nit tun und könnt's bleiben lassen. Und so viel wird's ja auch nit kosten und es wird zum d'erschwingen sein.

Richtig, kosten wird's auch was, meint der Hanns. Umsonst ist der Tod, und der kost's Leben — leben will so a kluge Frau doch auch, und wann man's verhungern ließ, tät' man völlig allen guten Rat im ganzen Gau aushüngern. Wird net so viel sein. Ihr guter Rat tät' doch gleich sein' Dienst und braucht man net so lang z'warten, wie aufs liebe Himmelreich, für das sich die geistlich' Herrn doch auch zahl'n lassen. Und die Gretl sollt' nur auf die nächste Vollmondnacht hingehn.

Das taugt aber der Gretl nit, denn sie tät' sich so viel fürchten, und der Hannsl war doch a Mannsleut' und der Kuraschiertere.

„Dös schon," sagt der Hanns und wird um zwei Fingerbreit höher, kratzt sich aber gleich wieder hinterm Ohr und wird a Trümmerl kleiner, wie er eher war; „aber," sagt er, „weißt Gretl, allein kann ich's nit d'ertun." No, er hat sein' Lohn stark an'griffen g'habt die Woch', auf Bier oder Tabak — wann s' auch schon g'raucht hab'n vor die undenklichen Zeiten, von dö ich verzähl'? — Was weiß ich!

Z'letzt kommen s' halt überein, daß jedes die Halbscheid von die Kosten tragt und daß der Hannsl hingeht.

Der Hannsl is halt so viel kuraschiert g'west, und wie der nächste Vollmond kommen is, macht er sich auf'n Weg; durchs Dorf an die Felder vorbei hat er sich noch eins 'pfiffen, wie er aber auf die verrufene Waldnasen zukommt, da is er

ganz stad word'n, der Mond hat so durchs Gezweig g'schienen, daß der Schatten von die Äst' wie kohlschwarze Sammetbandeln über 'n Weg g'legen is und der Hanns hat sich eing'red't, er könnt' über eins oder 's andere stolpern und hat fleißig auf die Erd' g'schaut, — burr, fliegt ihm ein' Nachteul' eine Spanne über 'n Hut weg — na, er war aber recht kuraschiert, und wie er erst g'wußt hat, was es war, hat er nach einer Weil' über den „Malefiz-Vogel" ein recht's Maul g'habt.

So kommt er zur Waldfrauhütten. Dort hat er erst sich ein bissel b'sonnen und hat sich eingeredet, wie er so schnell müßt' gegangen sein, weil ihm das Herz so schlagt. Und wie er schon das dritte Mal sein' Finger krumm macht — nie is er ihm recht ang'standen — und will anklopfen, da tut sich die Tür von selber auf und die kluge Frau steht vor ihm und sagt: „Na, bist einmal da, ich hab' dich schon lang erwart'!"

„Jesus," sagte der Hanns — ich weiß zwar nit, ob die Leut' in dö unvordenklichen Zeiten, wovon ich d'erzähl', schon Jesus g'sagt hab'n, aber das tut nix. „Jesus," hat also der Hanns g'sagt und sich verwundert, daß die Waldfrau weiß, daß er zu ihr will. Und er hat's doch schon die ganze Wochen im Dorf ausg'schrieen, wo er mit nächstem Vollmond hingeht.

Die kluge Frau hätt' also nit g'scheit sein müssen, wenn sie das nit g'wußt hätt'! So sagt sie zu ihm: „Komm h'rein!"

Der Hanns geht also in die Hütte, dort brennt auf 'm Herd ein großes Feuer, und wie er so seitwärts hinblinzelt, ist am Boden ein großer Kreis von Totenbeiner und Totenköpf', und da hat's ihm ein' klein' Rucker nach der Tür hin 'geben, und er hätt' recht gern „Gute Nacht" g'sagt, wenn ihm nit auf einmal gar so trocken im Hals worden wär', und so ohne „Behüt dich Gott" davonrennen, das wär' doch unschicksam, b'sonders gegen a kluge Frau, mit der man's schon gar nit verderben darf.

„Na," sagt die Waldfrau, „da marschier hinein und setz dich!" Und meint in die Mitten von den Totenknochen, wo ein Schemel g'standen is.

Das war eine rechte Not, hat sich doch der Hanns gefürchtet, er tritt so ein' Toten auf 'n Kopf, und wer weiß, wo die Alte die Köpf aufg'lesen hat, es haben die schönsten Leute darunter sein können, die ihr'n Respekt verlangen, vielleicht sein eigener Urgroßvater.

So tappte er halt in Gottes Nam' hinein in den Zauberkreis und 'vor er sich auf den Schemel setzt, meint er: Es würd' sich doch nicht recht schicken, und er is net kommen, um ihr Beschwer zu machen und will er sich halt doch ein klein wengerl niedersetzen, daß er der klugen Frau 'n Schlaf nit austragt, und will ihr schnell sag'n, was er eigentlich will.

„Das weiß ich schon," sagte die Waldfrau und gibt ihm ein großes Stundenglas in die Hand, geht dann von ihm weg, langt ein' Laib Brot von der Stellen herunter und schneid't die Gottesgab an. . .

— — — — — — — — — —

Der Hanns hat dieweil die Totenköpf' ang'schaut und die ihn, und denkt sich der Hanns: „Was das für a Zeit sein wird, wo du auch wirst keine Nasen hab'n und so viel große Augen und doch nix sehen damit?! Und wie lang wird wohl hin sein?"

„Jetzt bist noch stämmig und rüstig und die Leut' nennen dich kein uneb'nen Bub'n'. Die Gretl ist auch so ein mordssauberes Dirndel. Die Jahr' her, die ich mit ihr geh', is 's nur säubriger word'n."

„Ah geh," sagt die Gretl, „du schmeichlerische Katz', siehst denn nit, daß ich doch schon bissel abfall', und auf der Stirn kommen schon die Falten, wenn 's auch noch so fein sein wie die Spinnenweb'n."

„Na," sagt der Hanns, „laß gut sein, du taugst mir deßtwegen noch alleweil, meinst, mir bleibt aus, was dir blüht?

Und so is 's gut und so is 's recht, so hab'n wir uns doch die Unsäubrigkeit nicht vorzuwerfen."

„Aber, Hanns," sagt die Gretl, „das alles wär' schon recht, aber die Kräfte verlassen ein' doch auch."

„Teufel h'nein," sagt er, „freilich, an das hab' ich nit denkt, aber zum verspür'n fang' ich's auch schon an."

„No, no," sagt die Gretl, „dann is 's Rest, wann wir nimmer arbeiten können wie früher, dann is 's gar, gar!"

„Es will nimmer weiter," sagt die Gretl, „mein Bauer hat g'sagt, ich taug ihm nimmer, ich verdienet nimmer 's Wasser mit meiner Arbeit, ich sollt' schon lieber zum Betteln schau'n."

„O, du mein Gott," sagt der Hanns, „dasselb' hat mein Bauer heut auch zu mir g'sagt."

„So, na schön," sagt die Gretl, „da komm nur gleich und laß uns zur Kirchtür herstell'n."

„Gut — gut — la — la," lacht der alte Hanns und stellt sich zur Kirchtür. „Hihi, Gretl, wie du ausschaust!"

„Du alter Schüppel," sagt die Gretl, „meinst, du schaust lieber aus? Taug' ich dir 'leicht nimmer? — Gelt, als jung' Ding war ich dir recht, daß ich die Jahr' neben dir herlauf'? — O du!" — Dabei gibt sie ihm mit der geballten Faust ein' Renner.

„Du Bisgurn," sagt der alte Hanns und hebt sein' Stock.

Da fahrt ihm das wüste Weibsbild in die Haar' und sie balgen sich vor der Kirch' und die Leut weichen aus und schimpfen und lachen.

„Gretl," sagt der Hanns keuchend, „laß gut sein, du verreißt mir mein wenig Haar, — krallt hast mich auch, du wilde Katz' — mir sein recht nette Bettelleut', in dem Kirchspiel halten s' uns schon für versoffen, da geben s' uns nix."

Und die alte Gretl schleicht mit ihm weg von der Kirchtür, und sie setzten sich all' zwei auf ein Grab nieder, wo ein großer Stein davor in der Kirchmauer war und drauf ein

großer Totenkopf mit Beiner übers Kreuz; „Jesus," sagt der Hans, „wie lang wird's noch dauern, so schau'n wir auch nit anderst aus!"

Die Gretl trocknet ihm mit 'm Tüchel 's Blut vom G'sicht, wo's ihm nach ihrem Kratzen herg'loffen is. „Ich wollt', 's wär schon am End'," sagt s', „wann nur früher a schöner Leben g'wesen wär'."

„O du mein," seufzte Hanns. „Wohl, wohl, wir hab'n uns halt verpaßt, was liegt dran, wann's auch am End' so kommen wär' und nit anderster, könnt' mer doch sagen, mer hätt' g'lebt: Kinder könnt' mer hab'n, dö was taug'n und 'n alten Eltern zeitweis' was vergunnen und zukommen ließen, und wer weiß, hätt's grad so kommen müssen? Hätt' der Himmel nöt können sein' Segen drein geben, wann wir ihm vertraut und auf unsere arbeitsam' Händ' baut hätten?!"

„O freilich," sagt die Gretl.

„Ja," sagt der Hanns, „bei sündigem Fürnehmen geht's ‚Hüst und Hott' und bei rechtschaffene Vorsätz' ist's ‚Oeha!' Mir hätt'n uns all die Spottred'n verspar'n und a g'scheit Leb'n führ'n können, so hab'n wir alles verpaßt! Wie ruhig könnt' mer dasitz'n auf'm Grab und frag'n: „Wann kimmt die Reih' auf uns? Wann werd'n wir so ausschau'n wie der Boanerbartl dort an der Wand?" Wann wir so g'lebt hätten, wie ander' Leut'! So hab'n wir uns nie z'leben traut und hitzt soll's ans Sterben gehn, — wann s' uns mal ausgrab'n, mir müssen ganz verdrehte Köpf' hab'n! Im Himmel laßt sich auch nix einhol'n, der Pfarrer sagt, dort gibt's keine Mand'ln und Weib'ln, wir hab'n's für Zeit und Ewigkeit verhaut. O, Herrgott, gabst, daß wir nochmal jung wurden, ich wüßt', was ich tät'!"

„O du mein Herr und Heiland," sagt die Gretl, „dös wird halt nimmer sein," und dabei weint die Alte, daß 'n Hanns, so wie er neben ihr sitzt, auch mit beutelt.

„Du bist doch a gute Seel'," sagt der Hanns, und wie er

mit seine zittrigen Händ' hinüberlangt, damit er die Alte um die Achsel nehmen und trösten kann, fallt ihm sein Stock aus der Hand . . . und . . .

— — — — — — — — — —

„Du Sakra, du," schreit die Waldfrau, „verbrich mir die Sanduhr nit!"

Und er schaut auf, da sitzt er auf'm Schemel, neben ihm auf der Erd' liegt die Sanduhr, die er hat fallen lassen, und rundum sind die Totenköpf' — — er ist in der Hütten der Waldfrau und alles war nur so ein einwendig's G'sicht.

Die Waldfrau aber is grad mit 'm Messer um 'n ganzen Brotlaib herumkommen; — nit länger hat's Ganze dauert, als sie ihr Stückel Brot g'schnitten hat. — Jetzt nimmt sie's in die eine Hand, beißt ein rechtschaffen' Stück ab, und hält die andere Hand offen hin.

Der Hanns sucht mit zitterndem Finger aus all seine Säck' seine Kreuzer zusamm', nit ein' hat er b'halten, alle hat er der klugen Frau geben. Ganz aufrecht is er da g'standen, als ob er das Dach von der Hütten traget und wär' ihm nur a Spaß! Die Augen hab'n ihm geleucht', und die Zähn' hat er übereinander gebissen.

Und die Waldfrau hat 's Maul voll g'habt und g'kaut und geschluckt.

Keins hat ein Wörtl g'red't.

Der Hanns ist fortgangen und die Waldfrau hat hinter ihm zug'riegelt. Dann is es lang still blieben draußen in der klaren Nacht, bis einer beim letzten Baum, wo die Waldnasen aufhört, ein Juchezer 'tan hat, daß die Blatteln auf'm Baum und 's Gesträuch auf 'm Boden zitternd word'n sein und drüben hat er einen schlafenden Berg aufg'weckt, daß der auch mit ein'm Schrei munter word'n is.

Dann ist der eine auf das Dorf zutrabt, wo die Gretl haust; — an der Straßen sind die Wegschranken hingelaufen, da hat er sich ang'stemmt und einen Balken aus-

g'hoben und über die Achsel geschultert, wie die Riesen mit die Wiesbäum' getan haben sollen, er ist sich wohl so vorkommen, als wär' er heut so ein halbgewachsener Riesenkerl und wie er zur Gretl ihr'm Fenster kommt, tupft er ganz säuberlich mit sein'm Wiesbaum an die Scheiben an.

Das Glas war gescheiter und hat nachgegeben und ein handgroßes Stück is ausgebrochen und im Mondlicht, wie eine Sternschneuze, ins Gras herunter geschossen.

Und oben hat die Gretl g'schrieen.

Und unten hat der Hanns gelacht.

Und wie sich die Gretl erholt hat von ihrem Schrecken, fragt sie, was die weise Frau gesagt hat.

„G'sagt hat sie nix," sagt der Hanns, „aber geheirat' wird!"

Das Huhn und der Karpfen

Auf einer Meierei,
Da war einmal ein braves Huhn,
Das legte, wie die Hühner tun,
An jedem Tag ein Ei
Und kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei.

Es war ein Teich dabei,
Darin ein braver Karpfen saß
Und stillvergnügt sein Futter fraß,
Der hörte das Geschrei:
Wie's kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei.

Da sprach der Karpfen: „Ei!
Alljährlich leg ich 'ne Million
Und rühm mich des mit keinem Ton:
Wenn ich um jedes Ei
So kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte —
Was gäb's für ein Geschrei!"

Der Eiersegen

Im Sommer war's, vor langer Zeit,
Da trat mit weißbestaubtem Kleid
Ein Wanderbursche müd genug
Einst zu Semlin in einen Krug.

Doch niemand war in dieser Schenke,
Zu reichen Speisen und Getränke —
Nur Fliegen, die vom Tisch aufsummten,
Und Brummer, die am Fenster brummten.
Die Sonne kam hereingeflossen
Und malte still die Fenstersprossen
Hin auf den sandbestreuten Grund.
Es regte sich kein Mensch, kein Hund;
Es waren ganz für sich allein
Die Fliegen und der Sonnenschein.
Der Wandrer auf die Bank sich streckte,
Und seine müden Glieder reckte,
Und dacht': „Die Ruhe soll mir frommen!
Am Ende wird schon jemand kommen!"
Und als er nun so um sich sah,
Fand er ein Häufchen Krumen da,
Das man vom Tisch zusammenfegte,
Und da der Hunger sehr sich regte,
Begann er eifrig unterdessen
Von diesen Krümlein Brots zu essen.
Dem guten Burschen war nicht kund,
Daß sich auf Hexerei verstund
Des Krügers Frau. Sie wollte eben
Die Krümchen ihren Hühnern geben,
Und da sie abgerufen ward,
Sprach sie darob nach Hexenart,
Bevor sie ging, den Eiersegen,
Wonach die Hühner mächtig legen. —
Und als der Bursche also nippte
Und mit den Fingern Krumen tippte,
Da ward ihm gar so wunderlich
Im Leibe, so absunderlich.
Bis daß auf einmal wundersam
Der Zauberspruch zur Wirkung kam.

Er fühlte sich, als wie besessen.
Und so viel Krumen er gegessen,
So viele Eier mußt' er legen!
Das wirkte dieser Hexensegen!
Er mochte wollen oder nicht,
Das war das Ende der Geschicht':
Er legte einunddreißig Eier,
Und danach fühlte er sich freier.
Dann ward ihm so mirakelig,
So kikelig, so kakelig.
Und ehe er sich recht besann,
Da fing er auch das Kakeln an!
Er konnte diesen Trieb nicht zügeln,
Schlug mit den Armen wie mit Flügeln,
Ging um die Eier in die Runde
Und scharrte kräftig auf dem Grunde
Und kakelte so furchtbarlich,
Daß alles rings entsatzte sich:
Zusammen lief Weib, Kind und Mann
Und schauten das Mirakel an.
Doch endlich ließ der Zauber nach;
Dem armen Burschen war ganz schwach.
Er fühlte ganz elendiglich
Sich außen und inwendiglich,
Und mußte stärken sein Gebein
Mit Käse, Brot und Branntewein!
Ließ sich den Stock herüberlangen
Und ist beschämt davongegangen.
Nach langer Zeit, in späten Jahren,
Hab' ich's aus seinem Mund erfahren.
Da hat er oftmals mir erzählt,
Wie ihn das Hühnerbrot gequält,
Und wie das Ding sich zugetragen.
Zum Schlusse pflegte er zu sagen:

„Das Legen, das ist leicht getan!
Das Kakeln aber, das greift an!“

Der Gimpel

Behaglich sitzt in seinem kleinen Bauer
Der Gimpel, pfeifend sein gelerntes Lied.
Er hängt im Sonnenschein dort an der Mauer,
Er hat es gut, und gar nichts fällt ihm sauer,
Er ist zufrieden, wie man deutlich sieht.
Das ist die Kunst! Sie führt zu hohen Ehren:
Man hat das kleine Tier bezahlt mit Gold.
Kann man die Nachtigall wohl Lieder lehren?
Man kann es nicht! Drum soll den Gimpel ehren,
Wer wahrer Kunstvollendung Beifall zollt!
Nun leiert er sein Lied, der brave Gimpel,
Wie er's gelernt hat, alle Tage her,
Pfeift seine Melodie so rein und simpel,
Daß alles jauchzt: „Wie schön singt unser Gimpel
Das Liedchen doch: ‚Wenn ich ein Vöglein wär!‘“

Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß

Mein Pate, der Knierutscher Jochem — er ruhe in Frieden! — war ein Mann, der alles glaubte, nur nicht das Natürliche. Das Wenige von Menschenwerken, was er begreifen konnte, war ihm göttlichen Ursprungs; das Viele, was er nicht begreifen konnte, war ihm Hexerei und Teufelsspuk. — Der Mensch, das bevorzugteste der Wesen, hat zum Beispiel die Fähigkeit, das Rindsleder zu gerben und sich Stiefel daraus zu verfertigen, damit ihn nicht an den Zehen friere; diese Gnade hat er von Gott. Wenn der Mensch aber hergeht und den Blitzableiter oder gar den Telegraphen erfindet, so ist das gar nichts anderes als eine Anfechtung des Teufels. — So hielt der Jochem den lieben Gott für einen gutherzigen einfältigen Alten (ganz wie er, der Jochem, selber war), den Teufel aber für ein listiges, abgefeimtes Kreuzköpfel, dem nicht beizukommen ist und das die Menschen und auch den lieben Gott von hinten und vorn beschwindelt.

Abgesehen von dieser hohen Meinung vom Lucifer, Beelzebub (was weiß ich, wie sie alle heißen), war mein Pate ein gescheiter Mann. Ich verdankte ihm manches neue Linnenhöslein und manchen verdorbenen Magen.

Sein Trost gegen die Anfechtungen des bösen Feindes und sein Vertrauen war die Wallfahrtskirche Mariaschutz am Semmering. Es war eine Tagereise dahin, und der Jochem machte alljährlich einmal den Weg. Als ich schon hübsch zu Fuße war (ich und das Zicklein waren die einzigen Wesen, die mein Vater nicht einzuholen vermochte, wenn er uns mit der Peitsche nachlief), wollte der Pate Jochem auch mich einmal mitnehmen nach Mariaschutz.

„Meinetweg'," sagte mein Vater, „da kann der Bub' gleich die neue Eisenbahn sehen, die sie über den Semmering

jetzt gebaut haben. Das Loch über den Berg soll schon fertig sein."

„Behüt' uns der Herr," rief der Pate, „daß wir das Teufelszeug anschau'n! 's ist alles Blendwerk, 's ist alles nicht wahr."

„Kann auch sein," sagte mein Vater und ging davon.

Ich und der Pate machten uns auf den Weg; wir gingen über das Stuhleckgebirge, um ja dem Tale nicht in die Nähe zu kommen, in welchem nach der Leut' Reden der Teufelswagen auf und ab ging. Als wir aber auf dem hohen Berge standen und hinabschauten in den Spitalerboden, sahen wir einer scharfen Linie entlang einen braunen Wurm kriechen, der Tabak rauchte.

„Jessas Maron!" schrie mein Pate, „das ist schon so was! spring Bub'!" — Und wir liefen die entgegengesetzte Seite des Berges hinunter.

Gegen Abend kamen wir in die Niederung, doch — entweder der Pate war hier nicht wegkundig, oder es hatte ihn die Neugierde, die ihm zuweilen arg zusetzte, überlistet, oder wir waren auf eine „Irrwurzen" gestiegen — anstatt in Mariaschutz zu sein, standen wir vor einem ungeheuren Schutthaufen, und hinter demselben war ein kohlfinsteres Loch in den Berg hinein. Das Loch war schier so groß, daß darin ein Haus hätte stehen können, und gar mit Fleiß und Schick ausgemauert; und da ging eine Straße mit zwei eisernen Leisten daher und schnurgerade in den Berg hinein.

Mein Pate stand lange schweigend da und schüttelte den Kopf; endlich murmelte er: „Jetzt stehen wir da. Das wird die neumodische Landstraße sein. Aber derlogen ist's, daß sie da hineinfahren!"

Kalt wie Grabesluft wehte es aus dem Loche. Weiter hin gegen Spital in der Abendsonne stand an der eisernen Straße ein gemauertes Häuschen; davor ragte eine hohe Stange, auf dieser baumelten zwei blutrote Kugeln. Plötz-

lich rauschte es an der Stange und eine der Kugeln ging wie von Geisterhand gezogen in die Höhe. Wir erschraken baß. Daß es hier mit rechten Dingen nicht zuginge, war leicht zu merken. Doch standen wir wie festgewurzelt.

„Pate Jochem," sagte ich leise, „hört Ihr nicht so ein Brummen in der Erden?"

„Ja freilich, Bub'," entgegnete er, „es donnert was! es ist ein Erdbidn" (Erdbeben). Da tat er schon ein kläglich Stöhnen. Auf der eisernen Straße heran kam ein kohlschwarzes Wesen. Es schien anfangs stillzustehen, wurde aber immer größer und nahte mit mächtigem Schnauben und Pfusten und stieß aus dem Rachen gewaltigen Dampf aus. Und hintenher —

„Kreuz Gottes!" rief mein Pate, „da hängen ja ganze Häuser d'ran!" Und wahrhaftig, wenn wir sonst gedacht hatten, an das Lokomotiv wären ein paar Steirerwäglein gespannt, auf denen die Reisenden sitzen konnten, so sahen wir nun einen ganzen Marktflecken mit vielen Fenstern heranrollen, und zu den Fenstern schauten lebendige Menschenköpfe heraus, und schrecklich schnell ging's, und ein solches Brausen war, daß einem der Verstand still stand. Das bringt kein Herrgott mehr zum Stehen! fiel's mir noch ein. Da hub der Pate die beiden Hände empor und rief mit verzweifelter Stimme: „Jessas, Jessas, jetzt fahren sie richtig ins Loch!"

Und schon war das Ungeheuer mit seinen hundert Rädern in der Tiefe; die Rückseite des letzten Wagens schrumpfte zusammen, nur ein Lichtlein davon sah man noch eine Weile, dann war alles verschwunden, bloß der Boden dröhnte, und aus dem Loche stieg still und träge der Rauch.

Mein Pate wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Angesicht und starrte in den Tunnel.

Dann sah er mich an und fragte: „Hast du's auch gesehen, Bub'?"

„Ich hab's auch gesehen."

„Nachher kann's keine Blenderei gewesen sein", murmelte Jochem.

Wir gingen auf der Fahrstraße den Berg hinan; wir sahen aus mehreren Schachten Rauch hervorsteigen. Tief unter unsern Füßen im Berg ging der Dampfwagen.

„Die sind hin wie des Juden Seel'!" sagte mein Pate und meinte die Eisenbahn-Reisenden. „Die übermütigen Leut' sind selber ins Grab gesprungen!"

Beim Gasthause auf dem Semmering war es völlig still; die großen Stallungen waren leer, die Tische in den Gastzimmern, die Pferdetröge an den Straßen waren unbesetzt. Der Wirt, sonst der stolze Beherrscher dieser Straße, lud uns höflich zu einer Jause ein.

„Mir ist aller Appetit vergangen", antwortete mein Pate, „gescheite Leut' essen nicht viel, und ich bin heut' um ein Stückel gescheiter worden." Bei dem Monumente Karls VI., das wie ein kunstreiches Diadem den Bergpaß schmückt, standen wir still und sahen ins Oesterreicherland hinaus, das mit seinen Felsen und Schluchten und seiner unabsehbaren Ebene vor uns ausgebreitet lag. Und als wir dann abwärts stiegen, da sahen wir drüben in den wilden Schroffwänden unsern Eisenbahnzug gehen — klein wie eine Raupe — und über hohe Brücken, fürchterliche Abgründe setzen, an schwindelnden Hängen gleiten, bei einem Loch hinein, beim andern hinaus — ganz verwunderlich.

„'s ist auf der Welt ungleich, was heutzutag' die Leut' treiben," murmelte mein Pate.

„Sie tun mit der Weltkugel kegelscheiben!" sagte ein eben vorübergehender Handwerksbursche.

Als wir nach Mariaschutz kamen, war es schon dunkel.

Wir gingen in die Kirche, wo das rote Lämpchen brannte, und beteten.

Dann genossen wir ein kleines Nachtmahl und gingen

an den Kammern der Stallmägde vorüber auf den Heuboden, um zu schlafen.

Wir lagen schon eine Weile. Ich konnte unter der Last der Eindrücke und unter der Stimmung des Fremdseins kein Auge schließen, vermutete jedoch, daß der Pate bereits süß schlummerte; da tat dieser plötzlich den Mund auf und sagte:

„Schlafst schon, Bub'?"

„Nein," antwortete ich.

„Du," sagte er, „mich reitet der Teufel!"

Ich erschrak. So was an einem Wallfahrtsort, das war unerhört.

„Ich muß vor dem Schlafengehen keinen Weihbrunn' genommen haben", flüsterte er, „'s gibt mir keine Ruh', 's ist arg, Bub'."

„Was denn, Pate?" fragte ich mit warmer Teilnahme.

„Na, morgen, wenn ich kommuniziere, leicht wird's besser," beruhigte er sich selbst.

„Tut euch was weh, Pate?"

„'s ist eine Dummheit. Was meinst, Bübel, weil wir schon so nah' dabei sind, probieren wir's?"

Da ich ihn nicht verstand, so gab ich keine Antwort.

„Was kann uns geschehen?" fuhr der Pate fort, „wenn's die andern tun, warum nicht wir auch? Ich lass' mir's kosten."

Er schwätzt im Traum, dachte ich bei mir selber und horchte mit Fleiß.

„Da werden sie einmal schauen," fuhr er fort, „wenn wir heimkommen und sagen, daß wir auf dem Dampfwagen gefahren sind!"

Ich war gleich dabei.

„Aber eine Sündhaftigkeit ist's!" murmelte er, „na leicht wird's morgen besser, und jetzt tun wir in Gottes Namen schlafen."

Am andern Tage gingen wir beichten und kommunizieren und rutschten auf den Knieen um den Altar herum. Aber als wir heimwärts lenkten, da meinte der Pate nur, er wolle sich dieweilen gar nichts vornehmen, er wolle nur den Semmering-Bahnhof sehen, und wir lenkten unsern Weg dahin.

Beim Semmering-Bahnhof sahen wir das Loch auf der andern Seite. War auch kohlfinster. — Ein Zug von Wien war angezeigt. Mein Pate unterhandelte mit dem Bahnbeamten, er wolle zwei Sechser geben, und gleich hinter dem Berg, wo das Loch aufhört, wollten wir wieder absteigen.

„Gleich hinter dem Berg, wo das Loch aufhört, hält der Zug nicht," sagte der Bahnbeamte lachend.

„Aber wenn wir absteigen wollen!" meinte der Jochem.

„Ihr müßt bis Spital fahren. Ist für zwei Personen zweiunddreißig Kreuzer Münz."

Mein Pate meinte, er lasse sich was kosten, aber so viel wie die hohen Herren könne er armer Schlucker nicht geben; zudem sei an uns beiden ja kein Gewicht da. — Es half nichts; der Beamte ließ nicht handeln. Der Pate zahlte; ich mußte zwei „gute" Kreuzer beisteuern. Mittlerweile kroch aus dem nächsten, unteren Tunnel der Zug hervor, schnaufte heran, und ich glaubte schon, das gewaltige Ding wolle nicht anhalten. Es zischte und spie und ächzte — da stand es still.

Wie ein Huhn, dem man das Hirn aus dem Kopfe geschnitten, so stand der Pate da, und so stand ich da. Wir wären nicht zum Einsteigen gekommen; da schupfte der Schaffner den Paten in einen Waggon und mich nach. In demselben Augenblicke wurde der Zug abgeläutet, und ich hörte noch, wie der ins Coupé stolpernde Jochem murmelte: „Das ist meine Totenglocke". Jetzt sahen wir's aber: im Waggon waren Bänke, schier wie in einer Kirche; und als wir zum Fenster hinausschauten — „Jessas und Maron!"

schrie mein Pate, „da draußen fliegt ja eine Mauer vorbei!" — Jetzt wurde es finster, und wir sahen, daß an der Wand unseres knarrenden Stübchens eine Öllampe brannte. Draußen in der Nacht rauschte und toste es, als wären wir von gewaltigen Wasserfällen umgeben, und ein ums andere Mal hallten schauerliche Pfiffe. Wir reisten unter der Erde.

Der Pate hielt die Hände auf dem Schoß gefaltet und hauchte: „In Gottes Namen. Jetzt geb' ich mich in alles drein. Warum bin ich der dreidoppelte Narr gewesen."

Zehn Vaterunser lang mochten wir so begraben gewesen sein, da lichtete es sich wieder, draußen flog die Mauer, flogen die Telegraphenstangen und die Bäume, und wir fuhren im grünen Tale.

Mein Pate stieß mich an der Seite: „Du, Bub'! Das ist gar aus der Weis' gewesen, aber jetzt — jetzt hebt's mir an zu gefallen. Richtig wahr, der Dampfwagen ist was Schönes! Jegerl und jerum, da ist ja schon das Spitaldorf! Und wir sind erst eine Viertelstunde gefahren! Du, da haben wir unser Geld noch nicht abgesessen. Ich denk', Bub', wir bleiben noch sitzen."

Mir war's recht. Ich betrachtete das Zeug von innen und ich blickte in die fliegende Gegend hinaus, konnte aber nicht klug werden. Und mein Pate rief: „Na, Bub', die Leut' sind gescheit! Und daheim werden sie Augen machen! Hätt' ich das Geld dazu, ich ließe mich, wie ich jetzt sitz', auf unsern Berg hinauf fahren!"

„Mürzzuschlag!" rief der Schaffner. Der Wagen stand, wir schwindelten zur Tür hinaus!

Der Türsteher nahm uns die Papierschnitzel ab, die wir beim Einsteigen bekommen hatten, und vertrat uns den Ausgang. „He, Vetter!" rief er, „diese Karten galten nur bis Spital. Da heißt's nachzahlen, und zwar das Doppelte für zwei Personen; macht einen Gulden sechs Kreuzer!"

Ich starrte meinen Paten an, mein Pate mich. „Bub'",

sagte dieser endlich mit sehr umflorter Stimme, „hast du ein Geld bei dir?"

„Ich hab' kein Geld bei mir," schluchzte ich.

„Ich hab' auch keines mehr," murmelte der Jochem.

Wir wurden in eine Kanzlei geschoben, dort mußten wir unsere Taschen umkehren. Ein blaues Sacktuch, das für uns beide war und das die Herren nicht anrührten, ein hart Rindlein Brot, eine rußige Tabakspfeife, ein Taschenfeitel, etwas Schwamm und Feuerstein, der Beichtzettel von Mariaschutz und der lederne Geldbeutel endlich, in dem sich nichts befand als ein geweihtes Messing-Amulettchen, das der Pate stets mit sich trug im festen Glauben, daß sein Geld nicht ganz ausgehe, so lange er das geweihte Ding im Sacke habe. Es hatte sich auch bewährt bis auf diesen Tag — und jetzt war's auf einmal aus mit seiner Kraft. — Wir durften unsere Habseligkeiten zwar wieder einstecken, wurden aber stundenlang auf dem Bahnhof zurückbehalten und mußten mehrere Verhöre bestehen.

Endlich, als der Tag schon zur Neige ging, zur Zeit, da nach so rascher Fahrt wir leicht schon hätten zu Hause sein können, wurden wir entlassen, um nun den Weg über Berg und Tal in stockfinsterer Nacht zurückzulegen.

Als wir durch den Ausgang des Bahnhofes schlichen, murmelte mein Pate: „Beim Dampfwagen da — 's ist doch der Teufel dabei!"

Die Musik kommt

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend brichts
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger.

Brumbrum, das große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikon,
Die Piccolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
Und dann der Herre Hauptmann.

Der Hauptmann naht mit stolzem Sinn,
Die Schuppenketten unterm Kinn,
Die Schärpe schnürt den schlanken Leib,
Beim Zeus! das ist kein Zeitvertreib,
Und dann die Herren Leutnants.

Zwei Leutnants, rosenrot und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun;
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der bleiben treu wir bis ans Grab!
Und dann die Grenadiere.

Der Grenadier im strammen Tritt,
In Schritt und Tritt und Tritt und Schritt,
Das stampft und dröhnt und klappt und flirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt,
Und dann die kleinen Mädchen.

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf,
Aus Tür und Tor und Hof und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus,
Vorbei ist die Musike.

Klingling, tschingtsching und Paukenkrach,
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise bumbumbumbum tsching;
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching, bum, um die Ecke?

Hans der Schwärmer

Hans Töffel liebt Schön Doris sehr,
Schön Doris Hans Töffel vielleicht noch mehr.
Doch seine Liebe, ich weiß nicht wie,
Ist zu scheu, zu schüchtern, zu viel Elegie.
Im Kreise liest er Gedichte vor,
Schön Doris steht unten am Gartentor:
Ach, käm er doch frisch zu mir hergesprungen,
Wie wollt ich ihn herzen, den lieben Jungen.
Hans Töffel liest oben Gedichte.

Am andern Abend, der blöde Tor,
Hans Töffel trägt wieder Gedichte vor,
Was Schön Doris wirklich sehr verdrießt,
Da er immer weiter und weiter liest.
Sie schleicht sich hinaus, er gewahrt es nicht,
Just sagt er von Heine ein herrlich Gedicht.
Schön Doris steht unten in Rosendüften
Und hätte so gern seinen Arm um die Hüften.
Hans Töffel liest oben Gedichte.

Am andern Abend ist großes Fest,
Viel Menschen sind eng aneinander gepreßt.
Heut muß ers doch endlich sehn der Poet,
Wenn Schön Doris sacht aus der Türe geht.
Der Junker Hans Jürgen, der merkt es gleich,
Die Linden duften, die Nacht ist so weich.

Und unten im stillen, dunklen Garten
Braucht heute Schön Doris nicht lange zu warten.
Hans Töffel liest oben Gedichte.

Bruder Liederlich

Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren,
Halli.
Nie lernt ich im Leben fasten noch sparen,
Hallo.
Der Dirne laß ich die Wege nicht frei,
Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf ich für drei.
Halli und Hallo.

Verdammt, es blieb mir ein Mädchen hängen,
Halli.
Ich kann sie mir nicht aus dem Herzen zwängen,
Hallo.
Ich glaube, sie war erst siebzehn Jahr,
Trug rote Bänder im schwarzen Haar
Und plauderte wie der lustigste Star.
Halli und Hallo.

Was hatte das Mädel zwei frische Backen,
Halli.
Krach, konnten die Zähne die Haselnuß knacken,
Hallo.
Sie hat mir das Zimmer mit Blumen geschmückt,
Die wir auf heimlichen Wegen gepflückt;
Wie hab ich dafür ans Herz sie gedrückt!
Halli und Hallo.

Ich schenkt ihr ein Kleidchen von gelber Seiden,
Halli.
Sie sagte, sie möcht mich unsäglich gern leiden,
Hallo.
Und als ich die Taschen ihr vollgesteckt
Mit Pralines, Feigen und feinem Konfekt,
Da hat sie von Morgens bis Abends geschleckt.
Halli und Hallo.

Wir haben süperb uns die Zeit vertrieben,
Halli.
Ich wollte, wir wären zusammen geblieben,
Hallo.
Doch wurde die Sache mir stark ennuyant,
Ich sagt ihr, daß mich die Regierung ernannt,
Kamele zu kaufen in Samarkand.
Halli und Hallo.

Und als ich zum Abschied die Hand gab der Kleinen,
Halli.
Da fing sie bitterlich an zu weinen,
Hallo.
Was denk ich just heut ohn Unterlaß,
Daß ich ihr so rauh gab den Reisepaß . . .
Wein her, zum Henker, und da liegt Trumpf Aß!
Halli und Hallo.

König Ragnar Lodbrok
(d. h. mit den gepichten Hosen)

Das war der König Ragnar,
Der lebte fromm und frei.
Er trug gepichte Hosen
Wie seine Leichtmatrosen,
Die rochen nicht wie Rosen,
Das war ihm einerlei.

Er liebte schneidig Schön Thora,
Die wohnte fern im Turm.
Auf seinen Staatsgallionen
Mit seinen Reichsbaronen
Fuhr er hinaus nach Schonen,
Da lag um den Turm ein Wurm.

Der sah den König nahen
Durch Flut und Schaumgefurch.
Die Hose, die gepichte,
Die machte sein Gift zu nichte.
Der Wurm sprach: ich verzichte.
Es starb vor Schreck der Lurch.

Der fürstliche Freier befreite
Schön Thora von Angst und Weh.
Dann zog er nach Konstantinopel,
Von da nach Philippopel,
Ja selbst bis Sewastopel,
Und gar bis Ninive.

Ragnar, der edle Räuber,
Er raubte, was sich fand.
Es qualmten alle Städte,
Wo nur sein Wimpel wehte;
Kein Hahn noch Huhn mehr krähte,
Trat wo sein Fuß ans Land.

Bald spielten um ihn drei Söhne,
Genannt Ebb, Ubbe, Odb.
Die liebt er mit der Seelen
Als seine Kronjuwelen;
Doch wollten sie krakeelen,
Ward er sacksiedegrob.

Einst segelt er nach England,
Die Söhne blieben zurück.
Sein Schiff: Die dicke Schlange,
Die machte nimmer bange
Den König Fortignange.
Ragnar, wo blieb dein Glück?

O König Ragnar, Vieledler,
Es ging dir diesmal schief.
Du wurdest bald gefangen
Und, eh sie dich aufgehangen,
Gezwickt mit glühenden Zangen,
Die packten spitz und tief.

Der König am Marterpfahle
Schrie laut in Schmerz und Haß:
Der Keiler in der Falle!
Wüßtens die Ferkel alle,
Sie brächen aus dem Stalle!
Herr Fortignang ward blaß.

Die Ferkel kamen geschwommen,
Sie hörten des Keilers Geschrei.
Sie kamen mit Windeseile
Und schlugen mit Axt und Beile
In tausend kleine Teile
Herrn Fortignang entzwei.

Ballade in U-dur

Es lebte Herr Kunz von Karfunkel
Mit seiner verrunzelten Kunkel
Auf seinem Schlosse Punkpunkel
In Stille und Sturm.



Detlev von Liliencron

Seine Lebensgeschichte war dunkel,
Es murmelte manch Gemunkel
Um seinen Turm.

Täglich ließ er sich sehen
Beim Auf- und Niedergehen
In den herrlichen Ulmenalleen
Seines adlichen Guts.
Zuweilen blieb er stehen
Und ließ die Federn wehen
Seines Freiherrnhuts.

Er war just hundert Jahre,
Hatte schneeschlohweiße Haare,
Und kam mit sich ins klare:
Ich sterbe nicht.
Weg mit der verfluchten Bahre
Und ähnlicher Leichenware!
Hol sie die Gicht!

Werde ich, neugiertrunken
Ins Gartengras hingesunken,
Entdeckt von dem alten Halunken,
Dann grunzt er plump:
Töw, Sumpfhuhn, ick will di gliets tunken
In den Uhlenpfuhl zu den Unken,
Du schrumpliger Lump.

Einst lag ich im Verstecke
Im Park an der Rosenhecke,
Da kam auf der Ulmenstrecke
Etwas angemufft.
Ich bebe, ich erschrecke:
Ohne Sense kommt mit Geblecke
Der Tod, der Schuft.

Und von der andern Seite,
Mit dem Krückstock als Geleite,

In knurrigem Geschreite,
Kommt auch einer her.
Der sieht nicht in die Weite,
Der sieht nicht in die Breite,
Geht gedankenschwer.

Hallo, du kleine Mücke,
Meckert der Tod voll Tücke,
Hier ist eine Gräberlücke,
Hinunter ins Loch!
Erlaube, daß ich dich pflücke,
Sonst hau ich dir auf die Perücke,
Oller Knasterknoch.

Der alte Herr, mit Grimassen,
Tut seinen Krückstock festfassen:
Was hast du hier aufzupassen,
Du Uhu du!
Weg da aus meinen Gassen,
Sonst will ich dich abschrammen lassen
Zur Uriansruh!

Sein Krückstock saust behende
Auf die dürren, gierigen Hände,
Die Knöchel- und Knochenverbände:
Knicksknucksknacks.
Freund Hein schreit: Au, mach ein Ende!
Au, au, ich lauf ins Gelände
Nach Haus schnurrstracks.

Noch heut lebt Herr Kunz von Karfunkel
Mit seiner verrunzelten Kunkel
Auf seinem Schloß Punkpunkel
In Stille und Sturm.
Seine Lebensgeschichte ist dunkel,
Es murmelt und raunt manch Gemunkel
Um seinen Turm.

Aus den Gedichten des Leutnants von Versewitz

Unjlückstag

Heute jeregnet janzen Tag!
Stube mich eckig jesessen — — —
Frühstück, Zijarre — schlecht, übel danach,
Mittags: janz scheußliches Essen!

Langweil, jefüttert Papajei,
Jummibaum dann bejossen — — —
Jeld jezählt. Zweimal. Bleibt dabei:
Taler — — mich riesig verdrossen!

Abends Kam'raden aufjesucht:
Bowle! Zusammenschießen:
Taler von mir — janz furchtbar jeflucht —
Sich als Falsum erwiesen!

Mißjestimmt bald mich davon jemacht.
Bett jelegt stark verdrießlich.
Lang über Leben nachjedacht . . . .
Auch nichts: Nichts rausjekriegt schließlich.

Liebe

Liebe — Dichtern nach jrößte Macht,
Jeden Schulbuch zu lesen . . .
Weiß nich! Oft drüber nachjedacht.
Selbst noch in Fall nich jewesen.

Meine, so richtig! Nebenbei
Manchmal ja Herz schon verloren.
Flirt nur jewesen, Liebelei,
Nie so „bis über die Ohren"!

Kommt wohl noch. Male mir reizend aus:
Soll ja wie Sturm uns fassen.
Kann dann — setze Kaution voraus —
Nich mehr von 'nander lassen!

Soll janz himmlischer Zustand sein,
Erde uns jänzlich entschwinden —
Aber auch schwierig janz unjemein!
Jrade Richt'ge zu finden!

Anjebot eben für uns zu jroß:
Alles will uns erlangen!
Js nu aber mal Leutnantslos —
Nichts jegen anzufangen.

Schließlich doch kein Verzweiflungsjrund.
Finde: muß sich drein schicken.
Schön auch Jefühl doch, durch Ehebund
Jränzenlos zu bejlücken!

Blamabel

Neulich mit Kerls Versuche jemacht,
Bildungsjrad zu ermitteln.
Mir doch nich halb so schlimm jedacht:
Resultat rein zum Schütteln!

Bismarck Sechsen janz unbekannt,
Drei ihn für König jehalten,
Moltke — Dichter, auch Doktor jenannt —
Meinungen drüber jespalten.

Jetzigen Kaiser sieben Mal
Friedrich jenannt, den Dritten . . .
Wilhelm Tell — preußischer Jeneral,
Heldentod — Sedan erlitten . . .

Schillern kannte — im Augenblick
Doppelt seltsam! — nur Einer.
Versewitz — fraglos wohl stärkstes Stück —
Kannte überhaupt keiner!!!

Kunstübung

Neulich mich mal in Ballade versucht,
Palme mit Uhland jerungen:
Schwierige Chose! Jeschwitzt un jeflucht —
Schließlich doch leidlich jelungen.

Lasse Produkt absichtlich hier steh'n,
Bitte mit Milde zu richten.
Nächstes Mal hoffe schon besser jeh'n —
Jilt nur, sich einzudichten.

Die jlückliche Prinzessin

Es war 'ne Prinzessin wo anderwärts,
Die machte bekannt, daß sie Hand und Herz
Dem Schneidigsten wolle schenken.
Da kamen die Prinzen von weit und breit,
Schmachtlappen alle im Weiberkleid —
„Nich seh'n!" (Ihr nich zu verdenken!)
Ein einziger Deutscher fand sich im Schwarm,
Den jriff die Prinzessin sich beim Arm
Und rief: „Ich wähle den Knaben!"
Und stieg mit ihm in den Ehestand . . .
War richtig — ein preußischer Leutenant:
Jlück muß 'ne Prinzessin haben!

Der alleinstehende Mann.

1.

Liebe Mausl

Den ersten Morgen meiner Anwesenheit in Wien benütze ich bereits, um Dir einen liebevollen Gruß zu senden. Es ist wunderschönes Wetter geworden, und Du hast recht gehabt, mit unserem kleinen Edgar noch an dem schönen Wörthersee zu bleiben. Es wird Euch gut tun. Die Wohnung habe ich in Ordnung angetroffen; sie riecht, wie es sich gehört, niederschlagend nach Naphthalin. Mit Befriedigung habe ich die Wirkung dieses trefflichen Mittels im Schlafzimmer gesehen. Einige Schaben haben ihren Geist gänzlich aufgegeben, andere haben sich, offenbar um dem todbringenden Gestanke zu entrinnen, krampfhaft in die Vorhänge und Teppiche verbissen und regen sich nicht mehr. Diese kann man ja ruhig sterben lassen, denke ich, während es sich empfiehlt, auf die noch herumfliegenden Jagd zu machen. Drei habe ich heute schon erschlagen und dabei erfahren, welcher Schaden durch solche Tiere angerichtet werden kann. Bei der Exekution des zweiten ist nämlich durch den Schlag mit dem Stiefelknecht — ich hatte gerade nichts anderes zur Hand — die hübsche Alt-Wiener-Tasse auf Deinem Trumeau in Scherben gegangen. Mußt nicht bös sein, ich kaufe Dir nächstens eine ähnliche; der Schabe, der weiß Gott noch wie viel Teppiche gefressen hätte, ist aber auch hin.

Soeben hat sich die alte Lisi als die Bedienerin vorgestellt, die mir von Dir brieflich zugewiesen ist. Sie kommt mir sehr alt vor, lieber Schatz, man könnte aus ihr mit Leichtigkeit z w e i alte Weiber machen. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, Du hättest eines unserer Dienstmädchen behalten, meinetwegen sogar das häßlichere. Indes, die paar Wochen und für meine geringen Bedürfnisse wird es die Alte ja auch noch richten.

Es küßt Dich Dein getreuer August.

2.

Meine teure Olga!

Wegen der gebrochenen Tasse hättest Du mir keine solche Nase zu geben gebraucht! Es ist gut, von mir aus können die Schaben herumfliegen wie sie wollen. Sie tun es auch ganz lustig. Die alte Lisi fängt sie jetzt mit Vogelleim, den sie auf Stangen streicht. Leider ist eine dieser Stangen vom Nachtkästchen in mein Bett gefallen und hat auf dem Leintuch so viel Leim zurückgelassen, daß ich mich aus Ekel veranlaßt fühlte, das Leintuch zu wechseln. Wir haben nach einem anderen gesucht, aber keines gefunden. Es waren nur Tischtücher da, weißt Du, die damastenen. Zwei davon sind jetzt in meinem Bett — es liegt sich ganz angenehm kühl darauf. Bin ordentlich stolz, daß ich mir so zu helfen wußte.

Ja, wenn man allein ist, lernt man allerlei, z. B. Feuermachen im Herd zum Frühstück. Wenn ich nicht auf die alte Lisi warten will, so werfe ich ein paar Stück Kohlen in den Herd, gieße Spiritus darauf (den Schnellsieder hast ja Du mitgenommen) und das Zeug brennt großartig. Nur sieden will das Wasser nicht recht, weil das Feuer immer zu früh aus ist. Werd' aber schon noch daraufkommen, wo der Fehler liegt. Gestern habe ich mir Eier auf diese Art gekocht. Sie waren etwas roh, als ich sie dann aufschlug, aber was will man von Eiern auch anderes erwarten, sie kommen ja vom Lande.

Die Lisi ist eine brave Person; eine halbe Stunde lang steht sie oft auf dem Stiegengange draußen bei den Dienstmädchen der Nachbarpartei und gibt ihnen Ratschläge. Dafür helfen ihr aber auch die dankbaren Mädchen beim Wassertragen für mich. Kein Tag vergeht, wo ich nicht die eine oder die andere in unserer Küche sehe, wie sie die vollen

Wassereimer schleppt oder sonstwie herumhantiert. Beide Mädchen sind gar nicht übel und ungemein artig; wir haben nie solche.

Viele Küsse. August.

3.

Liebste Olga!

Nun fange ich mich schon zu fürchten an, wenn von Dir ein Brief kommt. Was kann denn ich dafür, wenn die Lisi so beliebt ist bei den Dienstmädchen? Und daß die damastenen Tischtücher ins Bett gehören, das habe ich keinen Augenblick behauptet. Aber Sacktücher habe ich doch zu diesem Zweck nicht verwenden können. Du hättest eben den Schlüssel zu diesem Kasten nicht mit Dir nehmen sollen. Übrigens habe ich Dir zuliebe die Tischtücher in die Wäsche gegeben und einstweilen die Klavierdecke eingebettet, bis die Wäscherin das Leintuch bringen wird.

Bezüglich des Staubes kann ich Dich vollkommen beruhigen. Ich habe ihn von der Lisi immer ins Vorzimmer kehren lassen, da liegt hinter der Doppeltür ein ganzer Haufen. Wenn ich einmal morgens länger Zeit habe, werde ich den Mistbauer rufen lassen und ihm für das Wegräumen eine Schachtel Zigaretten geben (Geld kann man einem öffentlichen Funktionär doch nicht anbieten). Vorläufig ging das noch nicht, denn ich mußte immer fort und habe die Wohnung hinter mir mit dem Kunstschloß abgesperrt. Du wolltest ja nicht, daß die Bedienerin in der Wohnung allein bliebe, und es scheint ihr auch recht zu sein, daß sie so früh gehen kann.

Merkwürdig flink ist diese alte Eidechse. In zehn Minuten hat sie zusammengeräumt und die Kleider gereinigt. Freilich sieht so eine hochbetagte Person nicht mehr gut; gestern hat sie meinen hellen Sommerhut mit der Stiefel-

bürste behandelt und den Irrtum erst bemerkt, als der Hut schon wie ein Zebra aussah. Fällt sie nicht auf die Knie vor mir deshalb und bittet mich um Verzeihung?

„Na, na, na, Sie alte Schwarte," sagte ich beinahe gerührt, „lassen Sie 's nur gut sein. Wir Menschen sind allesamt Schwächen unterworfen. Geben Sie den Hut zum Hutmacher, damit er die weißen Stellen auch noch schwarz färbt, und damit basta!"

Anderseits ist sie außerordentlich sparsam. Gleich am ersten Tag habe ich ihr einen Gulden für Schuhwichse gegeben und damit ist sie bis heute ausgekommen, trotzdem sie so viel davon für meinen Hut verbraucht hat. Wenn ich immer so leben könnte, würde ich eine Menge Geld ersparen.

In Liebe Dein Gatte.

4.

Meine Liebe!

Dir kann man nichts recht machen, das sehe ich schon. Ihr Frauen glaubt eben, daß alles d'runter und d'rüber geht, wenn ihr nicht da seid. Doch ich gehöre zu den Männern, die auch auf eigenen Füßen stehen können. Mich betrügt man nicht. Heute ist ein Armer gekommen, der mir gesagt hat, er bekäme jeden Freitag von uns das Essen. Ich mußte mich natürlich bei ihm entschuldigen, da ich ja keine Menage führe und gab ihm als Ersatz für das Essen 50 Kreuzer. Er bedankte sich höflich, erinnerte mich aber, daß er während der vier Wochen unserer gemeinsamen Abwesenheit ebenfalls leer ausgegangen sei. Der Mann hatte recht und ich gab ihm daher noch 2 Gulden, womit ich in Deinem barmherzigen Sinn zu handeln glaubte.

Nach ihm kamen dann noch sieben andere Arme, die alle am Freitag das Essen von uns haben und die ich daher in

ähnlicher Weise entschädigen mußte. Ich wußte gar nicht, daß Du so viele Arme speisest, Du gute Seele. Dergleichen kommt freilich, wenn man Hauswirtschaft führt, billiger zu stehen, weil ja doch immer mehr gekocht wird. Ich war nur froh, daß die Armen sich wenigstens so zufrieden zeigten, denn um 50 Kreuzer pro Mahlzeit kriegen sie ja doch nirgends so gut und reichlich zu essen wie bei uns.

Heute war die Wäscherin da und brachte unter anderem das Leintuch; es trägt jetzt eine andere Märke als das unsrige, sieht aber sonst ganz aus wie ein Leintuch, weshalb ich es ohne Umstände annahm. Bei einigen anderen Wäschestücken sind mir kleine Bedenken aufgestiegen. So z. B. erinnerte ich mich nicht, je ein Paar zerrissene Frauenstrümpfe getragen zu haben. Besondere Kennzeichen: sie haben gar keine Fersen und eine unsinnige Wadenbreite. Ferner fand ich anstatt einer Unterhose von mir eine Damenhose. Nun, vielleicht kannst Du sie brauchen, damit man die Wäscherin nicht durch die Rückgabe kränkt. Unter meinen Socken sind zwei fremde dabei, die aber auch nicht zueinander passen; diese werde ich dem Hausmeister schenken. Oder meinst Du, daß ihn das etwa beleidigen könnte? . . . Ja, richtig, noch eine Frage: die Lisi hat eine Nichte, die übermorgen nach der Stadt kommt, um einen Dienst zu suchen. Und da hat sie mich gebeten, ob das Mädchen, das sehr ehrenhaft und sittsam sein soll, einstweilen vielleicht in unserem Dienstbotenzimmer untergebracht werden könnte, weil sie selber keinen Platz hat und anderwärts das arme junge Blut vom Lande leicht verdorben werden könnte. Meiner Meinung nach wäre nichts dabei, der Lisi diese Gefälligkeit zu tun, daher habe ich ihr schon halb und halb zugesagt, wollte aber doch Dir, als der Hausfrau, von der Sache Mitteilung machen, weil ich Deine Neigung zu grundloser Eifersucht kenne.

Erholt Euch nur noch recht, mir geht es ganz erträglich.

Dein braver, treuer Mann August.

5.

Liebe Frau!

Ich finde keine Worte für den Ton Deines Schreibens. Du nennst mich einen Esel, den man nicht einen Tag allein lassen kann. Verdiene ich solche Vorwürfe, ich, der ich während des Interregnums, einzig mit Hilfe einer Greisin von der Fußwaschung *), das Hauswesen in Ordnung erhalten habe? Dem Reinen ist alles rein. Daß Du kommst, ist keine Drohung für mich; noch weniger trifft es mich hart, daß Du mich nie wieder allein lassen willst. Ich habe gezeigt, was ein alleinstehender Mann zu leisten vermag. Der Staubhaufen hinter der Vorzimmertür ist schon fort und Schuhwichse noch immer genug da. Die Lisi habe ich um Entschuldigung gebeten, betreffs ihrer Nichte; sie weiß, daß ich keinen Anstoß an der Einquartierung genommen hätte.

Nun magst Du kommen. Es erwartet Dich schmerzlich bewegt Dein unschuldig gekränkter, aber milde verzeihender Gatte August.

*) Zeremonie in der Hofburg zur Osterzeit, zu der die 12 ältesten Bewohner von Wien geladen werden.

Sprüche

Der weise Schopenhauer spricht —
Und gern betret ich seine Spur:
„Ein jedes Menschenangesicht
Ist ein Gedanke der Natur."
Es folgt daraus das eine nur,
Wenn man dem Worte Glauben schenkt:
Daß auch die ewige Natur
Mehr Dummes als Gescheites denkt!

*

So manchem scheint es als die Blüte
Der Duldung und Barmherzigkeit,
Wenn er in nie erschöpfter Güte
Sich alle Sünden gern verzeiht.

*

Ich fliehe gern vor spaß'gen Leuten,
Die Scherz aus jedem Worte drehn:
Es gibt sehr viele Witzigkeiten,
Die ohne Tropfen Witz entstehn.

*

Willst du nicht etwa als rückständig gelten,
Darfst du die folgenden Dinge nicht schelten:
Sessel, die krumm und verbogen sind;
Rahmen, die schief und verzogen sind;
Scheiben, durch die keiner sehen kann —
Und Bücher, die keiner verstehen kann.

*

Schlechtem Umgang zu entfliehn ist schwer,
Hält der Argwohn auch die strengste Wache.
Aber nichts enkanailliert so sehr,
Wie der Kampf um eine gute Sache.

*

Soll dir, frei von Lebensqual,
Ohne Wandel wohl sein,
Muß dein Herz so hart wie Stahl
Und dein Schädel hohl sein.

*

Der satte Reichtum hat's ausgedacht,
Daß Armut niemandem Schande macht.
Die Schlemmer lehren am vollen Tisch,
Wie Salz und Brot hält die Wangen frisch.
Die Tauben gurren vom Dachesrand:
„Nehmt lieber den Sperling in der Hand" . . .
Und die Dummen faßten den Mehrheitsbeschluß,
Daß stets der Klügere nachgeben muß.

*

So manche Freude wird zu Trümmern,
Wenn man den „Leuten" nicht gefällt.
Und doch — ich um die Welt mich kümmern? . . .
Nicht um die Welt!

*

Es meint mancher Graukopf:
Nun wär' er ein Schlaukopf.
Doch bürgt die Behaarung
Nicht stets für Erfahrung.

*

Was du auch Gutes je vollführt hast,
Des Volkes Ohr gewinnt sich schwer —
Doch wenn du gründlich dich blamiert hast,
Wirst du auf einmal populär.

*

Wenn Schillers Freiheitssehnsucht mich umschwebte
Und ward mein Herz an seinen Gluten heiß,
Geschah's oft, daß der Zweifel in mir bebte:
„Wenn heut der Freiheit großer Dichter lebte —
Bekäme Schiller wohl den Schillerpreis?"

*

Ihr ruft: „Ein Pereat dem Zopf
In Staat und Kunst" . . . Indes ich meine:
Stellt ihr das Alte auf den Kopf,
So stellt auch Neues auf die Beine.

*

Über Fraun, die nicht mehr blühen
In des Lebens erstem Lenze,
Die schon an des Herbstes Grenze —
Nur kein spöttisch Mundverziehen!
Lern es, junges Volk, begreifen:
Männer altern, Frauen reifen.

*

Ich hörte manche Frauen kampfbereit
Ein Lied von strenger Sitte stammeln,
Die nur aus Zinsen ihrer Häßlichkeit
Ihr Kapital an Tugend sammeln.

*

Ob durch triftige Gründe
Ein Mann es verstünde,
Ein Weib zu bekehren? . . .
Es kommt darauf an.
Doch nicht auf die Gründe —
Nein, nur auf den Mann!

*

In schwülen Versen und heißer Prosa
Schreibt heute manche Mädchenhand,
Was sonst die Männer kaum sub rosa
Sich leis von Mund zu Mund bekannt.
Sie sagten sich los vom Keuschheitswahne,
Kein Stilgewürz ist ihnen zu scharf,
Und manche Tochter schreibt Romane,
Die ihre Mutter nicht lesen darf.

*

Den deutschen Dichterwald seh ich durchwandern
So manchen Autor mit behendem Fuß,
Der zwar empfangen hat den Musenkuß,
Doch stets nur von der Muse — eines andern.

*

Will einer in Deutschland erkoren sein
Zum Günstling modischer Richter,
So muß er — in Schweden geboren sein
Als unverständlicher Dichter.

*

Wenn ein Poem von Schönheit fern ist,
Wenn's ohne Klarheit, ohne Kern ist,
Vor allem: wenn es nur für Herrn ist,
Dann sagt man stets, daß es „modern“ ist.

Hans Haunerland

Hans Haunerland, ja, das war ein Mann!
Der griff sein Leben fröhlich an.
Kehrte man bei Hans Haunerland ein,
Hans Haunerland schenkte den besten Wein.
Der reichste Bauer weit herum,
Hans Haunerland fand das Darben dumm.

Einst war er zur Fastelabendzeit
Zu Schöneberg. Das war ein paar Stunden weit.
Hans Haunerland dachte nicht an Hof und Haus,
Hans Haunerland schenkte ein und trank aus.
Da kam die große Flut des Jahrs
Und schluckt ihm Haus und Hof — weg war's.

Hans Haunerland lachte: Verschluckt ist verschluckt,
Da wird keine Kuh wieder ausgespuckt.
Eine Hufe sind und sieben Katen noch mein,
Wer rechnet's mir um in roten Wein?
Jetzt bleib ich in Schöneberg und lach der Flut,
Weit davon lebt sich's noch einmal so gut.

Eine Hufe und sieben Katen noch.
Hans Haunerlands Hals war ein großes Loch.
Alle sieben hat er hinuntergespült
Und hat sie kaum einmal liegen gefühlt.
Schluckt die See, er schluckt auch,
Hans Haunerland, der fröhliche Schelm und Schlauch.

Und als die letzte Kate verfloß,
Hans Haunerland die fröhlichen Augen schloß.
Hat alles verschluckt, was sein eigen im Raum,
Bis auf einen mächtigen Walnußbaum.
Der war ihm zu groß, den ließ er stehn,
Der wollte nicht durch die Kehle gehn.

Und immer, führt mich der Weg nach dem Ort,
Vor zwei Jahren war ich das letzte Mal dort,
Dann schlag ich mir ein paar Nüsse herab,
Und setz mich vergnügt auf Hans Haunerlands Grab.
Und jedesmal, wenn eine Walnuß kracht,
Hör ich deutlich, wie unten Hans Haunerland lacht.

Der Trommelgraf

Dem Markgrafen Ludwig von Hessenland
Ging nichts über Trommeln und Pfeifen,
Wer's Trommeln und Pfeifen am besten verstand,
Den schmückte die Durchlaucht höchst eigener Hand
Mit ihrem farbigsten Ordensband,
Und rings am Gewand
Prunkten silberne Schnüre und Streifen.

Doch taten's nicht Trommeln und Pfeifen allein,
Herr Ludwig hatt kräftige Ohren,
Und schmetterten noch die Trompeten darein,
Es durften nicht unter fünfzig sein,
Dann rief er: „Wie herrlich! Wie klingt das doch fein!
So hell und so rein!"
Und fühlte wie neu sich geboren.

Doch wehe, wenn einer piano blies!
— pianissimo machte ihn rasen —
Herr Ludwig den Sünder kommen ließ
Und nahm ihn sich vor und knuffte und stieß
Und ranzte ihn an „Er Esel!" und hieß
— „Nun merk er sich dies!" —
Ihn ein Stündchen fortissimo blasen.

„Was soll mir die Musik, die nicht klingt und nicht kracht,
Daß die Seele im Leibe erzittert!"
Herr Ludwig liebte nicht sanft und nicht sacht,
Sein Leiblied war eine lärmende Schlacht,
Von hundert Trommeln und Pfeifen vollbracht.
Wie hat er gelacht,
Wenn es klang, wie vom Himmel gewittert.

Schon morgens zum Kaffee ging's Schnetterenteng,
Zum Lunch ein Bumbumstück mit Picceln.
Die gräflichen Nerven bracht nicht ins Gedräng,
Zu mittag zehn Märsche, Posaunengepräng,
Natürlich mit Trommeln die schwere Meng,
So mußt aus der Eng
Jeder Tag sich ins Weite entwickeln.

Und ging es des Abends ins gräfliche Bett,
Acht Tamburn traten zur Kammer.
Und paukten der Durchlaucht ein Nachtoktett,
Als wär jedes Kalbfell ein eichenes Brett.
Es schlugen die Braven den Bettmarsch, als hätt
— Drum klang's auch so nett —
Ein jeder als Schlägel zwei Hammer.

Und eh unterm letzten Fortissimo-Krach
Noch ein schwächliches Fellchen zersprungen,
Da war schon Herr Ludwig längst nicht mehr wach
Und lag unterm seidenen Himmelsdach
Und schnarchte, das machte kein Tambur ihm nach,
Es wäre mit Schmach
Dem kecken Rivalen mißlungen.

Herr Markgraf Ludwig von Hessenland,
Laut sei ihm getrommt und gepfiffen,
Als endlich vorm seligen Ende er stand,
Da hat er noch mal nach den Trommeln gesandt,

Nach den Trommeln allein, und mit zitternder Hand
Und im Nachtgewand,
Nach dem Tamburmajorstab gegriffen.

„Nun Kinder noch einmal. Das Ohr wird schon schwach.
Drum forte fortissimo alle!
Beim Wirbeln der Trommeln, ein brausender Bach,
Durchbreche die Seele das irdische Dach
Und stürme den glorreichen Ahnen nach,
Mit Kling und mit Krach,
Hinauf in die himmlische Halle!"

Da standen sie alle, wohl fünfzig Mann,
Und ließen die Schlägel sausen.
Nie kam's auf ein elendes Kalbfell an,
Heut setzt ein jeder das seine daran,
Das war ein herrliches Pauken dann,
Viel Schweiß verrann,
Das war ein Donnern und Brausen.

Herr Ludwig sank in die Kissen zurück
Und röchelte: forte doch! forte!
Da barsten die Trommeln Stück für Stück,
Da verklärte sein Antlitz ein leuchtendes Glück,
Wie ein Sieger betrat im Triumph er die Brück,
Die himmlische Brück,
Unter wirbelnder Trommelesforte.

Und als sie ihn legten ins Grab hinein,
Noch einmal ein Schmettern und Drommen,
Trompeter und Pfeifer und Trommler in Reihn,
Sie zogen voraus, der Sarg hinterdrein,
Und jeder Tambur hatt, ein bei ein,
Stolz warf er das Bein,
Eine neue Trommel bekommen.

Der Peperl

„Also gengas zu, Frau Oberexpediter, morgen in der Fruah fahr'n mir auf Starnberg mit der ganzen liaben Famülie und Sö schenken uns die Ehr' und san mit von der Partie, gell'ns?"

„Sö san wirkli sehr liebenswürdig, mei liabe Frau Brandl; wenn ma nur mit'm Wetter a biß'l a Sicherheit hätt."

„Oh, ich bitt' Jhna, Frau Oberexpediter, mir ham an Barometer, der ganz richtig zoag'n tut, und wissen's, der war an ganzen Sommer no net so hoch wie heut."

„Ja mei, a Barometer! Jn ganzen heurigen Sommer hat's g'regn't und allweil nix als g'regn't; ob der Barometer heroben oder herunten g'standen is, dös war alles oans. Der kennt sich bei die jetzigen unsichern Zuaständ des irdischen Jammertals gerad aso wenig aus, wia der Laubfrosch und 's Wettermandl und alle sunstigen Heilinga und Propheten. Aber wissen's was, Frau Brandl, i wer' g'schwind amal bei mein' Schwiegersohn nachschaun, was der Peperl sagt."

„Was is jetzt dös für a Peperl?"

„Der Peperl? Oh mei, kenna 's an Peperl net? Sö kenna do mein Schwiegersohn? Dös is der Herr Charcutier Gschwendtner — no, an Gschwendtner in der Rothenturmstraß wern's do kenna?"

„No freili. A recht a feiner Mann is dös, dös muaß ma sag'n, und a schens G'schäft haben's a, dö Leit. Aber i moan, dö G'schwendtnerischen hab'n gar koan Buam net?"

„Na — an Buam haben's freili net."

„Ja, was is denn nacha der Peperl för oaner, Frau Oberexpediter? A Madl kann's do a net sei."

„Na, Frau Brandl, do haben's recht, a Madl is freili net."

„Ah, gengas zu, Frau Oberexpediter, dös war do scho was Kurioses! Peperl hoaßt er und koa Bua is net und koa Madl a net. Der Herr Schwiegersohn werd do net am End gar an Butzi oder 's Mietzl Peperl hoaßen?"

„Na, na, Frau Brandl. Hehe, der Peperl, schaug'n's . . . Ja freili, wenn's dö G'schicht vom Peperl net kenna tun . . . seg'n's, der Peperl is halt, was ma sagt . . . Hehe! I woaß net recht, wia ma's hoaßt."

„Ja mei, Frau Oberexpediter, Sö werd'n ja ganz rot? Ah, gengas zu, dös is do g'spaßig, so sag'n Sö 's do. Do muaß ma wirkli spitzen. Also was is jetzt mit dem Peperl?"

„Hehe, in an Glaserl sitzt er, hihi! I hab' g'moant, dö G'schicht vom Peperl war in der ganzen Stadt München bekannt; aber wenn Sö 's net wissen . . . nacha hören's zua: Seg'n's, mir hab'n so a Freud' g'habt, daß mei Tochter, dö Zenzl, dös Glück hat und den Charkutier dawischt. Dös is a schener Mann und a kräftiger Mann. Im Giesinger Stemmklub hat er an ersten Preis kriagt, wissen's, und mei Madl, dös war a sauber und g'sund. Ich hab' allwei zu der Zenzl g'sagt: „Du Zenzl, hab' i g'sagt, jetzt schau, daß i bald Großmutter werd'. Ös habt's es dazu, 's Geschäft geht guat. Also was wollt's jetzt no länger warten? Brauchst net denka, daß vom Warten d' Kinder besser wer'n."

„‚Zwegen meiner! An mir liegt's net, Muatter!' gibt ma dö Zenzl zur Antwort.

„No, wer is denn nacha Schuld? Von dein Schorschl möcht i so eppas schon gar net glaub'n. Mei Schwiegersohn, der Gschwendtner, schreibt sich nämli mit 'm Vornama Schorschl. No und was glauben's, daß mei Tochter auf dö vertrauliche Anfrag' für an Antwort hat? Zum lacha hat's ang'fangt und nacha gibt's ma so an Stupfer in d' Seit'n, hebt sich an Arm auf über d' Augen und schiagelt aso recht verschlag'n drunter raus. ‚Geh zua', sagt der Lump zu mir, ‚in Anbetracht des Schorschels, do feit sich

nixn. Im Gegenteil. Mir san uns sogar schon einig drüber, daß er Peperl hoaßen soll.' — „Sehr schmeichelhaft für mich, meine Herrschaften, sag ich — i hoaß nämlich sölber Pepi, wenn Sös vielleicht net wissen, Frau Brandl — ,Aber woher wißt's denn ös, meine Herrschaften, daß 's überhaupts a Bua werd'?"

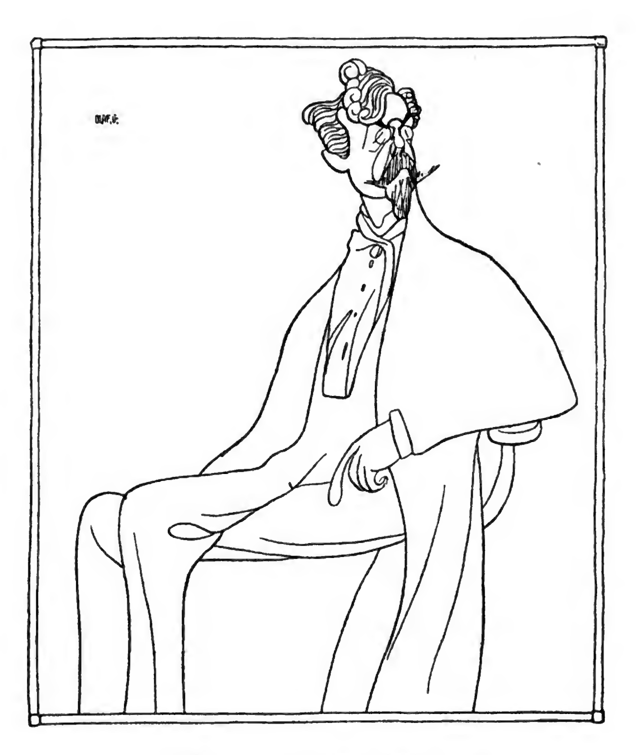
„,No', sagt mei Tochter, ,wann's a Madl is nacha hoaßen ma's halt Pepi.'"

„Is doch a rechte Freud', Frau Oberexpediter, wenn ma solchene guate Kinder hat, dö net auf die Ehr' vergessen, die wos ihre Eltern schuldig san. Aber jetzt woaß i allwei no net, was dös mit den Peperl für a G'schicht is."

„Also geb'n's Obacht, mei Liabe, glei werd' der Peperl kemma. Dös dauert oan Jahr und no a Jahr und no a dritt's Jahr, und jedesmal, daß i mei Tochter sieg, frag' ich's: No, Zenzl, wia is mit'm Peperl? und allawei krieg' i koa andre Antwort als grad' nur die gleiche: ,Nix is, Muatter, nix is.' Und z'letzt is ma dös arme Ding, dö Zenzl, ganz blaß und elend word'n und hat allwei glei zum flenna ang'fangt, bald i kemma bin. Endlich — in letzten Sommer is g'we'n, kommt der Schorschl, der Charkutier, wissen's, am Abend no ganz spät um halber Zehni zu mir g'rennt und schnauft und schnauft und bringt's endlich amal raus: ,Frau Schwiegermutter', sagt er, ,jetzta hammers! Jetzt kriag'n ma endlich unsern Peperl, auf dem ma so lange schon paßt ham!'

„No, i sag' Ihna, Frau Brandl, was dö Leut' für a Freud' g'habt ham, net zum glauben is! Dö Zenzl hat glei mit der Kindswasch ang'fangt und sich acht Tag' lang a Stöhrnäherin ins Haus g'setzt. So schöne Hemderln und Kitterln hab'n's herg'richt' und auf jed's Windl sogar ham's J. G. naufg'stickt — dös hat nacha nach Belieben Josef oder Josefine Gschwendter hoaßn kenna. Und der Schorschl, dös is wirklich an erbaulich's Muster von an zünftigen Ehemann

g'we'n. Dö Zenzl hat nimmer im Laden stehn derfa, nur daß 's sich koan Schad'n net tuat, an extriga Bedienung hat er ihr ang'nomma und a Fräul'n für'n Laden no obendrei! Nix is eam z'teuer g'we'n, wann dö Zenzl an Gusto nach epps kriagt hat. A Leb'n hat's führ'n derfa, wia a Gnädige, sag' i Eahna! Aber was hat's g'holfa? Nixen. Im vierten Monat is 's Zenzl ganga, da fallt's richtig d' Stiegen nunter — und nacha war's gar mit der Freud'! I sag' Eahna, Frau Brandl, rein zum Derbarmen war's, wia dös arme Hascherl in sein Bett g'leg'n is und der Schorschl hat g'flennt um sein Peperl und daß der sei' Zeit net hat abwarten mög'n. — Jetzt hat sich dös g'rad' aso troffa, daß um dieselbe Zeit mei zwoate Tochter in d' Wochen kemma is, und i hab' müessen nach Ingolstadt fahr'n, zur Pfleg', wissen's. Um dö Zenzl hab' i ma weiters keine großen Sorgen g'macht, denn der Schorschl hat an rechten guaten Dokter g'habt und hat ma's in d' Hand versprochen, daß er's an nix fehl'n lasset. Über vier Wochen bin i erst wieder hoam kemma na München, und mei erster Gang, dös kennas Ihna denken, war zu mein' Charkütier Schwiegersohn. Mei' Tochter, mei Zenzl, dö is scho wieder ganz beinand g'we'n; a biß'l blaß halt no, aber sunst ganz graupig. Z'erst hat's ma an Kaffee vorg'setzt und sölber backene Nudeln und dernoh hat's mich bei der Hand g'nomma, so recht feierlich und geheimnisvoll, und hat mich in ihr Schlafzimmer g'führt. Denken's Eahna, Frau Brandl, dö Überraschung! No, i sag' Eahna, Sö hätt'n Eahna grad' aso derschrocken, wia i. Im Eck beim Fenster, just neben dem Waschtisch habn's a vergold'te Konsol' aufg'nagelt und auf dera Konsol' san zwoa lange dünne Firmkerzen mit weiße Atlasschleifen in so silberne Glasleuchter g'standen und zwoa kloane Vaserln mit künstliche Blumen und in der Mitten — Sö werd'n Eahna denka a Heilingabüld, a kloane Lourdmadonna oder so was — — dös hab' i z'erscht a g'moant. Ich hab' an Glassturz



g'seg'n und was drunter. Dös hat grad' ausg'schaut, wia so a schen g'malner heiliger Verehrungsgegenstand. Aber wia i näher hinschaug — Herrgott im Himmel, do hat's mi glei ganz g'rissen! I hab' an lauten Schroa tho — a so hab' i mi derschrock'n. ‚Jessas, Jessas, Zenzl, hab' i geschrian, was is denn jetzt dös in den Glasl do?' ‚Dös is der Peperl, Muatter', hat's gesagt. ‚Schau, über drei Jahr' ham mir auf'n Peperl paßt und ham a solchene Freud' g'habt, daß mir'n endlich kriageten, und — wia nacha dös große Unglück über uns kemma is, do hat mei Schorschl ganz hoamlich dös arme Hascherl wies ganga und g'stand'n is auf d' Seiten bracht und hat der Frau Gigl vorg'log'n, er hätt's scho eingrab'n. Nacha ham ma's in an doppelt g'reinigten Spiritus g'setzt in dös Einmachglas und der Schorschl hat a Schweinsblas'n recht fest drüber bunden. Woaßt, der Schorschl moant, in dem Zustand haltet er sich für d' Ewigkeit. Schaug 'n an, Muatter, den armen Hascher, war dös net a rechter herziger Schneck worn, wann er sich nur d' Zeit lassen hätt'? O, du mein zuckriger Peperl du!'" —

„Jessas, Maria und Josef! Frau Oberexpediter, i moan, dös war scho sündhaft, mit dö Kerzeln und was S' alles g'sagt ham. Dös hoaßt ma an Götzendienst treib'n. So was hätt' i meiner Tochter net erlaubt."

„Ja, mei liabe Frau Brandl, dös is scho recht; ich gib Eahna dö Versicherung, mir is üb'l word'n im ersten Augenblick. Aber nacha, wia i g'seg'n hab', daß dö Leut'ln an solchen Trost g'schöpft hab'n aus dem Einmachglasl, nacha hab' i ma denkt: Wenn's unsern Herrgott eppa net recht is, nacha werd' er scho Mittel und Weg' finden, den mißliebigen Gegenstand zu beseitinga."

„Ja, war's denn jetzt wirklich a Bua?"

„Wissen's, Frau Brandl, für g'wiß möcht' i dös net sag'n, aber dö Leut'ln, dö Gschwendtnerischen, ham sich halt aso auf an Buam g'spitzt, daß s' nacha g'moant ham,

dös Ding war amal a Bua worn und wer dös net seg'n könnt', daß dös a Bua war, der kunt sich nur högstens mit mangelhafte Kenntnis in der Naturg'schicht entschuldinga. S' ham'n an halt Peperl g'nennt, und so is dös ganze Haus und dö Famülie allmählich dro g'wöhnt worn und mir ham alle vom Peperl g'redt, wie wann er lebig umanand hupfet. Und wann's Zenzl zu mir auf B'such kemma is, nacha hab' i allawei z'erscht g'fragt: No, Zenzl, wia geht's an Peperl? Immer so schen staat weiter?

„No, und denkas Eahna, Frau Brandl, eines Tages amal, dös muaß in letzten Herbst g'we'n sei, da kommt dö Zenzl ganz aufg'regt zu mir und sagt: ‚Muatter, i muaß der was sag'n; i woaß net, was mit'm Peperl is! Er schaugt so dumm! Der Schorschl hat g'moant, mir sollt'n amal an Dokter frag'n.' — No, wissen's Frau Brandl, i hab' mei Zenzl net kränken woll'n, aber da hab' ich do lacha müass'n. An Dokter holen, um so a Menscherl, so a verunglückt's, in Spiritus, i bitt' Eahna!"

„O mei, o mei! Was für narrische Menschen laufen bloß auf der Welt umananderl Ja, sag'n's, Frau Oberexpediter, ham's denn wirklich an Dokter g'holt?"

„Ja, dös glaub'n's! Der Schorschl ist halt a seltsamer Mensch. Dem hat's koa Ruh' net lass'n, daß sei Peperl so dumm zum Schaug'n ang'fangen hat. Er is richtig zum Dokter in d' Sprechstund' ganga mit sei'm Haferlbuam und der Herr Dokter hat sich müass'n des Ding beaug'nscheininga. Dö Zenzl hat ma's nacha alles erzählen müess'n. A Mordsgaudi hat der Dokter g'habt und g'lacht hat er, daß eahm der Bauch g'wackelt hat, und nacha hat er eahna den Zustand fein ausananderklaubt: Indem, daß nämlich die Feuchtigkeit in der Luft dö Gefäße des Peperls ausdehnt, wohingegen bei eintretender Trockenheit dieselbigen sich wieder zusammenzieheten und überhaupts der auf die Schweinsblas'n ausgeübte Luftdruck, seg'n S' — no — und so weiter.

Ganz genau hab' i dö G'schicht sölber net verstand'n, aber jedenfalls hat er eine wissenschaftliche Erklärung für dö sichtbare Veränderung in den G'sichtszügen des Peperl abgeb'n. No, und wia dös meine Leut' amal bewußt worn san, daß der Peperl allemal aso dumm schaugt, wann scheen's Wetter wird, hingegen, wann's eppa regna will, sei Goscherl bis zu dö Ohrwascheln auffaziagt, wia wann er lachet, — no, so haben's 'n halt als Barometer ang'stellt. Und seg'n's, Frau Brandl, der Peperl hat uns no nia net falsch bericht'. I gib was auf'm Peperl seine Sprüch'! Es is ja a net weiters merkwürdig; denn seg'n S', der Peperl war halt doch beinah' a menschlich's Wesen worn und dö andern Barometer san doch nur aus Glas und totem Metall z'sammg'macht. Also, mei liabe Frau Brandl, jetzt schaug ich, wia g'sagt, amal nei zu dö Gschwendtnerischen und wann der Peperl grad' aso recht schö' saudumm schaugt, nacha fahr' i morg'n mit Eahna auf Starnberg. Pfüat Eahna Gott, Frau Brandl! Hab' die Ehr'."

Jerobeam Purzelbaum

Er war ein Jäger. Aber gejagt hab ich nie mit ihm. Ich hab ihn nur einmal tanzen sehen — und einige Jahre später hörte ich, auf welch sonderbare Weise er den letzten Weg zum Friedhof machte.

Vor Jahren, auf einer meiner Bergfahrten, kehrte ich zu Klausen im Wirtshaus ein. Während ich in der niederen Stube, die mit Holz getäfelt war und eine braungewordene Balkendecke hatte, bei meinem Trunk saß, gewahrte ich, daß die dunkle Holzdecke überall von weißen, sonderbaren Schrammen durchrissen war. Das sah sich an, als hätten da droben zwei Tiger mit einander gekämpft und hundert Spuren von ihren Krallenschlägen zurückgelassen. Ich fragte die Kellnerin, woher das käme? Und lachend sagte das Mädel: „Woaßt, weil der Purzelbamer allweil so hoach auffitanzt!“

Daß in einer niederen Stube ein Schuhplattltänzer die genagelte Sohle im Sprung hinaufschlägt bis zur Stubendecke, das ist an sich nichts merkwürdiges. Unter einem Dutzend Tänzer bringen das ein paar immer fertig. Aber dieser „Purzelbamer“ mußte ganz absonderlich geartete Sprunggelenke besitzen! Nach der reichlichen Hieroglyphenschrift der Stubendecke zu schließen, schien er sich beim Tanze mit den Füßen mehr in der Luft als auf dem Fußboden zu bewegen. Auch sein Spitzname ließ eine verblüffend ausgebildete Beweglichkeit vermuten.

Die Kellnerin mußte mir von ihm erzählen, was sie wußte. Und sie leitete ihren Bericht mit den lachenden Worten ein: „So an Urviech gibt's auf der ganzen Welt nimmer! Bal 'r seine Sprüng so anhebt, kunnt ma si bucklet lachen!“

Christian Ueberacker hieß er und war der Sohn einer zugewanderten Taglöhnerin. Schon als Kind verlor er die

Mutter und wuchs nun so zwischen Armenhaus und Bergwald heran, kein Mensch wußte, wie! Und obwohl es ein unergründliches Geheimnis war, wovon der Bub lebte, wurde er immer dicker und fetter — und war dabei so kreuzfidel, daß die Leute von ihm sagten: wenn er nicht die Ohren als Riegel hätte, ginge sein Lachen ganz um das dicke Köpfl herum! Und schon in der Schulzeit war das seine Gewohnheit, daß er lieber auf den Händen ging als auf den Füßen. Für ein Butterbrot stellte er sich auf den Kopf, spreizte die Beine als Balanzierstangen auseinander und blieb so auf dem Haardach stehen, bis das Butterbrot verzehrt war. Eine schwierige Kunst, das: immer nach aufwärts schlucken!

Mit zwölf Jahren wurde er Geißhirt, vier Jahre später Galtviehsenn und Wilddieb. Einmal ertappte ihn der Förster beim Zerwirken einer Rehgeiß. Aber der Christl verschwand mit einem Purzelbaum irgendwohin und tauchte nach einer Weile auf einem schneidigen Felsgrat auf. Da schickte ihm der Förster eine Kugel nach. Als der Christel sie pfeifen hörte, tat er einen vergnügten Juhschrei, stellte sich in der luftigen Höhe da droben auf den Kopf und strampelte mit den Beinen gegen den blauen Himmel. Dadurch bekam die ernste Sache für den Förster eine so drollige Wendung, daß er die Anzeige unterließ.

Bei der Rekrutierung wurde der Christl nicht genommen — wegen Fettleibigkeit. Daheim aber wußten sie, wie flink er war, trotz seines Speckes; und um ihn von seinem Hang zur Wilddieberei zu kurieren, verschaffte ihm der Förster eine Anstellung im Jagddienst.

Nun hauste der Christel seit Jahren als Junggeselle droben auf der Windecker Leite, einem Weiler, der nur aus einem halbdutzend Häuser bestand und hoch im Gebirge lag, zwei Wegstunden über dem Dorfe. Niemals hörte man davon, daß Ueberacker mit einem Mädel bandelte. Nur zwei Dinge schien er zu lieben: seinen Dienst im Bergwald und

das Tanzen im Klausener Wirtshaus. Wenn die Zither schnurrte und die Ziehharmonika quiekste, war der Christl in seinem Element. Und gar nicht heikel war er — hübsch oder häßlich, alt oder jung, Bursch oder Mädel, alles taugte ihm, wenn's nur was Lebendiges war, das die Beine rühren konnte. Und wenn die anderen mit ihrem Atem fertig waren, tanzte der „Purzelbamer" noch stundenlang für sich allein und erfand dabei so unglaubliche Kapriolen, daß ein alter Bauer einmal sagte: „Der macht ja Sprüng wie der Jerobeam!"

Obwohl ich ziemlich bibelkundig bin, ist es mir nie gelungen, den tieferen Sinn dieses Vergleiches klar zu erforschen. Sollte der Bauer die Sprünge gemeint haben, die der israelitische König Jerobeam I. auf seiner Flucht nach Ägypten machte, als die Häscher des weisen Salomo hinter ihm her waren? Ein an Goethe geschulter Kommentator würde vielleicht die Bemerkung wagen: „Wäre nicht jeder Irrtum vonseite des Meisters ausgeschlossen, so könnte die Hypothese an uns herantreten, ob hier nicht eine Verwechslung mit dem König David vorliegen dürfte, der bekanntlich (Chronica, I, 16, 29) vor der Bundeslade tanzte? Oder sollte diese Verwechslung tatsächlich vorhanden sein? Vom Meister bewußt zur Erzielung einer scherzhaften Wirkung angewandt?" Die Kellnerin im Klausener Wirtshaus aber vertrat die Ansicht: Jerobeam, das wäre der Name eines von der Springsucht befallenen Teufels, von dem der Herr Kaplan schon des öfteren gepredigt hätte.

Mag nun die Sache sein, wie sie will — dem Christl Ueberacker blieb dieser Name, mit einer kleinen Abkürzung und mit dem Ton auf der ersten Silbe: „Jérobam!" Und das klang nicht übel mit seinem anderen Spitznamen zusammen: „Jérobam Purzelbamer!"

Seine persönliche Bekanntschaft sollte ich noch am gleichen Abend machen. Durch Zufall fand sich da im Wirts-

haus eine kleine, fidele Gesellschaft zusammen, der Förster, zwei Jagdgehilfen, der Lehrer und ein junger Postpraktikant, der virtuos die Mundharmonika blies. Der Lehrer begleitete auf einer Guitarre, an der die E-Saite fehlte — und als man zu tanzen anfing, meinte die Kellnerin: „Schad, daß der Purzelbamer net da is!"

„Wart," sagte der Förster, „dem pfeif i glei!" Er nahm die Büchse vom Zapfenbrett, ging vor die Haustür hinaus und feuerte einen Schuß in die Nacht. Dann wurde drüber debattiert, wie lang der Jérobam brauchen würde, um von der Windecker Leite, zu der man zwei Stunden hinaufzusteigen hat, durch die finstere Nacht ins Dorf herunterzukommen. Der eine der beiden Jagdgehilfen schätzte fünfzig Minuten, der andere vierzig. Aber eh noch eine halbe Stunde vergangen war, klang draußen im Hausflur ein gellender Juhschrei, die Stubentüre wurde mit Gerassel aufgestoßen, und etwas Dickes, Fettes, Fleischiges, das nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem proportionierten Menschen hatte, schlug sich mit drei Rädern über die Schwelle herein. Dann stand ein Kerl vor mir, wie ein großmächtiger Gummiball mit Armen und Beinen, das zinnoberrote Vollmondsgesicht behangen mit hundert Schweißperlen, die in der Lampenhelle genau so funkelten, wie die kleinen, zwischen Fett versunkenen Augen.

Während der Jérobam die Runde um den Tisch machte und jedes Krügel leerte, das ihm als Willkomm gereicht wurde, schwatzte er lachend ein Register von drolligen Redensarten herunter, denen es anzumerken war, daß sie der Christl Ueberacker bei ähnlichen Gelegenheiten schon zu hundertmalen gesagt hatte. Erst tat er noch einen tüchtigen Zug aus dem eigenen Maßkrug, den ihm die Kellnerin brachte — dann warf er die Joppe von den Schultern, lockerte die Hosenträger, spuckte in die Hände, packte die Wirtstochter und fing ein Tanzen an, wie ich das im Leben

ein zweitesmal nicht mehr gesehen habe. Dieses Stampfen und Schnackeln, dieses Pfeifen und Schnalzen, Drehen und Platteln, Schwingen und Wiegen — das alles war anders, wie es andere machen — alles verdoppelt und verdreifacht an Übermut und Flinkheit, an Wildheit und Rasse, an Feuer und Schwung! Dazu immer wieder ein Rad und Purzelbaum, ein tischhoher Sprung und ein Sohlenschlag an die Stubendecke. Die Lebensfreude schien irrsinnig geworden, bevor sie diesem Menschen ins Blut und in die Knochen gefahren war. Und wie er mit dem ganzen, kugelrunden Körper immer in der Luft gaukelte, immer mit dem Kopf nach unten oder hinten, immer mit den Beinen in der Höhe — das war wie eine Negation der Schwerkraft, wie ein Widerspruch gegen alles, was menschliche Bewegung heißt. Bei einem schlanken, gut gewachsenen Menschen hätte man solche Gelenkigkeit in allem Ernst bewundern müssen. Aber dieser wirbelnde, springende, ruhelose Fettballon wirkte mit einer Komik, daß man Tränen lachte.

Als es auf zwölf Uhr ging, waren die beiden Wirtstöchter, die Kellnerin und das Küchenmädel schon ‚firti', wie der Jérobam sagte — atemlos, mit erschöpften, glühenden Gesichtern hockten die vier Weibsleute auf der Ofenbank. Aber der ‚Purzelbamer' tanzte und purzelte solo noch immer weiter, pfiff, daß es in den Ohren gellte, schrie und jauchzte, daß die Fensterscheiben klirrten, schrieb mit den Schuhnägeln unverdrossen das Lied seiner wilden Kraft und Lebensluft an die Stubendecke, und schwitzte, daß sein Gesicht, sein Hals und die offene Brust ein einziges rotes Geschimmer war.

Aber ein vernünftiges Wort, das ich mir gerne gemerkt hätte, hab ich in vier Stunden nicht von ihm gehört.

Um zwei Uhr ging ich zu Bett. Doch an Schlaf war nicht zu denken. Meine Kammer lag gerade über der Wirtsstube — und das Gedudel und Gepumper da drunten

wollte kein Ende nehmen. Und so oft die genagelte Sohle gegen die Decke schlug, machte mein Bett den Hupf des Jérobam mit.

Als der Morgen graute, bekam ich endlich Ruhe. Vom Hof herauf konnte ich noch die laute, fette Stimme hören, wie der ‚Purzelbamer' zum Förster sagte: „Jetzt muaß i aber flink auf'n Dürrkogl auffi, für'n Forstmoastr an Gamsbock ausmachen!" Er lachte. „Sakra! Heut war's wieder nobel!"

Das war — für mich — das letzte Wort des Jérobam.

*

Fünf Jahre später kam ich wieder nach Klausen. Aber da gab's keinen Christl Ueberacker mehr. Von dem wilden, nimmersatten Tänzer war nur noch ein kleiner grüner Hügel übrig, mit einem hölzernen, von Schnee und Stürmen schief gedrückten Kreuzlein drauf — und die Geschichte einer grotesken Stunde, halb schauerlich, halb lustig bis zum Übermut.

Wer nur immer von dem Toten redete, fing zu lachen an. Und der Förster erzählte mir ausführlich die Geschichte von den letzten Purzelbäumen des Jérobam. —

Ein grimmiger Winter war über die Berge gefallen. Zwei Meter hoch lag der Schnee im Tal. Und droben noch höher. Von der Windecker Leite, wo der Christl hauste, konnten sie an Weihnachten nimmer zur Mette herunter. Und die weiße Mauer zwischen dem Dorf und da droben wuchs noch mit jeder Woche.

Bis zum 14. Jänner hatte sich der Jérobam Tag für Tag durch den Schnee zum Futterstadel gearbeitet, um dem Hochwild das Heu vorzuwerfen. An diesem Vierzehnten kam er abends heim, in Schweiß gebadet, schauernd bis in die Knochen. Der Eckerbauer, bei dem der Christl hauste, kannte sich gleich aus. „Der hat 's Lumplfieber!" Das

heißt: die Lungenentzündung. In der Nacht verlor der Jérobam das Bewußtsein — und da mußten sie ihm mit Stricken das Federbett über den Körper binden, weil der Christl in seinen Fieberträumen im Klausener Wirtshaus zu sein glaubte und immer mit den Füßen an die Decke wollte. Am Morgen lag er ganz still und schwatzte mit leiser Stimme dummes Zeug vor sich hin. Den Doktor zu holen, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Und gegen Abend fing der Jérobam unter dem Federbett wieder zu tanzen an. Sieben Nächte tanzte er mit dem Tod. Dann war der Christl ‚firti' — und der andere, der Unermüdliche, der seit Jahrtausenden die Erschöpfung nicht kennen lernte, tanzte weiter für sich allein.

Den Jérobam, der das Springen aufgegeben hatte, nähten sie dick und fest in Sackleinwand, schnallten ihn mit ledernen Riemen auf ein schweres Lärchenbrett und legten den zahmgewordenen Tänzer in die Scheune — damit die Leiche gefrieren und sich erhalten sollte bis zum Frühling.

Dann ging auf der Windecker Leite das harte, stille Leben zwischen der weißen Mauer ruhig weiter — bis es März wurde.

Föhnstürme fielen ein.

Drunten im Tal, das drei Monate die Sonne nicht gesehen hatte, lag noch immer der dicke Winter. Doch auf den steilen, sonnseitigen Gehängen der Windecker Leite, zu der die lauen Südwinde freien Weg hatten, aperten schon die Almen und der Waldgrund in großen Flecken aus dem Schnee heraus. Und der kalte Schläfer auf dem Lärchenbrett begann in der Wärme langsam aufzutauen.

Da mußte man den Christl Ueberacker hinuntertragen zum Friedhof.

An einem himmelblauen Sonntagsmorgen nahmen der Eckerbauer, sein alter Knecht und die beiden Nachbarn das schwere Lärchenbrett auf die Schultern. „Bal a Mensch no

warm is," meinte der Knecht, „da lupft 'r si leichter als in der Gfrier."

Während sie den Jérobam trugen, beteten sie den Rosenkranz. Und schwitzten. Denn es war ein harter Weg. Je weiter sie hinunter kamen in den Wald, desto tiefer und zäher wurde der ungebahnte Schnee. Sie suchten, um es leichter zu haben, eine baumfreie Rinne auf. Aber da trat der alte Knecht unter dem Schnee auf eine Eisplatte und rutschte. Auch die anderen verloren das Gleichgewicht und ließen das Brett mit dem Christl fallen.

„Jöises, halts 'n auf!" schrie der Eckerbauer; aber das Brett fing schon zu gleiten an, schneller und immer schneller. „Mar' und Josef! So an Unglück! Der derfallt si! Jöises, der tuat si an Schaden!"

Zu Vieren sprangen sie durch die Schneerinne hinunter. Aber der Jérobam war flinker als sie alle. Das wurde eine heiße Jagd. Bei einer Wendung der Rinne meinte der Eckerbauer den flinken Christl haschen zu können. Doch da fuhr das Brett mit dem Fußende gegen einen Baumstock, überschlug sich, stellte sich auf den Kopf und machte einen Purzelbaum um den andern. Schreiend, wie besessen, rannten und schlitterten die vier Leute hinter dem tollgewordenen Christl her — bis der alte Knecht, dem der Atem ausging, einen verständigen Einfall hatte: „Bal 'r 's net anderst tuat, so laßts 'n halt hupfen, in Herrgottsnamen!" Und der Eckerbauer, nach allem Schrecken, fing zu lachen an: „Der woaß, was 'r tuat! Meinetwegen! Müassen mer eahm sei' letzte Freid halt lassen! . . . Hupf zua, Christl! Hupf zua!"

Durch dieses Wort war aller Ernst des Weges und alle herkömmliche Ehrfurcht vor dem Tode auf den Kopf gestellt. Lachend standen die vier Männer bis an die Hüften im Schnee und guckten mit Wohlgefallen zu, wie der Jérobam seine Räder schlug und seine hohen Sprünge machte. Und als der Christl in einer Schneemulde wider Willen rasten

mußte, wateten die Viere zu ihm hinunter, versetzten dem Lärchenbrett einen freundlichen Schubbs und halfen dem ‚Purzelbamer' wieder auf flinke Füße. Und je tollere Sprünge der Christl machte, je hurtiger er seine Räder schlug, um so lustiger schrieen die Viere hinter ihm her, mit Gelächter und Jauchzen: „Hupf auf! Hoppsala! . . . Sakra! Dösmal hat 'r aber an Satz gmacht! . . . Wetten taat i, da hätt 'r auffigroacht auf d' Stubendecken! . . . Jöises, jöises, völli narret is 'r! So an Urviech! Schaugts 'n nur an! Was für Sprüng als 'r macht! . . . He! Hoppsala! Hupf auf! Hupf auf!"

Und der Jérobam — als hätte er noch hörende Ohren für diese fidele Anerkennung, und als wäre sein Ehrgeiz wach und lebendig geworden — der Jérobam lupfte die Beine zum Himmel und begann ein Räderschlagen, ein so wildes Springen und Purzeln, wie er es auch in seiner übermütigsten Stunde im Klausener Wirtshaus nie getrieben hatte. Erst auf den glatten Schneeflächen der Wiesengehänge stellte er das tolle Springen ein — aber zum Beweise, daß er noch lang nicht „firti" wäre, rodelte er schön lustig und flink auf seinem Lärchenbrett über den Schnee hinunter bis zu den Häusern.

Die Viere, die sich die Lachtränen aus den Augen wischten, hatten eine halbe Stunde bis an die Brust im Schnee zu waten, um den rastenden Christl wieder einzuholen. Und im Dorfe merkten die Leute gleich, daß der Eckerbauer und seine Kameraden nichts Trauriges getragen brächten. Mit Gekicher begannen die Viere zu erzählen, und bis sie zwischen den Schneemauern der Straße den Christl Ueberacker zum Forsthaus brachten, hatte sich eine lachende Geleitschaft hinter dem Lärchenbrett zusammengefunden. In der Scheune des Försters wurde das dicke Schneepflaster vom „Purzelbamer" abgeklopft — und wer an die Sackleinwand fühlte, glaubte zu bemerken, als wären dem Christl die steifen Glieder, mit

denen er die Windecker Leite verlassen hatte, beim Tanze locker und biegsam geworden. Doch im Tal, in dem es um drei Uhr schattete, gab's einen kalten Abend. Vor dem Forsthaus krachte der Schnee, wenn die Leute kamen und gingen. Und über Nacht war der ‚Jérobam Purzelbamer' wieder fest gefroren.

Am Morgen läuteten die Glocken. Und die Musikanten der Feuerwehr trompeteten einen Trauermarsch. Aber zu Klausen hat es seit Menschengedenken keine ‚Leich' gegeben, bei der die Leute so wenig traurig waren. Sie konnten, trotz Litanei und Vaterunser, an nichts anderes denken, als an die letzten lustigen Purzelbäume des Jérobam.

Die Maus

Ich zog in das ruhige Zimmerchen, fünften Stock, gutes, altes Stadthotel, ein, mit zwei paar Socken und zwei riesigen Flaschen Slibowitz für unvorhergesehene Fälle.

„Bitte," sagte der Zimmerkellner, „soll ich das Gepäck holen lassen?!?"

„Ich habe keines," sagte ich einfach.

Dann sagte er: „Wünschen Sie elektrische Beleuchtung?!"

„Jawohl."

„Es kostet fünfzig Heller per Nacht. Sie können aber auch bloß Kerze haben," sagte er in Berücksichtigung der gegebenen Umstände.

„Nein, ich wünsche elektrische Beleuchtung."

Um Mitternacht hörte ich Geräusche von zerrissenen und zerkratzten Papiertapeten. Dann kam eine Maus, stieg meinen Waschtisch hinan und betrat das Lavoir, machte überhaupt verschiedene artige Evolutionen, begab sich sodann wieder auf den Fußboden, da Porzellan nicht zweckentsprechend war, hatte überhaupt keine festen weitausgreifenden Pläne und hielt schließlich die Dunkelheit unter dem Kasten bei den gegebenen Umständen für ziemlich vorteilhaft.

Morgens sagte ich zu dem Dienstmädchen: „Sie, eine Maus war heute nacht in meinem Zimmer. Eine schöne Wirtschaft!"

„Bei uns gibt's keine Mäuse, das wäre nicht schlecht. Woher sollte denn bei uns eine Maus herkommen?! Sowas lassen wir uns überhaupt gar nicht nachsagen!"

Ich sagte infolgedessen zu dem Zimmerkellner:

„Ihr Stubenmädchen ist ein freches Geschöpf. Heute nacht war eine Maus im Zimmer."

„Bei uns gibt's keine Mäuse. Woher sollte denn bei

uns eine Maus herkommen?! So was lassen wir uns überhaupt nicht nachsagen!"

Als ich in das Hotelvorhaus trat, betrachteten mich der Herr Portier, der Herr Hausknecht, die anderen beiden Fräulein Stubenmädchen und der Herr Geschäftsführer, wie man einen betrachtet, der mit zwei Paar Socken, zwei Slibowitzflaschen einzieht und bereits Mäuse sieht, die nicht da sind.

Auch lag mein Buch „Was der Tag mir zuträgt" offen auf meinem Tische und ich überraschte einmal das Stubenmädchen bei der Lektüre desselben.

Unter diesen facheusen Umständen war meine Glaubwürdigkeit in bezug auf Mäuse ziemlich untergraben. Dafür hatte ich immerhin einen gewissen Nimbus eingeheimst und man rechnete nicht mehr mit mir, ließ mir sogar kleine Schwächen passieren, drückte ein Auge zu, benahm sich außerordentlich kulant wie mit einem Kranken oder anderweitig zu Berücksichtigenden.

Die Maus jedoch erschien jede Nacht, kratzte an der Papiertapete, bestieg häufig den Waschkasten.

Eines Abends kaufte ich eine Mausefalle samt Speck, ging mit dem Instrument ostentativ an dem Portier, dem Hausknecht, dem Geschäftsführer, dem Zimmerkellner und den drei Stubenmädchen vorbei, stellte die Falle im Zimmer auf. Am nächsten Morgen war die Maus drin.

Ich gedachte nun, ganz nonchalant die Mausefalle hinabzutragen. Die Sache sollte für sich selber sprechen!

Aber auf der Stiege fiel es mir ein, wie erbittert die Menschen werden, wenn man sie einer Sache überführt, zumal eine Maus sich nicht in einem Passagierzimmer eines Hotels befinden sollte, in dem es Mäuse einfach „gar nicht gibt"! Auch wäre mein Nimbus eines Menschen ohne Gepäck, mit zwei Paar Socken, zwei Flaschen Slibowitz, einem Buche „Was der Tag mir zuträgt" und der nachts bereits Mäuse sieht, dadurch beträchtlich erschüttert worden, und ich



Peter Altenberg

wäre sofort in die peinliche Kategorie eines sekkanten und höchst ordinären Passagiers herabgesunken. Infolge dieser Bedenken ließ ich die Maus in einem für diese Zwecke ziemlich geeigneten Orte verschwinden und stellte meine Mausefalle auf dem Fußboden meines Zimmerchens wieder leer auf.

Von nun an wurde ich mit noch zärtlicherer Rücksicht behandelt, man wünschte mich unter keinen Umständen zu erregen, gab nach wie einem kranken Kindchen. Als ich endlich abreiste, war bei allen freundschaftliches Mitgefühl und Attachement vorhanden, obzwar ich als Gepäck nur zwei Paar Socken und eine Mausefalle mitnahm!

Märchen

An die Wiege des Königssohnes schwebten durch die hohen Fenster die Feen und es entbrannte ein edler Wettstreit unter ihnen, wer dem Königssohne die wertvollste Gabe verleihen würde.

Die eine verlieh Schönheit, die andere Gesundheit, die dritte Geist, die vierte Gemüt usw. usw.

Man konnte jedoch keiner den Preis zuerkennen.

Da schwebte die jüngste Fee eilig herein (immer ist es die jüngste und immer verspätet sie sich) und rief: „O Königssohn, ich aber verleihe dir die Gabe, dich nur *in Liebe* mit einem Weibe verbinden zu können, sonst aber dazu *unfähig* zu sein!“

Als dies die übrigen Feen vernahmen, verhöhnten sie ihre Kollegin und nannten sie sogar eine „Moderne“, obzwar dieser Ausdruck damals noch gar nicht existierte.

Aber die junge bleiche Königin im Wochenbette rief: „Sie hat den Preis errungen!“

Der König glaubte, seine Frau sei übergeschnappt, aber

er getraute sich nicht, es zu sagen und führte alles auf das „Kindbettfieber" zurück.

Da verfluchten alle übrigen Feen das Königshaus als pervers und entzogen zur Strafe dem Königssohne alle verliehenen Gaben.

Der König war erschrocken und verzweifelt.

Die jüngste Fee aber lächelte und lächelte.

Denn sie wußte es, daß aus ihrer verliehenen merkwürdigen Gabe ganz von selbst alle Tugenden und Genialitäten entspringen würden, die die Feen dem Königssohne entzogen hatten.

Und so geschah es.

Der Königssohn wurde ein Wunder an Weisheit und Güte, an Kraft und Heldentum und allen adeligen Menschlichkeiten.

Aber im Zenite seines Lebens suchte er einst die jüngste Fee auf (in einem meilenweiten Walde) und bat sie, für ein einziges Mal den segensvollen Fluch doch von ihm zu nehmen. Denn er kenne eine wunderbar schöne Maid, die er aber nicht lieb haben könne, dieweil sie schlecht und dumm sei und gefräßig.

Und die Fee gewährte es ihm für dieses eine Mal.

Später erschien ihm die Fee, die eine ausgemachte Idealistin war, und fragte gespannt: „Nun, o Königssohn?"

„Gar net schlecht, gar net schlecht!" erwiderte dieser hoheitsvoll.

Erlebnis

Hans Schließmann bat mich dringend, doch am Freitag abend nach Hietzing ins Parkhotel zu kommen, wo der temperamentvolle, geschmackvolle Dostal von den 26ern konzertiere, in dem schönen, weiten Garten. Es wurde halb

zwölf Uhr nachts, und Schließmann war besorgt, daß ich noch die letzte Tramway erreiche. Sie fuhr aber an uns vorüber. In demselben Augenblick hielt ein eleganter Gummiradler knapp vor uns an, und zwei frische Mädchenstimmen jubelten: „Peter, Jessas, Peter, was machst denn du da in Hietzing?!" — „Ich habe die letzte Tramway versäumt," erwiderte ich geschäftsmäßig und ohne Begeisterung der Freude des Wiedersehens mit den herrlichen urwüchsigen Kindern. — „Tu dir nix an, Peter, wir nehmen dich mit in unserm Wagen, wir fahren eh nach Wien, ah, so ein glücklicher Zufall — — —." Hans Schließmann stand gerührt da im Angesichte solcher wirklich seltener glücklicher Zufälle, dankte den guten, schönen, herzigen Mädchen im Namen seines beneidenswerten Freundes und sagte, daß das „goldene Wiener Herz" doch noch nicht ganz im Aussterben begriffen sei, wie er bisher vermutet habe — — —.

Wir fuhren davon. Bei dem Mariahilfberg sagte das eine der süßen Mädchen: „Peter, was wirst also dem Fiaker bezahlen?!" — Ich erwiderte: „Nichts. Ich bin eingeladen worden." — „No, no, tu dir nix an, Schmutzian, wegen die par Krandln." Für den Zahlenden sind es immer „Kronen", für den, der bezahlt wird, nur „Krandln". Ich erwiderte: „Ich bin euer Gast." — „Wärst vielleicht zu Fuß nach Wien gehatscht, du Narr?!" — „Ich hätte mir vielleicht im Notfalle einen Einspänner genommen." — „No, also, sixt es, jetzt kommen wir aufs gleiche." — „Also gut, ich werde die Taxe für den Einspänner erlegen — — —." „Da schau her, im Gummiradler fahren und Einspännertax' zahlen, geh, i wer mi glei giften —." — „Also, bitte, wie viel habe ich zu bezahlen?!?" — „Zehn Kronen, es is eh kein Geld." — Ich fand das zwar nicht, daß es kein Geld sei, aber ich fragte: „Wieso, bitte, zehn Kronen?!?" — „No, san mir früher, bevor mir di aufg'fischt haben, du Schnorrer, net ein bisserl in Hietzing herumg'fahren, bei so an' schönen

Abend, mir scheint, du gönnst uns dös nöt!?!" — Ich erwiderte, daß ich ihnen es herzlich gönne. — „No, also, du bist ja ein g'scheiter Mann, du bist ja unser Peterl — — —." Also das Peterl bezahlte die zehn Kronen. „No, und mir san gar net auf der Welt?!" sagten die beiden Süßen. „Unsere Gesellschaft ist gar nix wert, mir san nur die Zuwag zum Fleisch, da schau der eahm an — — —." Ich gab einer jeden noch eine Krone. „Peter, Peter, wir haben dich immer für an' veritablen Dichter g'halten, für an' besseren idealisch veranlagten Menschen; no, sagn mer, es war nix — — —." Ich ließ den Wagen halten, stieg aus. „Peter, bist bös?!" — „Nein. Weshalb sollte ich bös sein?!" — „No, war 's net ganz unterhaltsam?!" — „Sehr," erwiderte ich. An Hans Schließmann schrieb ich sogleich noch in der Nacht eine Karte: „Was Ihre Korrigierung Ihrer Ansicht über das im Aussterbeetat befindliche ‚goldene Wiener Herz' betrifft, so bitte ich sehr, mit der Korrektur bis zum nächsten Freitag zu warten, wo Dostal von den 26ern wieder im Parkhotel Hietzing konzertiert. Da erfolgen nämlich mündliche Aufklärungen — — —."

Am nächsten Tag traf ich das eine der süßen Mädchen. „Peter, gut, daß ich dich treff'. Kaum warst du gestern ausgestiegen, so durfte ich mich auf den Bock setzen und kutschieren und der Herr Fiaker ist zur Mitzl in den geschlossenen Wagen eingestiegen. Und dann hat er uns deine 10 Kronen geschenkt. Das is a Kawalier, da nimm dir ein Beispiel!" Ich schrieb sogleich an Hans Schließmann: „Ihre erste Regung war die richtige. Es gibt doch noch ein ‚goldenes Wiener Herz' — —."

Der weiße Esel

Elegantes Schreibzimmer. An den Wänden Bücherschränke mit den Werken früherer Lustspiel- und Possendichter, stark mitgenommenen Jahrgängen aller Witzblätter, Anekdotensammlungen usw.

Personen: Zwei deutsche Dichter — A und B, Männer von einnehmendem, gewinnendem Äußern in den einträglichsten Jahren.

A: Lieber Freund! Die Saison kommt, die Welt schreit nach Kunst und wartet auf unser neues Stück. Haben Sie denn noch gar keine Idee?

B: Eine Idee? — Kleiner Schäker! — Ne, aber einen famosen Titel: „Der weiße Esel“!

A: Akzeptiert! Der weiße Esel ist brillant! Der weiße Esel ist großartig! In diesem Esel erkenne ich so ganz Ihren Geist!

B: Notieren sie sich den Witz für das Stück!

B: Scherz bei Seite! Ich bin entzückt! Der Titel riecht förmlich nach Tantièmen! Das wird ein Bombenerfolg! Sie Goldmensch! — Einen Augenblick! (Eilt ans Telephon.) Bitte 2576, Korrespondenzbüro! . . . . Hier A! Morjen Cohnstein! Wollen Sie kleine Theaternotiz lanzieren? Ja? Schreiben Sie: Das Dioskurenpaar A und B . . .

A: Dioskuren is jut!

B: Das Dioskurenpaar A und B legt eben die letzte Hand an ein abendfüllendes — was ist es denn gleich, lieber Freund? Lustspiel oder Posse?

A: Lustspiel, wegen der Hoftheater! Die können es sonst nicht geben!

B: Also Lustspiel! — Es heißt „der weiße Esel“. — Machen wir's in Reimen oder Prosa?

A: Prosa! Kostümsachen ziehen nicht mehr!

B: (Diktiert weiter.) Das Stück spielt in unserer Zeit und verspricht, wie Eingeweihte versichern —

A: Oller Haruspex! Er weissagt nach den Eingeweiden!

B: Au! (diktiert weiter) ein Werk von übersprudelndem Humor zu werden. Die neue Dichtung — —

A: Dichtung ist sojar sehr jut!

B: — — wird bereits Anfangs nächsten Monats ihren Siegeslauf über die Bühnen antreten ....

A: Siegeslauf ist reizend!

B: ... Haben Sie Siegeslauf? Schön! Was sagen Sie zu der „Henri Clay" von gestern? Der reine Zucker, nicht? Sollen ein Stücker hundert haben, wenn der Rummel einschlägt. 'n Morgen, Onkel Cohnstein! — Schluß!

A: So, das wäre das Wichtigste! Und nu wollen wir ordentlich anfangen, zu arbeiten. Den Titel hätten wir. Was nun?

B: Wasser muß auf jeden Fall auf die Bühne, sonst sitzen wir auf dem Trockenen! Wasser zieht besser als alles andere. Naß müssen ein paar werden! Wie wär's, wenn wir einen Akt auf 'ne Wasserrutschbahn verlegten?

A: Brillant! Aber erst den zweiten oder dritten. Man muß die ganz großen Wirkungen nicht zu schnell verpuffen!

B: Vielleicht könnten wir den ersten Akt einmal auch im Dampfbad spielen lassen — das läßt sich so leicht machen, Dampf haben sie überall.

A: Und zum Abschluß fällt die komische Alte in eine Moorbadewanne.

B: Herrlich! Für den zweiten Akt habe ich auch einen neuen Trick! Es kommt ein Mensch vor, der in etwas hineingetreten ist. Alles wendet sich von ihm mit Grausen —

A: Das wird furchtbar komisch!

B: Stellen Sie sich nur vor: Wenn sich alle die Nasen zuhalten! Ich habe daran gedacht, daß man mit Ammoniak

und Schwefelwasserstoff wirklichen Gestank machen könnte..

A: Das geht noch über den wirklichen Regen und ist auch für die kleinen Bühnen nich zu teuer!

B: Wie machen wir es aber mit der Liebe? In den zweiten Akt gehört was fürs Gefühl! Eine Liebeserklärung mit zugehaltenen Nasen? Was?

A: M w! Aber es muß auch was rein zum Heulen, 'ne arme Waise oder 'n Stiefkind, oder sonst was Süßes! ich hab der kleinen Lilly Meier derartiges versprochen, sie macht das so nett! Ich will die Szene auf meine Kappe nehmen.

B: Aber recht viel Schmalz, wenn ich bitten darf! Und mit was schließen wir den Akt? — Mir fällt gar nichts ein. —

A: Halt, ich hab's! Ein Mensch, der seine Schwiegermutter in spe los haben will, läßt sie von einem Freunde auf einem Automobil entführen. Unter furchtbarem Spektakel wird die Alte davon gefahren, der Schlaumeier bleibt mit seinem Schatz allein und hinter der Szene hört man tuten und schreien.

B: Dieser Einfall ist unter Dichtern seine zwanzigtausend Mark wert. Sie sind großartig, lieber A. Also für den zweiten Akt wäre gesorgt. Reichlich sogar. Den dritten muß die Wasserrutschbahn ausfüllen. . . .

A: Ich hätte auch noch eine nette Mikosch-Anekdote, die wenig bekannt ist, die könnte man noch einschachteln . . .

B: Sind Sie freigebig mit Geistesblitzen! Na denn man zu! Rein mit dem Mikosch! Und jetzt den Schlußakt! Natürlich allgemeine Lösung der Liebeskonflikte. Aber wir brauchen was Lustiges . . .

A: Da ist hier in den „Fliegenden" ein Witz über einen Ansichtskartensammler.

B: (Liest den Witz.) O Sie Verschwender! Aus dem Ansichtskartensammler machen wir ja ein neues Stück! Nehmen wir was Gebrauchtes, Solides, Bewährtes!

A: Sie haben recht. Wir verstecken den Komiker in einem Kleiderschrank und lassen den Schlüssel verlieren . . .

B: Und die Schwiegermutter in spe wird mit einer berüchtigten Anarchistin verwechselt, eine Situation, aus der sie der Liebhaber ihrer Tochter befreit . . .

A: Versöhnung!

B: Verlobung!

A: Der dupierte zweite Liebhaber erscheint in einem weißen Flanellanzug . . .

B: „Der weiße Esel!" — Das Publikum lacht sich schief!

A: Vorhang! Stürmischer Beifall. Die Autoren verbeugen sich. — Ich denke die Sache wird grandios! Und jetzt die Rollen. Und namentlich auch gute Episoden . . .

B: Der Komiker ist natürlich ein reich gewordener Knote, das ist er immer . . . vielleicht einmal Schornsteinfeger a. D. zur Abwechslung?

A: Nicht übel! Da kann man auch den Witz anbringen „Da geht er hin und k e h r t nicht wieder!"

B: Die komische Alte ist Radlerin, nich?

A: Oder sie fliegt. Immer das Aktuellste, wo man hat! Sie muß in Hosen auftreten, je dicker sie ist, desto komischer wirkt das!

B: Der erste Liebhaber fliegt auch, desgleichen seine Flamme! Die Leute spielen gerne in Sport-Dreß.

A: Dann muß auch ein mit dem Töfftöff gestürzter Chauffeur mit verbundenem Kopfe vorkommen!

B: Und ein Amateurphotograph!

A: Und ein zerstreuter Gelehrter, ein Botaniker . . .

B: Sie altmodischer Mensch! Botaniker sind vieux jeu und wir wollen doch ne moderne Dichtung machen! Nehmen wir einen Meteorologen, der immer das falsche Wetter prophezeit! Das gibt Witz über Witz!

A: Einverstanden. Dann noch eins! Körperliche

Gebrechen sind sehr en vogue: wie wäre ein junger Mann mit einer Hasenscharte . . .

B: Und ein junges Mädchen mit Plattfüßen, das ihn liebt!

A: Entzückend! Kostbar!

B: Dann will der Dingsda, der Alexander, eine Verlegenheitsrolle haben —

A: Der kann ja den Jüngling spielen, der in was getreten ist . . . .

B: Richtig! — Aber er möchte auch irgendwo hinausgeworfen werden und in irgendwas hineinfallen!

A: Das erstere kann er haben, das letztere is schon vergeben an die komische Alte! Die Leute sollten sich halt bescheiden. Aber so 'n Bühnenkünstler ist unersättlich!

B: Vielleicht genehmigen wir ihm eine geplatzte Hose?

A: Meinetwegen! Und jetzt die Episoden! Vom letzten Stück ist uns noch ein Tiroler übrig geblieben, der immer „Woll, woll!“ sagt. Stecken wir ihn in den neuen „weißen Esel“.

B: Sehr jut. Dialekt wird jetzt stark gefragt. Vielleicht auch noch einen Kurgast, der sächselt . . .

A: Und gelbe Nankinkleider trägt. Das tun die Sachsen immer!

B: Und dann noch einen witzigen Frankfurter Bankier!

A: Is jut! Für die Galerie noble muß auch was jetan werden! — Haben Sie sonst noch was?

B: Nein, ich dächte, das genügt!

A: Ach ja freilich! Es fehlt nur noch so 'n Bissel verbindende Handlung . . . .

B: Sie unverbesserlicher Pedant! Nun haben wir einen Sturz ins Moorbad, eine Automobilszene, eine Wasserrutschbahn und 'nen Jüngling mit Hasenscharte — und Sie wollen auch noch Handlung dazu. — Mir scheint, Sie wollen sich noch zum deutschen Klassiker ausbilden!

Beim Eisschießen

Wir waren zu sechst auf der Eisbahn: der Pfarrer der Einöde, der Forstmeister, der Jagdgehilfe, der Posthalter, der Herr Forstrat aus München und ich. Und der Jagdgehilfe spielte am besten. Schmiß den Eisstock hinaus, daß der des Forstrats jedesmal in weitem Bogen von der Daube sprang.

„Guat," sagte er trocken, „neune zu sechse. Guat."

Der Forstrat aber schwieg. Obwohl das nicht seine Gewohnheit war. Sonst redete er unaufhörlich. Als der hohe Gast, der zweimal im Jahre auf Inspektion nach der Einöde kam, erlaubte er sich eine scharfe Kritik auch auf Gebieten, die nicht zu seiner amtlichen Tätigkeit gehörten. Außerdem hatte er drüben in der Post soeben auf Staatskosten Saiblinge und eine köstlich zubereitete Omelette soufflée verschlungen, hatte die Kehle mit einer ganzen Flasche Brauneberger frisch geölt — da ging's mit dem Schimpfen um so leichter.

„Ja, Herr Pfarrer, was machen S' denn? Wenn S' nur a bißl näher hingangen wären, nur grad a bißl, hätten S' ihn ja kriagen müass'n den Stock . . . und 'n Herrn Forstmeister laßt's a aus am heutigen Tag; schiaßt richtig daneben! . . . 's Beste aber liefert der Posthalter, daß einem glei grausen könnt. Zum Teufelholen, wie g'sagt, zum Teufelholen."

„Merka S' was?" stieß mich der Jagdgehilfe an. „Heint hat's 'n wieder, den Bazi, den schundigen."

Und es hatte ihn wirklich, den Forstrat. Jedem Pfennig, den er bezahlen mußte, hielt er eine feierliche Leichenrede, wie der Präsident eines Veteranenvereins dem jüngst verstorbenen Mitglied. Dabei zog er das abgegriffene Portemonnaie aus einer am Hintern der Hose angebrachten Tasche mit einer Umständlichkeit heraus, als berge es zehntausend Golddukaten. War dann der fällige Betrag mühsam aus

Kupfer und Nickel endlich zusammengeklaubt, flog der Eisstock, erst recht wütend geschleudert, die Bahn hinaus.

Allerdings war's auch gerade sehr bedenklich. Rückschneiderei — nichts Geringeres stand auf dem Spiele. Verlor er dreimal, dann waren's diesen Nachmittag bereits fünfundachtzig Pfennige, und die Frau Forstrat in München drin, die heute mit ihren drei ledigen Töchtern gewiß keine Omelette soufflée und ganz gewiß keine Saiblinge gegessen hatte, mochte mit der dem Herrn Gemahl nur zu bekannten, forschenden Stimme nach dem Verbleib der Diäten fragen.

Steht so viel auf dem Spiele, darf man nie und nimmer so aufgeregt dreinfahren. Auch muß man bessere Partner haben als den Posthalter und mich. Wir beide spielten nämlich erbärmlich, als hätten wir's aus Bosheit verabredet. Wir zahlten daher auch gern, ich dem Pfarrer, der Posthalter dem Forstmeister. Jedem dreißig deutsche Reichspfennige.

Und genau so viel sollte der Forstrat dem Jagdgehilfen geben. Ein großer Moment, der letzte vor dem losbrechenden Gewitter. Wo alle angesammelte Leidenschaft sich nur in der stummen Gebärde äußert, in nervösem Räuspern, in Tasten und Greifen am Hintern, wo der Gegenstand des stillen Schmerzes unter einem beinernen Hosenknopf gut versichert ruhte.

Da, in diesem Augenblicke banger Erwartung tönt eine weibliche Stimme mit breitestem Ausdruck über die Eisbahn. „Xaveri! Ans Telifon sollst kemma, dei Muatta is g'storb'n."

Xaveri, das war der Jagdgehilfe, drehte sich vom Forstrat nach der andern Richtung, aus der die Stimme kam. Er war ein Mann, der so aussah, als ob er schon längst keine Mutter mehr gehabt hätte. Ein kleiner Gütler aus der Ortschaft, wo er seit dreißig Jahren im Forstdienst angestellt war, mit grauem Vollbart, faltigem Gesichte und mit ein Paar von der Arbeit wie zu Holz verwandelten Händen.

„Ja, kimm nur," tönte es wieder, gerade so breit und gerade so langweilig, „se warten."

Es war seine Frau, die aus dem Fenster des nahegelegenen Häuschens schrie. Xaveri drehte sich einen Augenblick wieder zu uns zurück. Unschlüssig sah er den Forstrat an, kopfschüttelnd die letzte Konstellation der Eisstöcke, dann zog er ein bißchen den ledernen Mund auf, als ob er etwas sagen wollte; plötzlich aber machte er kehrt und lenkte seine gleichmäßigen Schritte, schwer und tief in den Schnee eindringend, zur Post hinüber, zum Telephon.

Wir anderen traten langsam zusammen. Es war einen Augenblick ganz still geworden auf der schillernden Eisbahn, so still, daß man zu hören meinte, wie die warme Februarsonne unter der blendenden Schneedecke der Berge das Tauwasser löste.

Endlich begann der Pfarrer. Er sagte, man könne da von einem Glück reden. Die alte Frau sei über neunzig geworden, habe nichts mehr vom Leben gehabt außer ein halbblindes Dahinvegetieren im Armenhaus, drei Stunden von hier, beim nächsten Bezirksamt; da habe unser Herrgott also ein gutes Werk getan, indem er sie zu sich nahm.

Je ruhiger der Pfarrer das sagte, um so aufgeregter tat der Herr Forstrat:

„Merkwürdig, merkwürdig. Wie das oft so schnell geht. Grad spielt man ganz fidel, denkt an nix, und jetzt — ja, ja, 's Leben is vorbei, man weiß net wie, man . . ."

Er hielt ein; denn schon kam der Xaveri aus der Post zurück.

„D' Infallenz hat s' g'habt," sagte er. „Am Montag is d' Leich." Und er ging mit der ausgestreckten Rechten direkt auf den Forstrat zu, mit demselben Ausdruck im Gesicht, wie er uns verlassen hatte, mit denselben fragenden Augen, die starr und ergeben zugleich auf den hohen Vorgesetzten gerichtet waren.

Der erwiderte mit beiden Händen den dargebotenen Gruß.

„Was?“ schrie er, „d' Influenza hat s' g'habt? Ja, i sag's, das is a Malefizkrankheit, a dreckige. Kann man sich gar net g'nug in acht nehmen damit. Am besten wär halt a Schwitzbad g'wesen. Na, jetzt is 's aus. Mir tut's leid für Sie. Sprech Ihnen mein Beileid aus, mein allerherzlichstes Beileid. Und was 'n Urlaub betrifft zu der Beerdigung, no, den wird Ihnen der Herr Forstmeister scho geben. Wann geht die Post? Morgen früh? So, da fahren S' halt damit, und nehmen S' Ihnen Zeit. Bei solchen Sachen gibt 's immer viel zu erledigen. B'sonders, wenn 's so schnell gangen is. Ja, die Influenza, i sag's ja, die Influenza ...“

Er redete weiter, der Herr Forstrat, bis er plötzlich abbrach und uns in demselben Atem vorschlug, ein neues Spiel anzufangen. Vorausgesetzt, daß der Xaveri unter so traurigen Umständen überhaupt noch spielen wolle.

Der so Gefragte nahm statt aller Antwort seinen Eisstock und warf ihn mit festem Ruck in die entgegengesetzte Richtung.

Z'sammaschiaß'n,“ sagte er trocken. Und kein Ton in seiner Stimme verriet, was er in dieser Viertelstunde erlebt hatte.

Als wir aber über die glatte Eisbahn hinauf schlürften, die jetzt wieder mächtig anzog, weil die Sonne hinter die Berge hinuntergegangen war, neigte er sich zu mir mit einem Gesichte, als wollte er mich zum Zeugen eines Mordes anrufen:

„Hab'n Sie 's g'merkt, Herr Schriftstella? Der hat m'r meine dreiß'g Pfennig net geb'n. Hab'n Sie 's g'merkt?“

Ich konnte ihm leider nicht zustimmen, denn hinter uns ging der Forstrat mit dem Pfarrer. Und der sagte etwas, was mich fast noch mehr interessierte. Ganz deutlich konnte ich's nicht verstehen, aber einige unzusammenhängende Worte horchte ich doch heraus.

„Gelungenes Volk ... immer so bei de Gebirgler ... G'fühl haben s' keins ... kann sterben, was will“ ...

Aus der Burleske
Zum großen Wurstel

Direktor.

Meine Herren! Hier ist zu sehn das preisgekrönte allerneueste Figurentheater oder auch Marionettentheater genannt — ein Theater, welches fürderhin jeglichen Theaterbesuch endgültig überflüssig zu machen geneigt und anvertraut ist. Denn eine Betrachtung oder selbst Besichtigung des Theaterzettels beweist, daß hier für jegliches dramatisches Bedrüfnis des geehrten Publikums in vollem Maße gesorgt und vertreten ist. — Auf diesem Theater tritt auf kein geringerer als der Herzog von Lawin, eine hochfürstliche und elegant gekleidete Persönlichkeit, sowie seine rechtmäßige Gemahlin, ein hochmodernes Weib in Sensationstoilette, und noch nicht genug, haben wir vorrätig den Helden dieses Stückes, alsdann denjenigen, dem die ganze Handlung passieren tut, sowie dessen Freunderln, von denen der eine traurig, hingegen der andere kreuzfidel zu sein die Ehre hat. Damit nicht genug, tritt Fräulein Liesl auf, ein süßes Mädchen, um die sich mancherlei dröhen und begeben dürfte, und noch nicht genug, erscheint ihr leiblicher Vater, ein düsterer Kanzelist, ihr Bräutigam, auch Verlobter genannt, und eine Figur von überlegenem Verstand und schwarzem Vollbart, Räsoneur betitelt. Noch nicht genug, beteiligen sich an der heutigen Vorstellung zwei Herren, welche das Maul zu halten haben und daher vom Dichter als stumm benannt werden. Damit nicht genug, haben wir vorrätig einen Ringkämpfer mit Orden und Riesenkraft, ein totes Mädchen, einen livrierten Bedienten, welcher die Türen aufzustößen hat, und das Neueste, was wir erst gekriegt haben, einen Tod als Wurstel oder Wurstel als Tod, wodurch das Schauerliche dieses Dramas getilgt werden möchte und dürfte. Ferner zu bemerken: alle diese Herr-

schaften reden in Versen, welche gereimt sind, wodurch das Banner der Poesie hochgehalten und keineswegs verleugnet wird. — Herrreinspaziert, meine Herren und Damen! Sofort beginnt eine neue Vorstellung, welche sofort beginnt.
— — — — — — — — —

Held.

So viel will ich von mir verraten:
Zu Stimmungen neig' ich, nicht zu Taten,
Und sage statt weitern langen Berichts:
Ich bin der Held dieses Stücks, sonst nichts.
Und hab' ich dieses Amt erledigt,
So werd' ich, möglichst unbeschädigt,
In eine Schachtel grün gelackt
Mit größter Sorgfalt eingepackt.
Nicht neidenswert ist dieses Los,
Doch hab' ich einen Trost in meiner Truhe:
Bin ich auch eine Marionette bloß —
Neu ist die Schachtel doch, in der ich ruhe.

Räsoneur.

Jetzt aber frag' ich Sie aufs Gewissen,
Ob das nicht ich hätte sagen müssen.

Held.

Ich bitt' Sie, wollen Sie sich nicht setzen?
Zuweilen dürfen auch Helden schwätzen.

Der Diener (tritt auf).

Gnädiger Herr, soeben erscheint
Der ernste und der heitere Freund. (Ab.)

(Ernster Freund, lang, sehr korrekt, dunkel gekleidet; Heiterer Freund, etwas korpulent, in bequemem Anzug, treten auf.)

Heiterer (hüpfend)

O überaus lustige Existenz!
Mich freut der neuerwachte Lenz!

Ernster.

Mit düstrer Ahnung tret' ich ein —
Wozu mag ich geladen sein?

Räsoneur.

So sind bereits mit den Eintrittsworten
Die beiden glücklich charakterisiert:
Der Wurstel freut sich allerorten,
Der ernste Mann ist stets gerührt.

Der Bissige.

Der geht mir auf die Nerven!

Der Wohlwollende.

Das soll er ja . . . das ist ja eben der Witz!

Der Bissige.

Ein schlechter Witz!

Der Dichter (zum Direktor).

Mir kommt vor, die Leut' langweilen sich.

Direktor.

Ich hab' Ihnen g'sagt, Sie sollen die Figur hinaus-
schmeißen.
Noch heut' vormittags hab' ich's Ihnen g'sagt.

Der Dichter.

Könnt' man vielleicht nicht noch jetzt —? . . .
Ich werd' g'schwind ein paar Verse streichen.

Direktor.

Aber schnell — schnell — eh's zu spät ist.

(Der Dichter eilt nach hinten, erscheint hinten am
Fenster und sagt dem Räsoneur etwas ins Ohr.)

Held.

Ich hab' euch beide zu mir gebeten,
Als Zeugen sollt ihr mich vertreten.

Ernster.
Wie? . . . ein Duell? . . .

Held.
Auf Tod und Leben.

Heiterer (einen Fuß in der Luft).
Heissa! Es kann nichts Fideleres geben!

Ernster.
Wann soll es stattfinden?

Held.
Ums Morgenrot.

Ernster.
Nun, wenn wir frühstücken, bist du längst tot.

Der Dichter (zum Direktor).
Is schon g'scheh'n!

Räsoneur (vortretend).
Es mag der Kaiser, mag der Bettler end'gen,
Des Lichtes freu'n sich weiter die Lebend'gen.

Der Dichter (greift sich an den Kopf).
Ich hab' ihm doch g'sagt: er soll das Maul halten!

Held (zum Ernsten).
Du weißt es gewiß?

Ernster.
Ich sah dich heut nacht
Im Sarge liegen und umgebracht.

Held.
Ein Traum!

Ernster.
Die meinen erfüllen sich!

Held (zum Heiteren).
Und träumtest du auch so was Nettes? Sprich!

Heiterer.
Erzählt' ich, was ich heut nacht geträumt,
Dies Stück verböte man ungesäumt.

Räsoneur.
Hier wird ein Faun selbst durch Moral gebändigt,
Drum sind Billetts auch Jungfraun eingehändigt.

Held.
Ein unerklärliches Verhängnis
Bringt mich in tödliche Bedrängnis.

Ernster.
Erkläre dich!

Held.
Bin nicht frei von Schuld,
Hab' Mädchen verführt und Ehen gebrochen,
Doch durch des Schicksals besondere Huld
Ward ich nie erschossen und nie erstochen —
Und jetzt für eine, die nichts mir gewährt,
Für eine, die ich niemals begehrt,
Für eine, die ich noch nie gesehn,
Soll ich, ihr Freunde, von hinnen gehn.

Räsoneur.
Des Schicksals Rache geht verborgenen Pfad.
Und keiner kennt die Folgen seiner Tat.

Held.
Ich habe die Herzogin nie gesehn,
Doch will mir ihr Gatte ans Leben gehn.
Mich hält er, der ich's gewiß nicht bin,
Für den Geliebten der Herzogin.

Es schlug mir der Freche ins Gesicht,
Doch schwör' ich: die Herzogin kenn' ich nicht!

Ernster.

Er schwört . . .

Heiterer.

Ei was, ich schwüre auch!
's ist unter Ehrenmännern Brauch.

Held.

Der Herzog wartet, es drängt die Zeit!
Pistolen — zehn Schritte — ich bin bereit!

(Ernster und heiterer Freund ab.)

Der Wohlwollende.

Es ist eine beißende Satire auf das Duell.

Der Bissige.

Mich beißt's vorläufig nicht.

Der Naive.

Ich bin neugierig, ob das Duell vorkommen wird.

Die Frau (zu ihrem Mann, dem ersten Bürger).

Wenn g'schossen wird, bleib' ich nicht da.

Erster Bürger.

Aber Schatzerl, reg' dich nicht auf . . .

Der Dichter.

Diese Kunstpausen! . . . (Zum Direktor.) Ich hab's Ihnen g'sagt, dieser Idiot ruiniert mir das Ganze!

Der Bissige.

Wenn jetzt wieder ein Monolog kommt, werd' ich unangenehm.

Der Wohlwollende.

Das wird Ihnen nicht schwer werden.

Der Bissige.

Was heißt denn das? . . . Sind Sie der Bissige oder ich! . . .

Held.

Daß meine beiden Sekundanten
Sich als Rivalen jetzt erkannten —

Der Bissige (schlägt auf den Tisch).

Held.

Bei dieser selben Herzogin,
Der ich ein gänzlich Fremder bin,
Und ich als Opfer fallen soll,
Das find' ich höchst geheimnisvoll.
Was aber fang' ich armer Mann
Mit meinen letzten Stunden an?

Räsoneur (tritt vor).

Den Frühling seh' ich lachen und winken,
Er will uns doch zu kurz bedünken —
Doch der, dem nur gehört ein Tag,
Weiß nicht, was er beginnen mag.

Direktor.

Ja, warum haben S' ihm denn das nicht g'strichen?

Der Dichter.

Das ist die schönste Stelle!

Direktor.

Merken Sie nicht, wie die Leut' unruhig werden?... Jetzt stellen Sie sich nur vor, wenn die noch hungrig wären!

Der Naive.

Schauts, jetzt schreibt er . . Ah, das ist gut!

Held (hat sich an den Schreibtisch gesetzt und geschrieben).
All meine Habe, Geliebte, sei dein,
Doch heute noch will ich dein Gatte sein.
(Ad spectatores.)
Denn ließ' ich sie ohne dieses erben,
Sie müßte durch ihren Vater sterben,
Da dieser ein düsterer Kanzelist
Aus einer sehr alten Schachtel ist,
Auf jenseits von Gut und Böse pfeift
Und sozusagen nichts begreift.
(Es klingelt.)

Der Diener (tritt ein).
Es klingelt, ich öffnete die Tür,
Und dieses dämonische Weib steht vor mir. (Ab.)

Die Herzogin von Lawin
(tritt ein mit großartigen Bewegungen).
Ich bin die Herzogin von Lawin,
Der Sensationen Sucherin.
Der Herzog erschießt Sie morgen — bum!
Sie sollen wenigstens wissen, warum.
(Sie sperrt die Tür ab.)

Der Naive.
Jetzt sperrt s' gar ab! Gebts acht, Kinder, jetzt kann's gut werden!

Held.
Was tun Sie?

Herzogin.
Sie weilen nicht lang mehr auf Erden,
So lassen Sie schleunigst uns schuldig werden;
Ich liebe die Streiche, die wilden, die tollen,
O, machen Sie doch aus mir, was Sie wollen!

Zweiter Bürger.

Madeln, gehn wir, das is nix für euch!

Zweites Mädel.

Aber Vatter, wir verstehn ja nix!

Zweiter Bürger.

Alsdann, wann ihr nix verstehts . . .

Held.

Tief ist die Dunkelheit dieses Falles!
O Herzogin, wie kommt dies alles?

Herzogin.

Dich such' ich, seit ich suchen kann,
Nie liebt' ich einen andern Mann,
Zu Füßen lag mir das ganze Gelichter,
Reitknechte, Fürsten, Soldaten und Dichter,
Stets fand ich der andern Liebe nur,
Von meiner regte sich keine Spur.
Denn einen nur könnt' ich auf Erden lieben:
Dem ich die letzte wäre geblieben
Und der es weiß, daß an meiner Brust
Ihm brausend erblüht die letzte Lust.
Drum bist du der Schönste heut, der lebt,
Schön macht dich der Tod, der dich umschwebt,
Schön macht dich, daß du verloren bist
Und morgen alles zu Ende ist.
Was bist du so düster? Was bist du so still?
So mach' doch endlich aus mir, was ich will!
(Sie wirft sich in seine Arme.)

Held (nach einer kleinen Pause, sich von ihr entfernend).
Nur eines vergessen Sie, Herzogin:
Daß ich etwa nicht in der Stimmung bin.

Zweiter Bürger.

Madeln, gehn wir . . .

Mädeln.
Aber Vatter, wir verstehn ja nix!

Zweiter Bürger.
Aber ich schenier' mich für euch! . . . Gehn wir . . .

Herzogin
(sieht den Helden zuerst groß an, dann lacht sie auf, wild und hysterisch; plötzlich horcht sie).
Der Herzog! Wohin, daß er mich nicht erblickt?
(Sie flüchtet sich ins Schlafzimmer.)

Held.
In was für ein Schicksal bin ich verstrickt!

Dichter (zum Direktor).
Jetzt geht's gut! Die Szene hat gewirkt!

Direktor.
Zu spät! Alles Frühere hätt' heraus müssen!

Der Dichter.
Da hätt' man ja absolut nichts verstanden!

Direktor.
Aber unterhalten hätten sich die Leut'!

Der Diener (tritt ein).
Der Herzog von Lawin tritt ein,
Doch ist er keineswegs allein.
(Er öffnet die Tür und läßt den Herzog und seine Begleiter eintreten. Dann verschwindet er wieder.)

Die Mädeln.
Ah! . . .
(Der Herzog, mit einer fabelhaften Eleganz gekleidet, und zwei sehr korrekte Herren treten ein. — Verbeugungen.)

Herzog.
Sehr sonderbar ist dieser Schritt,
Drum bring ich mir zwei Herren mit.
(Alle nehmen Platz.)

Herzog.

Bin Herzog von Lawin genannt,
Bin glühend, stark und intressant,
In mir rinnt alter Helden Saft,
Ich übersprudle von Lebenskraft.

(Er wendet sich zu den stummen Herren, die zustimmend nicken.)

Und was ich sage, kann ich beweisen —
Ich zerbreche eine Stange von Eisen!

(Der eine Herr nimmt eine Eisenstange aus seiner Brusttasche reicht sie dem Herzog, der sie entzweibricht und die Stücke auf den Boden wirft.)

Und käme der stärkste aller Ringer,
Ich werf' ihn nieder, bin sein Bezwinger!

(Durch das Publikum auf der Bühne bahnt sich der Ringkämpfer den Weg; er ist nach Athletenart gekleidet, mit Pantherfell, zahlreichen Medaillen. Er geht auf die Bühne hinauf. Bewegung im Zuschauerraum.)

Der Bissige.

Da hört sich schon alles auf!

Der Naive.

Der g'fällt mir! Bravo, bravissimo! Jetzt werden s' raufen! (Applaus.)

Der Dichter.

Das is halt ihr G'schmack! Bestien!

(Herzog ringt mit dem Ringkämpfer und wirft ihn nach kurzem Kampfe von der Bühne unter das Publikum hinab. Der Klavierspieler fällt vom Sessel. Gelächter.)

Der Dichter.

Ja, um Gottes willen, was ist denn das!

Direktor.

Sein S' froh! Das kann Ihre ganze Komödie retten.

(Der Ringkämpfer erhebt sich, wirft dem Publikum Kußhändchen zu, geht ab.)

Herzog.

Und wenn ich lache, fallen sofort
Die Bilder herunter von jedem Ort.

(Er lacht in zwei kurzen Stößen; die Bilder fallen von den Wänden.)

Aus jeder Karte schieß ich das Aß!

(Der erste stumme Herr geht in die andere Zimmerecke, hält eine Karte in die Luft, der zweite stumme Herr reicht dem Herzog eine Pistole. Der Herzog schießt und trifft das Aß. Der eine stumme Herr zeigt die Karte dem Helden.)

Wo ich hintrete, da wächst kein Gras . . .

(Er tritt vor sich hin; die beiden stummen Herren treten in seine Nähe und bestätigen, daß tatsächlich kein Gras dort wächst.)

Und niemals vergeht ein Tag, daß sich
Nicht irgend ein Weiblein tötet für mich.

(Ein Schuß fällt. Ein Herr tritt zum Fenster, winkt hinunter; man reicht ihm ein totes Mädchen zum Fenster herein. Er legt es auf den Diwan; sie trägt einen Zettel in der Hand; der Herr reicht dem Herzog den Zettel; der Herzog reicht ihn, ohne ihn zu lesen, dem Helden.)

Held (liest).

Ich liebte den Herzog von Lawin,
Er liebte mich nicht — ich sterbe für ihn!

(Auf einen Wink des Herzogs werfen die Herren die Leiche zum Fenster hinaus.)

Herzog.

Doch wie ich stark und glühend bin,
So edel und gerecht von Sinn,
Und tat ich Unrecht einem Mann,
Erkenn' ich's ohne Zögern an.
In diesem Falle bin ich heut
Und tu', was mir mein Herz gebeut.
Daher ich zum Versöhnungszwecke
Hier meine Hand entgegenstrecke.

Liesl (tritt ein).

Der Naive.
Das ist die, die gleich im Anfang vorgekommen ist.

Der Bissige.
Wie kommt denn die jetzt herein!?

Liesl.
Der Herzog!

Held.
Liesl, hört' ich recht?
Du kennst den Herzog!

Liesl.
Mir wird schlecht! (Sie sinkt nieder.)

Herzog (will gehen).

Held.
Nicht einen Schritt aus dieser Tür!
Herzog! Sie kennen diese hier?

Herzog.
Zur Antwort bin ich nicht verpflichtet.

Held.
Sprich, Liesl, du! — Sie liegt vernichtet!
Ha! ahn' ich den Zusammenhang —
Für meine Liebe das der Dank!

Herzog.
Da Sie Ihr Schicksal nun verstehn,
Sei mir gestattet abzugehn.

Held.
Verzeihung, Herzog, nicht so schnell!
Jetzt fordre ich Sie zum Duell!

Herzog.

Es schlägt sich für seine Herzogin,
Doch nicht für ein Mädel der von Lawin!
(Ab mit den zwei stummen Herren.)

Held.

Hier liegt sie, wie vom Traum umnachtet,
In einer Ohnmacht hingeschmachtet,
Sieht aus, als könnt' sie bis fünf nicht zählen,
Und weiß doch so gut zu verraten, zu quälen!
Was tu' ich nur?
(Es klopft innen von der Schlafzimmertür.)
Die Herzogin!
Ha! ich vergaß — sie ist noch drin!
Nun fügt sich alles wunderfein,
Es wird ein seltnes Abenteuer, —
Nein, Liesl, ich bin auch nicht treuer,
Und nachher darf ich dir verzeihn.

(Er geht zur Schlafzimmertür; die Herzogin kommt heraus.)

Held.

Nun wollen wir kosen, küssen, tollen,
Jetzt machen Sie aus mir, was Sie wollen!

Herzogin.

Ich bitte, den Weg mir freizugeben!

Held.

O, Herzogin, Sie liebten mich eben!

Herzogin.

Wer sind Sie?

Held.

Ich bin des Stückes Held!

Herzogin.

Ich liebte nur einen, der morgen fällt!

Der Naive.

Warum denn? . . . warum geht sie denn fort? . . . Jetzt könnt' sie ja auf ihre Kosten kommen!

Der Dichter.

Das scheinen die Leute nicht zu begreifen!

Direktor.

Ich hab's Ihnen ja g'sagt. Es geht schief.

Der Dichter.

Und jetzt kommt noch der gefährliche Monolog!

Direktor.

Ihr ganzes Stück ist gefährlich. Mit dem Ringkämpfer hätt's schließen müssen.

Der Dichter.

Wie können Sie das sagen! Der Ringkämpfer ist uns doch im letzten Moment eingefallen; der gehört doch gar nicht dazu.

Direktor.

An Ihrem Stück ist überhaupt nur das gut, was nicht dazu g'hört!

Parabeln

1.

Wollt' einer, wie es mag geschehn,
Einmal nach Oberlingen gehn;
Nahm also den Wanderstab zur Hand
Und schritt fürbaß, durchaus nicht träge.
Gleich kommt ihm einer nachgerannt
Und schreit: „Du bist auf falschem Wege!
Ein Glück noch, daß ich dir genaht:
Das ist nach Oberlingen der Pfad;
Drum folg nur mir; ich kann dich bringen
Geradeswegs nach Unterlingen,
Allwo ich selbst zu Hause bin."
Doch jener versetzte freundlich heiter:
„Schön Dank, da will ich gar nicht hin."
Und ging nach Oberlingen weiter.

2.

Ein Entlein ward hinweggeführt,
Daß man es grausam schlachte;
Ein Rabe, gänzlich ungerührt,
Saß auf dem Baum und lachte.
Das Entlein sprach: „Ging dir's so schlecht,
Mir würd' es Mitleid wecken."
Drauf jener: „Dir geschieht dein Recht;
Wer heißt dich, gut zu schmecken?"

3.

Einst war ein Räuber; dem gelang
Ein unermeßlich reicher Fang,
Indem er mit seltnem Räuberglück
Grad einen reisenden Nabob erspürte,
Der all seine Schätze mit sich führte.

Er nahm sie alle Stück für Stück
Und ließ aus Diebesgroßmut nur
Ihm seine goldne Taschenuhr.
Doch als er nun den Ärmsten befreit,
Nach einiger Zeit
Fühlt' er von Reue sich beklommen,
Daß er nicht just die Uhr genommen,
Von allen Schätzen den größten Schatz.
Er hatte von Gold einen solchen Haufen,
Um als Ersatz
Viel hundert Uhren sich zu kaufen;
Doch wertvoll schien ihm grad nur die,
Die unerreichbar ihm geworden.
Er trat in einen Büßerorden
Und starb an Melancholie.

4.

Es war ein Hund,
Der war gesund,
Voll Kraft und ohne Schaden,
Alltäglich fuhr
Zum Spaße nur
Er Leuten in die Waden.
Doch endlich kam
Ein Mann, der nahm
Sich einen derben Riemen;
Mit diesem maß
Er für den Spaß
Ihm fünfundzwanzig Striemen.
Seit dieser Zeit
Kam Heiterkeit
Dem armen Spitz abhanden;
Er heult und bellt:
„O schnöde Welt,
Die keinen Spaß verstanden!" —

5.

Einst sprach ein satter Philosoph:
„Ich habe Haus und Stall und Hof:
Ist nicht die Welt vollkommen?"
Ein andrer drauf: „Dies wär' der Fall,
Hätt' ich dir Haus und Hof und Stall
Erst glücklich abgenommen."

6.

Es war einmal ein Elefant,
Der wollte nicht an Veilchen glauben;
Doch eines, das am Wege stand,
Dacht' ihm den Zweifel schnell zu rauben,
Und bot ihm seinen Düftegruß.
Er tappte blindlings gradezu,
Da war's im Nu
Erstorben unter seinem Fuß.
Er stand darauf mit Vollgewicht
Und sagte: „Veilchen gibt es nicht."

7.

Wir standen auf der Rigispitze,
Erweckt im halben Morgengraun,
Und warteten, die ersten Blitze
Der jungen Sonne zu beschaun.
Es stritt in diesem bunten Volke
Die Andacht mit dem Schlaf und Frost,
Und alles blickte starr nach Ost;
Doch eine schwarze, schwere Wolke
Lag überm ganzen Ostgebiet
Und wollte wanken nicht und weichen;
Kaum, daß ein schwaches Strahlenzeichen
Den Aufgang des Gestirns verriet.

Ich ganz allein von allen Gästen,
Ich sah nun auch einmal nach Westen:
O hehres Schauspiel, das sich bot!
Des Berner Oberlandes Firnen
In seltner Klarheit, ihre Stirnen
Erglüht in tiefem Purpurrot.
Da stieß ich meinen Nebenmann,
Der schon seit Stunden auf dem Posten,
In guter Meinung freundlich an
Und sprach: „Sie schauen stets nach Osten,
Im Westen aber sieht man was."
Doch der versetzte gramumnachtet,
Nachdem er kaum den Wink beachtet:
„Mein lieber Herr, was hilft uns das?"

8.

Es sprach eine Schwalbe
Zu einem Kalbe:
„Sag, kannst du fliegen,
In Lüften dich wiegen?"
Das Kalb sprach: „Muh!
Laß mich in Ruh'!
Ich habe keine Zeit dazu."

Hans im Glück

Hans von Bülow war soeben gestorben und nun bereits auf dem Wege zum Himmel. Mit ganz kurzen Schritten schnellte er sich durch den Weltraum.

Er horchte auf: die Harmonie der Sphären!

Er neigt das Ohr. Plötzlich streckt er gebieterisch die schwarz behandschuhte Hand aus: „Der Stern da ganz hinten — der kleine blaue — höher das Gis!"

Als seinem Ohr Genüge geschehen war, schritt er mit einem zufriedenen Lächeln weiter, mit so einem anerkennenden Imperatorenlächeln, das Hunderttausende beglücken kann. Die Sterne leuchteten ordentlich auf und gaben sich doppelte Mühe.

Ob man ihn droben einlassen würde? Hm. Jedenfalls war er unsterblich; ob im Himmel oder in der Hölle — was macht das schließlich aus?

„Hans von Bülow, Hofpianist Seiner Majestät des deutschen Volkes," stellte er sich bei Petrus vor.

„Kenn' ich nicht!" knurrte Petrus und holte aus einem riesigen Bücherregal den dreiundneunzigtausendsten Band des „Universum": „Buchholz bis Bullerjahn."

„Unmusikalischer Mensch!" schnauzte Bülow vor sich hin, indem er nervös auf und ab trippelte.

„Legitimation?" brummte der Heilige weiter.

Aufs höchste belustigt, fing Bülow plötzlich an, wie ein Hahn zu krähen.

„Was soll das?" fragte Petrus.

„Die Musik, mein Herr, die Sie kapieren. Sie gewohnheitsmäßiger Meisterverleugner! Am Ende schlagen Sie mir noch 'n Ohr ab. Adieu!"

Raschen Schrittes ging er durch die Himmelstür und ließ den grenzenlos verblüfften Torwart stehen.

Im Himmel war gerade Hauptprobe zu einem Abonne-

mentskonzert. Am Dirigentenpult stand irgend ein obskurer Hofengel, den Kopf in die Partitur der „Eroika" vergraben und in die blaue Himmelsluft hineintaktierend.

Bülow hatte sich ungeduldig eine Zigarette angesteckt und hörte den ersten Satz zu Ende.

„Bravo, meine Herren, bravo," rief er, leis in die Hände klatschend, „das nennt man Propaganda für die Hölle machen."

Die Künstlerschar brach in einen Sturm der Entrüstung aus. Gerade war man im Begriff, den kecken Mann mit dem dünnen Knebelbart durch einen Diener hinausführen zu lassen wie aus einer Hofoper, als der liebe Herrgott erschien. Diesem wurde der unerhörte Vorfall berichtet.

„Mein lieber Hans — oder Hanusch? — oder Janos? — oder wie?" fragte der Herrgott mit einem feinen Lächeln.

„Hier bitte Johannes!" erwiderte Bülow, auch mit einem göttlich-feinen Zug um die Mundwinkel.

„Also, mein lieber Johannes, was gefällt dir denn an meinem Orchester nicht?"

„Die Musik, Majestät; das andere ist ganz gut."

„Na, na, na, Bülow, deine scharfe Zunge mußt du hier besser im Zaume halten," versetzte der himmlische Vater etwas ärgerlich. „Deine Ohren sind zu grob für die himmlische Musik!"

„Pardon, Majestät," stieß Bülow hervor, in höchster Erregung auf und ab laufend, „Ihre Autorität in Ehren — ich lasse mir alles gefallen — aber auf mein Ohr — auf mein Ohr laß ich nichts kommen — das ist über jeden Zweifel erhaben —"

„Nun nun, schon gut," lenkte der Herr mit himmlischer Gutmütigkeit ein, „es war nicht bös gemeint. Stolz lieb' ich das Genie. Nun steig du mal hinauf und laß die „Eroika" spielen."

Das ließ sich Hans nicht zweimal sagen. Während der

Herr sich entfernte, um dem Sohn und dem Heiligen Geiste von dem bevorstehenden Genusse Kenntnis zu geben, bestieg der kleine Mann das Podium, um einzustudieren.

Und seltsam — sobald er nur den Stab erhoben hatte und den Blick gebietend umhergehen ließ, war alle Entrüstung und Widerspenstigkeit aus den tiefgekränkten Künstlerseelen gewichen; die Cellisten lechzten förmlich in freudiger Spannung, ihr Allegro con brio hinausstoßen zu können; die Oboisten bliesen in süßseliger Erwartung die Backen auf — und dann ging's los. Hei, wie das Allegro mit behender Wucht dahinfegte —: alles fühlte plötzlich im ganzen Körper, in jedem Haar und Nagel das große Glück des Rhythmus: der eine das sieghaft schwellende Gefühl, Rhythmus zu geben, die andern das schweigend wohlige Gefühl, ihn zu empfangen.

Hans lachte still übers ganze Gesicht. Plötzlich schlug er scharf aufs Pult, und die Musik riß ab. Schweigend und mit schnellen Schritten drängte er sich durch die Reihen der Musiker, trat an das Pult eines Volontärstreichers und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Junger Mann," sagte er, „Sie greifen selbst für himmlische Verhältnisse noch zu hoch. Mäßigen Sie Ihr Temperament! Bitte diese drei Takte mal allein."

Und dann ging es weiter, immer besser, immer reiner und schöner, und nach dem vierten Satze drängte Bülow sich wieder durch die Reihen, in einer anderen Richtung, um einem Mann der Flöte recht kräftig die Hand zu schütteln.

Mittlerweile hatten sich die Allerhöchsten Herrschaften und der ganze göttliche Hofstaat versammelt. Bülow musterte sein Publikum mit so ruhig-festen Blicken, als ob er die himmlischen Abonnementskonzerte schon seit Erschaffung der Welt dirigiert hätte. Schon wollte er nach dem Stabe greifen — da plötzlich wandte er sich mit einem kurzen Ruck dem lieben Herrgott zu.

„Verzeihung, Majestät — wo ist Beethoven?"

„Wo alle unverbesserlichen Demokraten sind: in der Hölle."

Mit *einem* Satze war Bülow vom Podium herunter, um dem Ausgang des Himmels zuzueilen.

„Halt — wohin?" rief der Herr.

„In die Hölle!" sagte Bülow trocken.

„Und was da?"

„Dem Teufel zu seinem Geschmack gratulieren."

„Hans, Hans?" rief der Allmächtige, indem er den Finger drohend erhob. „Vorläufig hast du hier zu bleiben und die Eroika zu dirigieren; ob ich dann nachher dich in die Hölle schicke oder — Beethoven heraufhole" (hier lächelte der Herr ein schalkhaft verheißungsvolles Lächeln), „das wird sich finden."

„Meine Herren," sagte Bülow (da stand er schon wieder an seinem Pult) „meine Herren: *wir spielen für Beethoven.*"

Er sagte das schlicht, nachdrücklich, mit einem großen Blick ins Orchester — hinter diesen Worten lag etwas Selbstverständliches, Heiliges, das plötzlich in jeder Brust verschwiegen und gewaltig hervorquoll — und der Stab des Kapellmeisters schlug mit festem Schlag den Es-dur-Akkord heraus.

Und Hans von Bülow war im ersten Satze wieder der jugendlich stürmende Held, der er noch gewesen, als er auf Erden zuletzt die heroische Symphonie dirigiert hatte, der starke hochgemute Feuergeist, der mit geballten Fäusten die drohend gewaltige Wucht der synkopierten Sforzandos herausgehämmert hatte, der sein Leben lebte — allegro con brio.

Und die Konsequenz eines solchen Lebens heißt Marcia funebre — der Trauermarsch hinter dem Sarge her, in

dem die tausend Hoffnungen und Entwürfe, die Illusionen von der schönen Welt und den schönen Menschen zu Grabe getragen werden. Und Hans von Bülow kennt die versunkene, einsame Trauer, in der ein Großer sein Leid in scheuen, weichen Tönen vor sich hinspricht, das Ohr abgewendet von dieser Welt, den himmlischen Oboen und Flöten horchend, die die Seele locken, still und groß emporzuwachsen zur begeisterten, schmerzgeweihten Kraft.

Und wie in die Schatten der einsamen Kammer eines Tages unverhofft ein Sonnenschein hereinhüpft, so springt plötzlich und unverhofft eines Tages die Lebensfreude ins Zimmer und tanzt mit rosig-durchsichtigen Füßchen zu Geigen und Oboen ein flimmerndes Stakkato. So berückend dreht sie sich um sich selbst, so neckisch süß wiegt sie sich in den Hüften, daß alle Sinnenkraft von neuem heiß in uns erschwillt und in unserer Erinnerung hell und fröhlich das Jagdhorn klingt aus verrauschten Jugendtagen.

Aber dann der vierte Satz — was ist das? — — Eine Melodie steigt auf, sanft und weich, fast ein Hauch, ein Säuseln nur — aber du fühlst es: dahinter kommt der Sturm gegangen.

Immer gewisser wird es, daß er kommt, immer deutlicher kündet er sich an. Alles tritt scheu zurück, um Platz zu machen der großen Flut.

Und nun — nun kommt sie, und seine breiten, brausenden Wogen wälzt das Meer der Liebe daher, ertränkend alles Kleine und Gemeine, die Bosheit adelnd durch einen schönen Tod.

Wie oft wird von Liebe gesprochen, wie oft ihr Name gerufen. Aber nur selten, ganz selten spricht sie selbst.

H i e r spricht sie. Mit vollem, tiefem Atem stößt sie ihr flehendes Gebot heraus, mit solchem Atem, wie er uns Menschen die Wangen rot und heiß und das Herz hämmern macht.

Und da es still geworden ist, blicken wir mit stillem, weit geöffnetem Auge auf ein breites, silbernes Meer, und durch alle Herzen wandelt schweigend das Wort: Es ist nichts außer der Liebe. — — —

Die Engel hatten mit zuckenden Gesichtern zugehört; nun ging durch den ganzen Himmel ein großes, seliges Weinen.

Und Gott sprach: „So habe ich den Beethoven noch nicht gekannt."

Hans von Bülow stand schon vor ihm. „Nun werde ich ihn wohl holen dürfen?"

Und der Herr nickte schweigend. Aber als Bülow schon an der Tür war, rief er: „Halt!"

Alles hing am Munde des Schöpfers.

Ein heiliges Lächeln lag auf den Zügen des Allmächtigen.

„Bring auch die andern mit!"

„Bravo, bravo, bravo!" schrie Bülow, in die Hände klatschend, und fort war er. Das war eine Mission für ihn. — — — —

Die Hölle ist also aufgehoben. Der Teufel hat eine Stelle im Orchester erhalten, und zwar, seiner Stimmung und Gemütsart entsprechend, bei der Pauke. Oft möchte er in die sanfteste Kantilene hineinhauen mit einem furchtbaren Paukenknall — aber Hans lehrt ihn die Pausen innehalten.

Aus „Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben"

Haare in der Feder.

Es ist verzeihlich, Mensch, daß du meinst, wenn dir ein Haar in der Schreibfeder sitzt, es werde sich beim Schreiben von selbst wieder daraus entfernen. Bedenke aber, daß

Haar und Feder, sobald sie diese deine Meinung merken, nur um so zärtlicher zusammenhalten. Aus dem verschmierten Buchstaben wird ein verschmiertes Wort, aus dem verschmierten Wort eine verschmierte Zeile; in der nächsten Zeile geht die Schmiererei rüstig weiter und dauert so lange, bis du die Feder auf den Tisch haust, sie zerbrichst und dir die Hand verstauchst. Daß du die ganze Seite nun noch einmal schreiben mußt, kostet bloß Zeit. Die verstauchte Hand kostet Zeit, Verdienst und ärztliches Honorar; das will alles noch nichts sagen. Aber das Wutgift, das sich in dir angesammelt, während du mit steigendem Ingrimm auf die Vernunft eines Haares hofftest, und nun der tage-, der wochenlange, mindestens der viertelstundenlange Ärger über all die Widerwärtigkeit: die fressen Nerven und Hirn, und das läuft in die Papiere. Sobald du, o Mensch, ein Haar in deiner Feder spürst, spreize die Feder und entferne das Haar, und will dir's nicht gelingen, so wirf die Feder weg oder das fasernde Papier und nimm neues Material und lächle dabei als ein Wissender, der in aller Ruh und Behaglichkeit ein glänzendes Geschäft macht.

Infame Halskragenknopflöcher.

Es gehört zu den selbstverständlichsten Erscheinungen, daß die Knopflöcher neuer, namentlich etwas enger Halskragen sich gegen die Aufnahme größerer Knöpfe wehren. Nach dem ersten vergeblichen Versuche pflegt der Mensch von heute „Na!?“ zu rufen, nach dem zweiten „Nanu?!!“, nach dem dritten: „Na, da soll aber doch gleich —!“, nach dem vierten pflegt er sich bereits erschöpft auf das frischgemachte Bett fallen zu lassen; beim fünften bricht er sich einen Fingernagel ab; nach dem sechsten schleudert er den Kragen in die Ecke und mit dem Kragen ein wertvolles Glas vom Waschtisch hinunter, und wenn seine Frau mit dem heitersten

und liebenswürdigsten Gesicht von der Welt hereinkommt und ihn lächelnd etwas fragt, so antwortet er in einem unliebenswürdigen Tone, der ihm und ihr den ganzen Abend und den folgenden Morgen verdirbt. Der arme Unwissende und Verblendete merkt nicht, daß die Schar der tückischen kleinen Knopf- und Kragendämonen sich bei jedem Fluche verdoppelt und daß ihre Gewalt und ihr Gewieher schon nach dem dritten Versuch ins Ungeheure und Unbezwingliche gewachsen ist.

Der Mensch nehme einen rundlichen, kegelähnlichen Gegenstand, z. B. ein geschlossenes Scherchen, treibe ihn in das Knopfloch und weite es ein wenig und mit Ruhe; er trete dann vor den Spiegel, und er wird sehen, daß der Knopf gefügig in sein Loch schlüpft und daß der Mann im Spiegel ihn anschaut mit der heiteren Ruhe eines Gottes, zu dessen Füßen sich die Dämonen der Hölle krümmen. Einsatz bei diesem Spiel: eine Minute Zeit; Gewinn: ein frischgemachtes Bett, ein Fingernagel, ein venetianisches Glas, eine Viertelstunde Zeit, eine liebenswürdige Frau, ein fröhlicher Abend, ein dito Morgen, mehrere Bündel Nerven und ein gehöriges Quantum Herz- und andere Muskelkraft. Was sind dagegen die Chancen in Monte Carlo?!

Szene aus der Diebskomödie „Der Biberpelz"

(Es hat unter dem Vorhergehenden mehrmals an die Tür gepocht, nun klingt

Adelheid's Stimme herein): Mama! Mama! mach' doch bloß man uff! (Frau Wolff öffnet.) Adelheid (kommt herein. Sie ist ein langaufgeschossenes Schulmädchen im vierzehnten Jahre, mit hübschem Kindergesicht. Der Ausdruck ihrer Augen aber verrät frühe Verderbnis). Wat machste mir denn nich uff, Mama? Ick hab' mir ja Hände un Füße verfroren.

Frau Wolff: Red' nich erscht lange an Blech zusammen. Mach' Feuer in Ofen, da wird Der schon warm wer'n. Wo steckst d'n Du iberhaupt aso lange?

Adelheid: Ick hab' doch de Stiebeln jeholt for Vatern.

Frau Wolff: Da biste wieder zwee Stunden geblieben.

Adelheid: Na, wenn ick um sieben erscht bin jejangen?

Frau Wolff: Um sieben biste gegangen, so. Jetzt is 's halb elfe. Das weeßte woll gar nich? Da biste bloß viertehalbe Stunde gewesen, das is woll ni viel? Nu her' amal druff, uff das, was ich sage. Bleibst Du mer noch eemol so lange fort und gar bei dem lausigen Fielitzschuster, — dann paß amal uff, was Der da passiert.

Adelheid: Ick soll wohl bloß immer zu Hause bistern?

Frau Wolff: Jetzt biste stille und red'st keen' Ton.

Adelheid: Wenn ick och 'mal bisken zu Fielitzen jeh' . . .

Frau Wolff: Ob De woll stille bist, mecht ich wissen. Lehr' Du mich Fielitz'n kenn'n! Ja? Der Audiat soll sich ock nich berihmen. Dessen sei Handwerk is ni bloß Schuhflicken. Wenn Eener erscht zweemal im Zuchthause sitzt . . .

Adelheid: Det is ja nich wah' . . . Det is ja bloß alles zusammen jelogen. Er hat et mir ja jesagt, Mama!

Frau Wolff: Das weeß doch 's ganze Dorf, tumme Gans! Das is a richt'ger Kuppler is das.

Adelheid: Er jeht ja sojar bei 'n Amtsvorsteher.

Frau Wolff: Na freilich doch. Fer Spionierer. A Tenuntiat is a oben druff.

Adelheid: Wat is'n det, 'n Tenutiat?

Julius (aus dem Nebenzimmer, in das er gegangen war): Nu will ick all noch zwei Wörter abwarten. (Adelheid wird bleich und geht gleich stumm daran, Feuer im Ofen zu machen.)

Leontine (kommt herein).

Frau Wolff (hat den Rehbock aufgebrochen, Herz, Leber usw. herausgenommen und übergibt es Leontine): Da schnell, wasch ab! Sei bloß ganz still, sonste schlägt's noch ein. (Leontine, sichtlich eingeschüchtert, begibt sich an die Arbeit. Beide Mädchen flüstern miteinander.)

Frau Wolff: Hä, Julian? Was machste da drinne? Du hast's woll schon wieder vergessen, hä? Ich hab' Der'sch doch heute morgen gesagt. Das Brett, was de losgerissen is.

Julius: Wat'n for'n Brett?

Frau Wolff: Na, weeßte nich? Hinten am Ziegenstall. Der Wind hat's doch losgemacht gestern Nacht — sieh, daßte 'nauskommst zunageln, verstehste?

Julius: J, morjen früh is all ooch noch 'n Dach.

Frau Wolff: Nu nee! Da mach' Der ock keene Gedanken! Mit so 'was woll'n mer bei uns nich erscht anfangen. (Julius ist brummend ins Zimmer getreten.) Dort nimm Der a Hammer! Hier haste Nägel! Nu sieh, daß De fortkommst.

Julius: Du bist ja man duss'lig.

Frau Wolff (ihm nachrufend): Wenn Wulkow kommt, was soll er'n geben?

Julius: Na, Märker zwölwe doch janz jewiß! (Ab.)

Frau Wolff (wegwerfend): J, Märker zwelwe! (Pause.) Nu macht bloß, daß Papa sei Essen krigt. (Kleine Pause.)

Adelheid (auf das Reh blickend): Wat is'n det, Mama?

Frau Wolff: A Klapperstorch! (Beide Mädchen lachen.)

Adelheid: 'n Klapperstorch? Hat der ooch Hörner? Det weeß ick schon, 'n Rehbock is det!

Frau Wolff: Na, wenn De's weeßt, warum frägst'n da erscht?

Leontine: Hat den Papa jeschoss'n, Mama?

Frau Wolff: Nu rennt ock und schreit durchs ganze Dorf: Papa hat'n Rehbock geschossen, ja!?

Adelheid: Ick wer' mir schön hüten. Denn kommt der Blanke.

Leontine: Vor Schandarm Schulzen fürcht ick mir nich, der hat mir schon 'mal an't Kinn jefaßt.

Frau Wolff: Der kann dreiste kommen. Mir tun nischt Beeses. Wenn a Reh 'n Schuß hat und's is am Verenden und's find't's kee' Mensch, da fressen's de Raben. Ob mir'sch nu fressen oder de Raben, gefressen werd's doch. (Kleine Pause.) Nu sag' amal: Holz haste soll'n reinräumen?

Leontine: Ja, bei die Kälte! Zwee Meter Knüppel! Un wenn man kaput is wie so'n Hund! Um halber zehne des Abends spät!

Frau Wolff: Nu liegt woll das Holz noch uff der Straße?

Leontine: Vor'n Jachtentor liejt et. Ick weeß weiter nich.

Frau Wolff: Na, wenn se nu aber — und stehlen das Holz? Was 'n dann morgen frih?

Leontine: Ick jeh' nich mehr hin.

Frau Wolff: Sein's grine Knippel oder trockne?

Leontine: Det sin so schöne, trockne Knüppel — (Gähnt ein Mal über das andere Mal.) J, Mama, ick bin so

schrecklich müde. Ick hab' mir so schrecklich mußt abmarachen. (Sie setzt sich mit allen Zeichen der Uebermüdung.)

Frau Wolff (nach kurzem Schweigen): Meinswegen bleib heute Nacht bei uns. Ich hab' mer'sch a bissel andersch iberlegt. Und morgen frih woll'n mer weiter sehn.

Leontine: Ick bin janz abjekommen, Mama. Det hängt bloß noch allens so an mir.

Frau Wolff: Nu mach' und geh schlafen, 'nauf in de Kammer, daß Papa nich etwan doch noch 'n Krach macht. Von solch'n Sachen versteht a zu wenig.

Adelheid: Papa spricht immer so unjebildet.

Frau Wolff: A hat eben keen Bildung gelernt. Das wer' mit Euch ooch nich andersch sein, wenn ich Euch nich hätte gebild't erzogen. (Auf dem Herd eine Kasserolle haltend, zu Leontine): Nu komm, leg's rein. (Leontine legt die gewaschenen Fleischstücke in die Kasserolle.) So. Jetzt geh schlafen.

Leontine (begibt sich ins Hinterzimmer, noch sichtbar spricht sie): Mama! Der Motes is fort von Krüger.

Frau Wolff: Da hat a woll keene Miete bezahlt?

Leontine: Mit Hängen und Würjen, sagt Herr Krüger. Er hat ihm aber doch rausjeschmissen. 's wär so'n verlogener, windiger Kerl. Und immer so hochmütig zu Herr Krüger.

Frau Wolff: Wenn ich wie Herr Kriger gewesen wär', den hätt ich gar nich so lange behalten.

Leontine: Weil Herr Krüger doch Tischler jewesen is, denn is Motes man immer so verächtlich. Mit Herr Doktor Fleischer hat er sich ooch jezankt.

Frau Wolff: Na, wer sich mit dem zankt . . .! Das mecht ich wissen. Die Leut' tun keener Fliege 'was!

Leontine: Er darf jar nich mehr bei Fleischers hinkomm'.

Frau Wolff: Wenn Du amal kennt'st bei den Leuten ankomm'n!

Leontine: Da sind de Mädchens wie ein Kind im Hause.

Frau Wolff: Und was der Bruder is in Berlin, der is doch Kassierer beim Theater.

Wulkow (hat mehrmals von außen an die Tür gepocht und ruft nun mit heiserer Stimme): Wollt Ihr mir woll 'mal jefälligst rin lassen?

Frau Wolff: Na freilich, warum nich? Immer 'rin in de Bude!

Wulkow (kommt herein; ein Spreeschiffer, nahe an sechzig Jahre alt, gebückt gehend, mit graugelbem Bart von Ohr zu Ohr und unter dem Kinn herum, der das verwitterte Gesicht frei läßt): Ick wünsche schönen juten Abend.

Frau Wolff: Nu kommt a doch wieder angezogen, die Wolffen a bissel ibersch Ohr haun.

Wulkow: J, det versuch ick schon ja nich mehr!

Frau Wolff: Na, anderscher wird's ja doch wieder nich wer'n.

Wulkow: Umjekehrt wird'n Schuh draus.

Frau Wolff: Noch 'was! Gelt? — — Hier hängt a. Na? A Kapitalsticke, was?

Wulkow: Det Julius man ooch jehörig uffpaßt. Se sin' jetzt all böse hinterher.

Frau Wolff: Was woll'n Se'n geben, das ist de Hauptsache. Was nutzt das lange Gequassele da!

Wulkow: Wat ick Jhn' sache. Ick komme von Grünau. Da hebb ick et janz bestimmt jehört. Se hebben Fritze Webern jeschossen. Se hebb'n em de Hosen voll Schrot jesenget.

Frau Wolff: Was woll'n Se geben, das is de Hauptsache.

Wulkow (das Reh befühlend): Ick hebbe man schon vier Böcke zu liejen.

Frau Wolff: Derwegen da geht Eure Zille nich unter.

Wulkow: Det soll se och nich. Det wär so'n Fest. Aber wat 'n dann, wenn ick nu liejen bleibe? Ick muß mit die Dinger doch rin nach Berlin. Et arbeet' heut all schlecht jenug uff de Spree, und wenn et de Nacht so weiter backt, denn jibt et morjen schon ja keen Fortkomm'. Denn sitz ick im Eise mit mein' Kahn und hebbe die Dinger uff'm Halse.

Frau Wolff (scheinbar ihren Entschluß ändernd): Na, Mädel, spring amal runter zu Schulzen. Sag'n scheenen Gruß und a soll amal ruffkomm'n, de Mutter hätte 'was zu verkoofen.

Wulkow: Hebb ick jesacht, ick will et nich koofen?

Frau Wolff: Mir is das ja janz eengal, wer'sch kooft.

Wulkow: Ick will et ja koofen.

Frau Wolff: J, wer de ni will, der läßt's halt bleiben.

Wulkow: Ick koofe det Stick! Wat soll et denn bringen?

Frau Wolff (das Reh anfassend): Das Reh hier, das hat seine dreißig Fund. Aber gutt un gerne kann ich Ihn' sagen. Na, Adelheid! Du warscht doch dabei! Mir konnten's doch kaum uff a Nagel heben.

Adelheid (welche ja nicht dabei war): Ick habe mir richtig wat ausjerenkt.

Wulkow: Mit Märker dreizehn is et bezahlt. Da verdien ick och noch nich zehn Fennije bei.

Frau Wolff (tut fürchterlich erstaunt; im nächsten Augenblick nimmt sie etwas anderes vor. Als hätte sie Wulkows Anwesenheit vergessen, spricht sie, ihn scheinbar erst wieder gewahrend): Ich winsch Ihn' och eine glickliche Reise!

Wulkow: Na, mehr wie dreizehn kann ick nich jeben.

Frau Wolff: J, lassen Se's man!

W u l k o w : Ick kann nich mehr jeben. Wat ick Ihn' sage. Et is bloß, det ick die Kundschaft behalte. Jott soll mich strafen! So wah', wie ick hier steh'. Bei det janze Jeschäft verdien ick nich so viel. Un wenn ick ooch sagen wollte: vierzehn, denn setz ick zu, denn hebb ick Verlust von eene Mark. Det soll mir aber nu janz ejal sind. Det Ihr all'n juten Willen seht. For Märker vierzehn . . .

F r a u W o l f f : Lußt's gutt sein! Lußt's gutt sein! Das Reh werd'n mer los, da warten mer noch nich bis morgen frih.

W u l k o w : Na, wenn et man keener hängen sieht. Det is nich mit Jelde abzumachen.

F r a u W o l f f : Das Reh hier, das hab'n mir verendet gefunden.

W u l k o w : Ja, in de Schlinge, det will ick jlooben!

F r a u W o l f f : Kummt bloß nich uff die Art! Da habt Ihr ke Glicke! Ma' soll Euch woll all's in a Rachen schmeißen? Ma' schindt' sich, bis ma' keen' Odem mehr hat. Stundenlang muß ma' baden im Schnee, geschweige was ma' dabei riskiert, im Stockbrandfinstern. Das is kee Spaß.

W u l k o w : Ick hebbe man schon Stücker viere zu liejen. Sonst wollt ick ja sagen funfzehn Mark.

F r a u W o l f f : Nee, Wulkow, heute is kee Geschäfte mit uns. Da geht ock ruhig a Häusel weiter, mir hab'n uns geschind't hier iber a See . . . ee Haar, da saß' mer noch fest im Eise. Mir konnten nich vorwärts und nich rückwärts. Also 'was kann ma' zuletzt nich wegschenken.

W u l k o w : Na, hebb ick nu etwa jroß wat davon? Det Schiffwerken is 'n jezwungenes Werk! Un Paschen, det is 'n schlechtet Jeschäft! Wenn Ihr all rinfallt, denn flieg ick schon längst rin. Bei Jahre vierzig plag ick mir nu. Wat hebb ick heute? 't Reißen hebb ick. Wenn ick det Morjens früh uffsteh, denn muß ick schriegen wie'n junger Hund. Ick will mir schon viele Jahre 'n Pelz koofen, det hebben mir

alle Dokters jeraten, weil det ick so leidenschaftlich bin. Ick hebb' mir noch keen' könn' koofen, Wolffen. Bis heute noch nich, so wah', wie ick hier steh'!

Adelheid (zur Mutter): Haste von Leontinen jehört?

Wulkow: Na, ick will man sagen: sechzehn Mark!

Frau Wolff: Nee, is nich! Achtzehn! (Zu Adelheid): Wat red'st'n da wieder?

Adelheid: Frau Krüger hat doch 'n Pelz jekauft, der hat bei fünfhundert Mark gekost't. 'n Biberpelz.

Wulkow: 'n Biberpelz?

Frau Wolff: Wer hat'n gekooft?

Adelheid: Nu Frau Krüger doch, für Herr Krüger zu Weihnachten.

Wulkow: Det Mächen is woll bei Krüger in Dienst?

Adelheid: Ick nich. Meine Schwester. Ick jeh überhaupt nich bei Leute in Dienst.

Wulkow: Ja, wenn ick nu so wat 'mal hebben könnte. Um so 'wat erwerb ick mir schon lange. Da jeb ick ooch sechzig Dahler für. Det Dokter- und Apothekerjeld, det jeb ick doch lieber für Pelzwerk aus. Da hebb ick ooch noch'n Verjnüjen all.

Frau Wolff: Ihr braucht ja bloß amal hingehn, Wulkow, zu Krigern riber. Vielleicht schenkt a'n weg.

Wulkow: Nee, jutwillig nich. Aber wie jesacht: fer so 'wat verintressier ick mir sehr.

Frau Wolff: I ja, so'n Pelz mecht ich ooch 'mal haben.

Wulkow: Wie is et nu? Sechzehn?

Frau Wolff: Unter achtzehn is nich. Nich unter achtzehn hat Julian gesagt. Mit sechzehn Mark darf ich dem nich erscht kommen. Wenn der sich aso 'was in a Kopp setzt — (Julius kommt herein.) Na, Julius, Du hast doch gesagt: achtzehn Mark?

Julius: Wat hebb ick jesacht?

Frau Wolff: Du herscht woll wieder amal nich gutt! Du hast doch gesagt, nich unter achtzehn. Um weniger soll ich den Bock doch nicht hergeben.

Julius: Ick hebbe jesacht? ... Ja so, det Stück Wild. Ja! Hm! Det is ooch noch ja' nich zu ville.

Wulkow (Geld herausnehmend und aufzählend): Det's nu mal 'n Ende hat. Siebzehn Marcht. Na, stimmt et nu?

Frau Wolff: Ihr seid schon eemal a beschissener Kerl. Ich hab's ja gesagt, wie a 'rein kam zer Tire: der braucht bloß iber de Schwelle zu treten, da hat ma' ooch schonn a Ding ibersch Ohr.

Wulkow (hat einen versteckt gehaltenen, eingerollten Sack aufgewickelt): Nu helft et man jleich hier rinbugsieren. (Frau Wolff ist behilflich, das Reh in den Sack zu stecken.) Un wenn Se all 'mal 'wat zu hören krijen von so 'wat — ick meen all beispielsweise — so'n — beispielsweise so'n Pelz zum Beispiel. So Stücker sechzig — siebzig Dahler, die bin ick imstande und leje se an.

Frau Wolff: Ihr seid woll ni recht ...! Wie soll'n mir zu so an' Pelze komm'n?

Eine Männerstimme (ruft von außen): Frau Wolffen! Frau Wolffen! Sind Se noch wach?

Frau Wolff (wie die andern erschrocken, heftig, gepreßt): Fix wegstecken! wegstecken, rein in de Stube! (Sie drängt alle in das Hinterzimmer und schließt die Tür.)

Die Männerstimme: Frau Wolffen! Frau Wolffen, schlafen Se schon?

Frau Wolff (löscht das Licht).

Die Männerstimme: Frau Wolffen! Frau Wolffen, sind Se noch wach? (Die Stimme entfernt sich singend): Morgenro—ot, Morgenro—ot, leuchtest mir zum frühen To—od.

Leontine: Det is ja bloß „Morgenrot", Mama!

Frau Wolff (horcht eine Weile, öffnet dann leise die

Tür und horcht wieder. Dann schließt sie beruhigt und zündet das Licht an. Hierauf läßt sie die andern wieder herein): 's war bloß d'r Amtsdiener Mitteldorf.

Wulkow: Wat Deibel, Ihr hebbt ja schöne Bekanntschaft!

Frau Wolff: Nu seht aber, daß Er fortkommt, Wulkow.

Adelheid: Mama, der Mino hat anjeschlagen.

Frau Wolff: Macht, macht, Wulkow. Federt! Und hinten 'naus durch a Gemisegarten. Julian wird uffmachen. Geh, Julian, mach' uff.

Wulkow: Un wie jesacht, wenn so wat „mal wär" wie so'n Biberpelz —

Frau Wolff: Na freilich, macht bloß!

Wulkow: Wenn die Spree all nich zu wird, denn bin ick in Stücker drei — vier Tagen all widder retur von Berlin. Da lieje ick mit mein' Kahn widder unten.

Adelheid: An die jroße Brücke?

Wulkow: Wo ick immer lieje. Na, Julius, denn wanke man immer vorauf. (Ab.)

Der kluge Frosch
Eine Wiesen-Fabel

„Unglaublich!“ sagte der Spatz zum Frosch, „was sich diese Menschen mit ihren Flinten jetzt schon einbilden. Sie schießen auf uns mit einer Dreistigkeit los, als wenn wir gar keinen Schnabel hätten!“

Der Frosch nickte mit seinem dicken Kopf und meinte bedächtig: „Ich sage Dir, lieber Freund, mit den Störchen ist's genau so! Die bilden sich sogar ohne Flinten alle Tage mehr ein!“

„Kann man nichts dagegen machen?“ meinte nach einer Weile der Spatz, der sich sehr ärgerte.

Beide besannen sich — sie saßen auf einer Wiese, und es ward wieder mal Abend auf der Erde.

Da sagte der Frosch:

„Quaken!“

Und er quakte, und alle seine Verwandten quakten mit.

Der Spatz aber flog verdrossen fort — er konnte ja nicht quaken.

Der Frosch lächelte nachher.

Der Spatz aber konnte sich nicht beruhigen, er ärgerte sich immerfort über die eingebildeten Menschen, schimpfte auf ihre Flinten und ruinierte den guten Ruf des Menschengeschlechts ganz und gar.

Doch half das was?

Nein!

Der Frosch war viel klüger.

Gegen die Unverschämtheit hilft nur ein lustiges Gequake, aus dem klingt immer so froh heraus:

„Feind, wie piepe bist Du mir!“

Diese Wendung ärgert tatsächlich die unverschämten Bösewichter am allermeisten.

Und es kommt doch nur drauf an, daß man diejenigen, die uns ärgern — auch ein wenig ärgert.

Quak'. mein Söhnchen! Quak'!

Die gebratene Flunder.
Tanz-Poem der „tiefen" Richtung.

Die gebratene Flunder sitzt auf dem gelbseidenen Familiensofa und sinnt — sinnt lange.

Plötzlich springt sie auf und schaut den heiligen Nepomuk, der sich im Schaukelstuhl ein bischen schaukelt, durchdringend an.

Dann ruft sie, während sie auf ihrem knusprigen Schwanze in der Stube herumhopst:

„Nepomuk, Du solltest Kaiser von Pangermanien werden — wahrhaftig! wirklich!"

„Du hast wohl", erwiderte Nepomuk, „zu viel gebratne Butter im Kopp!"

Die gebratene Flunder springt auf den Tisch und singt die Marseillaise.

Da wird der heilige Nepomuk wütend und schlägt mit der Faust auf den Tisch.

Was geschieht?

Die Lampe fällt runter und explodiert.

Alles verbrennt und stirbt.

Die Asche gibt kein einziges Lebenszeichen von sich.

Hieraus erkennt man wieder, wieviel der Zorn zerstören kann.

Er ärgerte sich.
(Ein gereizter Tiger.)

Er stand um acht Uhr morgens auf, ärgerte sich gleich — wußte aber noch nicht, warum.

Dann sprach er mit seiner Frau — und gleich wußt' er, warum er sich ärgerte.

Ueber seine Frau ärgerte er sich.

Der Zank dauerte zwei Stunden bis zehn Uhr.

Nach der Versöhnung mit seiner Frau aß er Frühstück und ging dann spazieren.

Zwei Stunden dauerte der Spaziergang.

Als er vom Spaziergang heimkam, war seine Frau nicht zu Haus.

Er ärgerte sich natürlich wieder von neuem.

Er hätte sich auch geärgert, wenn sie zu Hause gewesen wäre.

Er hätte sich auch geärgert, wenn sie überhaupt nie geboren wäre.

Warum er sich ärgerte?

Mein Gott — er hatte so vielen Aerger — überall — am meisten zu Hause.

Wo er auch war — er regte sich auf.

Seine Zähne knirschten in jeder Stunde etliche Male.

Er fluchte jetzt grimmig, daß seine Frau fortging.

Sie hätt's ihm doch sagen können.

Zwar — sie hatte es ihm gesagt.

Das hatte er vergessen.

Er fragte sich erbittert, ob nicht seine Frau die Schuld an all' seinem Ärger trüge.

Er mußte sich die Frage bejahen.

Na natürlich!

Das kam ihm ja schon des Morgens um acht Uhr so vor.

Wieder knirschten seine Zähne.

Und seine Füße zertrampelten den Fußboden.

Und seine Fäuste verballerten den Schreibtisch.

Oh — er war schon wieder so wütend!

Warum war auch seine Frau nicht zu Haus?

„Wäre sie zu Haus," begann er.

Er konnte nicht weiter sprechen.

Er ärgerte sich, daß alles so still und ruhig dastand.

Und er stürmte hinaus auf die Straße.

Oh, wie gern hätt' er einen Menschen — verprügelt!

Aber merkwürdig! — Er hatte keinen Feind — und seine Freunde durft' er doch nicht — ih bewahre!

Seiner Frau wollt' er auch nichts tun — im Gegenteil!

Und rasch entschlossen ging er in einen Laden und kaufte seiner Frau einen neuen Hut.

Er hatte sich doch zu sehr geärgert!

Er ging wiederum nach Hause — vielleicht war sie schon da — sie mußt' es ja wissen, warum er sich so geärgert hatte — sie wußte doch alles!

Wenn nur die verfluchten Schutzleute nicht gewesen wären — die gafften ihn immer so frech an — seine Fäuste krallten sich zusammen, daß er beinah' den neuen Hut zerknüllt hätte.

Der nichtswürdige Hut!

Es war der Hut seiner Frau!

Richtig!

Na ja — sie trug an allem die Schuld.

— — — — — — — — — —

Oh — und nun fand er seine Frau zu Haus!

Eine nette Bescherung!

Der Ärger begann von neuem.

„Weib!" rief der Mann, „du bist ein reizendes Geschöpf!"

— — — — — — — — — —

Und sie trug dennoch wirklich die Schuld an allem!

Ja! Ja! Wirklich!

— — — — — — — — — —

Er drehte plötzlich seiner Frau das Genick um.

Sie verdrehte die Augen und verschied.

Da war er endlich ganz ruhig — durch und durch ruhig!

— — — — — — — — — —

Die ungerechten Richter verurteilten den guten Mann zum Tode.

Und die Chronik der Skandalgeschichte war wieder um einen „Justizmord“ reicher.

Nicht der Mann — die zanksüchtige Frau, die doch ohne Frage an allem die Schuld trug, hätte mit allen Umständen verurteilt werden müssen.

Leider war die Frau schon tot.

Aber auch „trotzdem“ hätte sie verurteilt werden müssen — und ihr Mann hätte freigesprochen werden müssen.

Unsre Justizpflege ist eine bodenlose Gemeinheit.

Wann werden endlich die Weiber, deren einziges Vergnügen ist, ihren Mann verrückt zu machen, in einem glühenden Ofen verbrannt werden?

Wann?

Ich frage: Wann?

Zeit wär's!

Dieses verrückte Vergnügen der infamen Weiber!

Welcher Mann kennt das nicht!

Sie wollen uns reizen um jeden Preis!

Dieses rohe Pack!

Ha! „Uns“ zwingen wollen!

Ha! „Uns“ verrückt machen wollen!

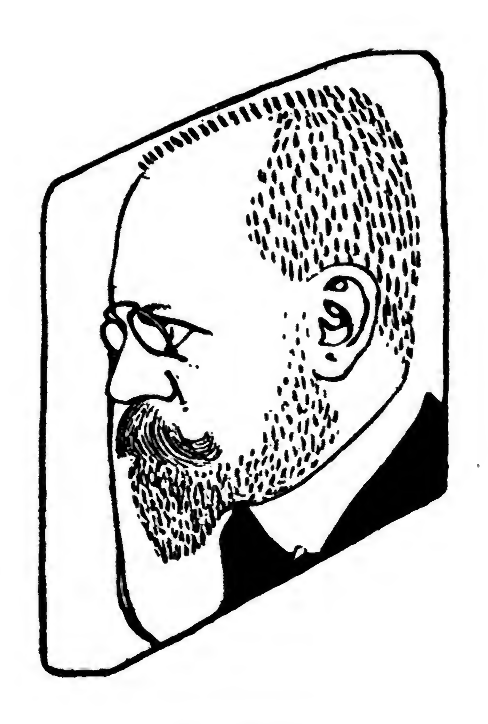
Nein! Ich ersticke vor Wut!

In den feurigen Ofen . . . .

In den feurigen Ofen!!

Die unverständliche Sonne

Sieben dicke Seehunde schwammen mit ein paar großen Eisbergen aus Grönland hinunter gen Süden, um Lachse zu fressen.



Paul Scheerbart

Die Seehunde fanden auch recht viele schöne Lachse, fraßen die gleich mit einem Haps bis auf den Kopf auf, schmissen die Lachsköpfe immer in die See zurück und wurden täglich dicker, sodaß die Hunde Gelegenheit fanden, über dies und das nachzudenken.

Der dickste Seehund konstatierte eines Tages, daß die Sonne recht warm zu werden begänne und legte sich auf eine Eisscholle; die andern Seehunde legten sich auch auf die Eisscholle, denn sie waren allesamt recht faul geworden.

Und da die Sonne wärmer und wärmer ward, stürzten die Eisberge um; die Sonne „haßte" das hochaufgetürmte Eis — trotzdem es schöner aussah als die Berge von Stein.

Der Seehund aber, der der dickste war, wunderte sich drob und fragte die andern Hunde:

„Sagt, Geliebte, wozu gibt sich blos die dumme Sonne die überflüssige Mühe und zerstört fortwährend die großen hohen Eisberge? Es entstehen doch trotzdem immer neue im Norden."

Die sieben Seehunde lagen mit den dicken Bäuchen auf der kalten Eisscholle und dachten sehr angestrengt nach.

Aber die Seehunde konnten die Geschichte sämtlich nicht begreifen — so sehr sie sich auch bemühten nachzudenken.

Wenn die Sonne Lachse gefressen hätte — das hätten die Seehunde verstanden.

Aber Eisberge umstürzen?

Wozu das?

Wer wurde denn dadurch dicker?

Ja — ja — was unverständlich ist — — — bleibt unverständlich.

Johann Jacob Muschkes Autobiographie

Eine Clumbumbus-Variante

Ich ging immer umher und sah den Schmetterlingen nach. Ich ging natürlich immer durch schöne bunte Wiesen.

Bei diesem Umhergehen dichtete ich natürlich immer.

Eines Abends legt' ich mich lachend unter einen halbvertrockneten Lorbeerbaum und schlief gemütlich ein.

Wie ich des Morgens wieder aufwachte — war ich entdeckt.

Drüben am murmelnden Bach tanzten nackte braune Indianer einen wüsten Kriegstanz und schrieen schrecklich — da mußte mir doch klar sein, daß ich endlich entdeckt worden war.

Ich erhob mich und rief:

„Guten Morgen, Indianer!"

„Guten Morgen, Muschke!" tönte mir's darauf tausendstimmig entgegen.

Die Indianer standen Koppchen und streckten die Füße hoch in die Luft — dabei drehten sie mir den Rücken zu.

Danach bogen sie die Kniee rechtwinklig.

Und ich sah plötzlich lauter Fußsohlen — schrecklich viele.

Es waren noch einmal so viele Fußsohlen da, als Indianer da waren.

Eine größere Ehrenbezeugung konnt' ich mir im Augenblick nicht denken.

Jetzt kam mir's ganz und gar zum Bewußtsein:

„Ich war wirklich entdeckt — wirklich!"

Er bokulirt im Hirschen

Lustig-seyn und nicht studiren/
durch die Gassen kreutz und krumm
nach den Mägdgens scharmutziren/
lustig-seyn und nicht studiren/
dihses ist mein Bropprium!

Bluhder-Hosen/ Bontac-Flaschen/
Wörffelgens und ein Rappihr/
darzu Göldt in allen Daschen/
Bluhder-Hosen/ Bontac-Flaschen/
Bruder-Hertz/ daß lohb ich mir!

Wihder blühen itzt die Pfirschen/
alles ist wie Rohsen-roht/
drümb/ so sizz ich hihr im Hirschen/
wihder blühen itzt die Pfirschen/
Dabbak ist mein Himmels-Brodt!

Hühnergens in Galantine
stellt man mir auff meinen Disch/
Blühmckens zihren die Turrine/
Hühnergens in Galantine/
auch die Sprottgens sind schön frisch!

Kugel-Dorten/ Eyer-Baben
seh ich frölichen Gesichts/
darfor bün ich stähts zu haben/
Kugel-Dorten/ Eyer-Baben/
Hola/ Jung/ verschütt mir nichts!

Jeder Dropffen/ den ich drincke/
schärfft mir mehr das Capitol;
komme wihder/ wenn ich plincke/
jeder Dropffen/ den ich drincke —
Himmel/ Herrgott/ ist mir wohl!

Flöten/ Lauten und Pandoren/
Gott sey Danck/ itzt sind sie da!
Singt und springt mir in die Ohren/
Flöten/ Lauten und Pandoren/
drey mahl hoch die Musica!

Nachts mit gantz verschobner Krause
steh ich dan für meiner Tür.
Bün ich würcklich schon zu Hause?
Nachts mit gantz verschobner Krause/
ha/ wie kom ich mir blohß für?

Soll ich itzt Skarteken schmihren?
Oder — dreh ich wihder um?
Nein/ ich gehe cortesiren!
Soll ich itzt Skarteken schmihren?
Dihses were mir zu thumm!

Meine Feuer-reichen Jahre
blühn mir itzo/ oder nie.
Pallas hat zu kortze Hahre/
meine Feuer-reichen Jahre/
sind mir vihl zu werth for sie!

Er siht sich am andern Morgen im Spihgel

Pärle aller Sauff-Studenten/
da/ beküik dir deinen Flauß!
Seine göldnen Posamenten
herbergt lengst das Jüden-Hauß.
Ab-gedreten die Kalöschen/
die Barukke sizzt für qwer;
gestern noch an sechzehn Gröschen/
heute keinen Heller mehr.

Und darzu dan noch dihß Bromsen/
alß ob nichts wie Mukken somsen!
Weck/ verfluchter Bachus-Safft/
von itztab bün ich dugendhafft!

Allzu willige Bluminde/
bitte/ schleuß dich nicht mehr auff/
weil ich mich dir itzt entwinde/
denn nunmehro huhst ich drauff.
Ach/ man muß euch/ Kindgens/ kännen/
Amor ist ümbsonst nicht blind;
die wie rohtes Feuer brännen/
noch die allerzährtsten sind.
Nachts/ wie die Poeten fabeln/
reutten sie auff Ofen-Gabeln!
Weck/ verfluchte Venus-schafft/
von itztab bün ich dugendhafft!

Pallas/ dein belohbter Name
hellt wie dröstend mir den Sinn;
du bist noch die eintzge Dame/
der ich gantz ergeben bin.
Nur mit dir noch zu scharmiren/
halt ich rächt for meinen Zwökk;
Kögel-spihlen/ Billjardiren
kömbt mir für wie Teuffels-Drökk.
Noch die spähtsten Folge-Zeiten
werden mir drümb Ruhm bereiten!
Waß man auch dargägen klafft/
von itztab bün ich dugendhafft!

Daß es bald Oculi ist/ drukkt ihme nicht das Hertz ab.

Schon rasen ümb die Erde
Herrn Febi Feuer-Pferde/
schon bohrt sich durch den dikken Schnee
der angenehme Mertzen-Klee.

Darzwischen/ spizz und munter/
steht gölber Krokus drunter/
darzu so plinckert schon durchs Graß
der Teich fast wie auß Spihgel-Glaß.

Mercur drohbt seine Leyer/
die Häsgens legen Eyer/
die Tichter tichten allbereit/
Aurora schlipfft ins Scharlach-Kleid.

Bald nahn nun sampt den Störchen
die stähts verlihbten Lörchen/
schon traumt es ihnen jeden-falls
von Krebs-Bluht und von Müffen-Schmaltz.

Neptun stieß seine Gabel
in Amfitritens Nabel/
der Himmel ferbt sich sanfften Blaus/
itzt/ Winter/ zeuch den Harnisch auß!

Du hast uns sehr gefallen/
drümb lohbt ich dich für allen/
doch itzt/ so muß ich dir gestehn/
möcht ich dich gern von Hindten sehn.

Furchtbar schlimm

Vater, Vater, der Weihnachtsmann!
Eben hat er ganz laut geblasen,
viel lauter als der Postwagenmann.
Er ist gleich wieder weitergegangen,
und hat zwei furchtbar lange Nasen,
die waren ganz mit Eis behangen.
Und die eine war wie ein Schornstein,
die andre ganz klein wie'n Fliegenbein,
darauf ritten lauter, lauter Engelein,
die hielten eine großmächtige Leine,
und seine Stiefel waren wie Deine.
Und an der Leine, da ging ein Herr,
ja wirklich, Vater, wie'n alter Bär,
und die Engelein machten hottehott;
ich glaube, das war der liebe Gott.
Denn er brummte furchtbar mit dem Mund,
ganz furchtbar schlimm; ja wirklich! und —
„Aber Detta, du schwindelst ja,
das sind ja wieder lauter Lügen!“

Na, was schad't denn das, Papa?
Das macht mir doch soviel Vergnügen.

„So? — Na ja.“

Fitzebutze

Lieber ßöner Hampelmann,
deine Detta sieht dich an!
Ich bin dhoß und du bist tlein;
willst du Fitzebutze sein?
Tomm!

Tomm auf Haterns dhoßen Tuhl,
Bißlibußki, Blißepul!
Hater sagt, man weiß es nicht,
wie man deinen Namen sp'icht.
Pst!

Pst, sagt Hater, Fißebott
war eimal ein lieber Dott,
der auf einem Tuhle saß
und sebratne Menßen aß.
Hu!

Hu, sei dut, ich bin so tlein
und will immer a'tig sein;
Fißebuße, du bist dhoß,
tleine Detta spaßt sa b'oß.
Sa?

Sa, ich bin dir wirtlich dut!
Willst du einen neuen Hut?
Tlinglingling: wer b'ingt das Band?
Königin aus Mohrenland.
Tnicks!

Tnix, ich bin F'au Tönidin,
hab zvei Lippen von Zutterrosin;
Fißebuße, sieh mal an,
ei, wie Detta tanzen tann!
Hoppß!

Hopßa, hopßa, hopßassa:
Tönigin von Af'ika!
Flißepußig, Bußebein,
wann soll uns'e Hochzeit sein?
Du!

Du! Mein kleiner lieber Dott!
Du?! sonst geh ich von dir so't! —
Ach, du dummer Hampelmann,
siehst ja Detta garnicht an!
Marsch! —

Kumpaney

Ein Herr Laus, ein Floh und eine Wanze
setzten sich an meinen Tisch.
Sprach der Floh: Brüderchen, tanze!
hoppla! frisch!

Sprach ich bald: Ich kann nicht tanzen
so wie Sie, Herr Floh!
Sprach das Fräulein von den Wanzen:
Klettern Sie mal Stroh!

Sprach ich gleich: Wer kann strohklettern
so wie Sie!
Sprach der Lauserich: Entblättern
Sie mal Schinn, hihi!

Sprach ich: Ihre Kunst! wer könnte
die wohl ebenso!
Sprach ich. Und die dreu Talönte
waren seelensfroh.

Eine gantz neu Schelmweys
Zu singen im Tone des weilandt Doctoris Eysenbarth

Wir Schelmbe sind ein feinen hauff,
da kann kein HErrgott wider auf.
Die Welt ist voll von Unsern Preiß,
seit Adam stahl im Paradeys.

Uns bleibt kein geldt in unsern Sack,
Wir synd ein fürnemb Lumpenpack,
Wir han das Allergrößt gefolg,
kein fuerst und Hertzog hat ein solch.

Zu nie keyn diensten taugen Wir
als für dem Edlen Malwesier.
Dem tun wir fröhnden, nimmer faul:
ein jede Flaschen findt jr maul.

Wir han nit Weib, wir han nit kindt,
wir sind die rechten Sausewind.
Vnd läßt vns Eine Dirn nit ein,
die ander wird so süsser seyn!

Wir schieren umb kein pfaff uns nit,
Wir han uns Eignen Segen mit.
Vnd pfeiffen wir am letzten loch:
der TEuffel nimpt in Gnad vns doch!

Die zwölf sittsamen Gastwirte

Ihr alle kennt den Dichter Liliencron,
den Freiherrn von Poggfred, den reichen armen Baron.
Doch bevor er sein Luftschloß, sein ewiges, baute,
war er Hardesvogt auf Pellworm und verdaute
Akten auf dieser „vermaledeiten einsamen kleinen Insel“
in der windigsten Gegend der Nordsee.

Im Amtskreis des Hardesvogts Liliencron
hatten dreizehn Gastwirte abwechselnd Tanzkonzession.
Und er ließ die Leute tanzen, soviel sie wollten,
mit der dollste, wenn sie nach Noten dollten;
weshalb er noch heute dort der Tanzbaron genannt wird,
wenn der Wind mal leise seinen Dichternamen hinträgt.

Da erhielt der Hardesvogt Liliencron
eines Morgens eine Denunziation:
Gastwirt Nielsen untergrabe die guten Sitten,
er habe wiederholt den „Turnus“ überschritten.
Und verfaßt war das Skriptum nicht etwa vom Herrn Pfarrer,
sondern von den andern zwölf Gastwirten dieser
„vermaledeiten einsamen kleinen Insel“.

Der Herr Hardesvogt, der Dichterbaron,
kannte seine lieben guten Sittenwächter schon.
Und nächsten Nachmittag mußten die zwölf Tugendreinen
beim Gastwirt Nielsen, ihrem Konkurrenten, amtlich „erscheinen“ —
und der Hardesvogt sprach vor Vernehmung des Tatbestandes:
Nu laat uns mal fix ierst 'n lütt Runn' Grogk kriegn!

Alsdann ließ leutselig der Herr Baron
den Ersten sich äußern, ohn' Ansehn der Person.
Er ließ ihn weitschweifig immer weiter schweifen,
er hörte wohl draußen die Möwen keifen,
bis der nichts mehr wußte — da sprach der Herr Hardesvogt:
Denn laat uns man fix noch 'n lütt Runn' Grogk kriegn!

Und dann ließ der leutselige Herr Baron
den Zweiten sich äußern, im nämlichen Ton.
Er hörte wohl draußen über den Deichen
die Schneegänse schnatternd durchs Abendrot streichen —
bis er abermals sprach: Na denn, miene Herrn,
denn laat uns man noch so'ne lütt Runn' Grogk kriegn!

Und dann lauschte dem dritten und vierten Sermon
der Herr Hardesvogt, der Dichterbaron.
Er hörte derweil wohl draußen im Grauen
einen wilden Schwan sich Bahn durch den Nebel hauen —

bis Gastwirt Nielsen Licht machte und höflich meinte:
Schall't denn woll noch so'ne lütt Runn' Grogk sien?

Und so hörte der Hardesvogt Liliencron
alle zwölf Konkurrenten, ohn Ansehn der Person.
Und als der zwölfte seinen Sermon geschlossen,
da war die siebente Runde Grogk genossen,
und das machte pro Mann eine Mark und fünfundsiebzig
oder zusammen zweiundzwanzig Mark fünfundsiebzig.

Da erhob sich der deutsche Dichterbaron
und sprach im königlich preußischen Regierungston:
Der p. p. Nielsen hat sich fraglos als sittenlos erwiesen,
und somit tu ich hiermit demselben zu wissen:
er zahlt eine Ordnungsstrafe im Betrage von drei Reichs-
mark —
Adjüs, miene Herrn! —

Da erhielt der Hardesvogt Liliencron
nie wieder eine Denunziation.
Aber leider trat die hohe Regierung
mit seinem Tanzbein in zarte Berührung;
item ist er auf Poggfred, sein ewiges Luftschloß, gezogen,
denn da tanzen wir alle nach seinem Fidelbogen.
Alle! —

Schneeflocken

Gnädige Frau, es schneit, es schneit!
Tragen Sie heut Ihr weißes Kleid?

Gnädige Frau, hier in der Ferne
schneit's bei helllichtem Tage Sterne.

Und diese Sterne flimmern genau
wie die Zähne der gnädigen Frau.

Oder wie Blüten von weißem Flieder,
gnädige Frau, an Dero Mieder.

Oder die Blicke des Herrn Gemahls
am Tage Ihres Hochzeitsballs.

Nein, sie flimmern, ich kann mir nit helfen,
gnädige Frau, wie tanzende Elfen.

Hänseln jeglichen Parapluie;
will man sie fassen, zer flimmern sie.

Flimmern in Wirbeln, flimmern in Bildern,
die sind wirklich nit zu schildern.

Gnädige Frau, so wild, so mild
wie ein opalisch flimmerndes Bild.

Und, ach Gnädigste, diese Sterne
tanzen auf manchermanns Nase gerne.

Und auf solchermanns Nase, gnädige Frau,
zertanzen sie zu Tränentau.

Zertanzen flink wie kichernde Lieder:
morgen, morgen tanzen wir wieder!

Gnädige Frau, leb' wohl! Schluß, Kuß!
Frechheit — aber wer muß, der muß.

Die Glücklichen

Nun will ich mir die Locken
mit Birkenlaub behängen;
der Frühling sitzt am Wocken,
von dem er mit Gesängen
um meine Wildnis grüne Schleier spinnt

Und du auf deinem Throne
im Astwerk unsrer Linde,
beglänzt mit deinem Sohne
vom goldnen Mittagswinde,
bist meine Jungfrau mit dem Wunderkind.

Ein Lamm mit weißem Felle
auf unserm Wiesenlande,
mit einer Silberschelle
und blauem Seidenbande,
bringt uns zum Lachen, wenn wir traurig sind.

So würden wir uns gerne
mit aller Welt vertragen,
nicht Sonne, Mond noch Sterne
um unser Glück befragen,
doch — manchmal haben wir kein Brot im Spind.

Drum stehn im jungen Schilfe
mit aufgesperrter Miene,
als schnappten sie nach Hilfe,
zwei steinerne Delphine
am Wasser, das um unsre Insel rinnt.

Der Frühlingskasper

Weil nun wieder Frühling ist,
Leute,
streu ich butterblumengelber Kasper
lachend
lauter lilablaue Asternblüten
hei ins helle Feld!

Lilablaue Astern, liebe Leute,
Astern
blühn im deutschen Vaterland bekanntlich
bloß im Herbst.

Aber Ich, ich butterblumengelber Kasper,
streue,
weil nun wieder heller Frühling ist,
tanzend
tausend dunkelblaue Asternblüten
hei in alle Welt!

Landstreichers Lobgesang

Jetzt bin ich endlich mit der Welt allein;
sing, Seele, sing dich von der Menschheit rein!
Sie klagt in einem fort, still oder schrill,
daß keine Seele sein kann, was sie will;
das ist gemein.

Ich will heut Nacht kein Bett noch Essen haben;
ich will mich am Geruch des Frühlings laben!
Die Knospen platzen all vor Trunkenheit;
ihr in der Stadt, ihr platzt vor Futterneid.
Das tat mir leid.

Ich ging von Haus zu Haus: Sing, Seele, sing:
erbarm dich, Mensch, und sei kein Kümmerling!
Geh in den Wald, da lacht der Sternenschein:
sing, freie Seele, sing! was kannst du sein?
Herrin des Frühlings!

Du kannst dir jeden Ast zum Szepter nehmen;
der Tau beträufelt dich mit Diademen.
Du trägst ein Schleppkleid von Milliarden Blüten;
das brauchst du nicht vor Mottenfraß zu hüten,
sie welken bald.

Sie welken, Seele, um dich zu erfreuen:
du darfst dein Reich in alle Lüfte streuen!
Wenn dir das nicht gefällt, dann komm, schlag drein!
sing, Seele, sing! was kannst du sonst noch sein?
Magd des Sommers!

Da darfst du Tag für Tag die Hippe zücken,
siehst Schwad an Schwad vor dir zusammenknicken,
stellst Korn in Garben, oder läßt es liegen,
damit die Spatzen was zu fressen kriegen;
freut dich das nicht?

Nachts hörst du dann die jungen Mäuse pfeifen;
fühlst, Schatz, wohl auch was unterm Schnürleib reifen?
Wenn nicht, so geh und hör die Hengste schrein!
sing, Seele, sing! du kannst auch männlich sein!
sei Knecht des Herbstes!

Geh in den Weinberg, pflück die vollen Trauben;
kannst auch Kartoffeln aus dem Acker klauben.
Kartoffeln geben Schnaps für arme Luder;
Wein ist für Kenner, und die besten Fuder
schluckt die Nachwelt.

Dann gleichst du selbst den ausgepreßten Träbern
und nährst die Rasenwurzeln auf den Gräbern.
Wird dir das lästig, so zerspreng den Stein!
sing, Seele, sing! du kannst noch freier sein!
Herrgott des Winters!

Herrgott, wie stärkst du da die schwachen Kräfte:
da spannst und spornst du die erstarrten Säfte,
bis dir die eisige Haut vom Körper birst,
worauf du wieder Frühlingsgöttin wirst,
du freie Seele! —

So zog ich durch die Stadt und sang euch an,
bei Tag und Nacht, ihr Menschen, Weib wie Mann.
Bei Nacht, da brannte immer künstlich Licht,
doch auch bei Tag verstandet ihr mich nicht;
euch rief die Pflicht.

Mich ruft die Kraft; ich nahm den Stock und ging.
O Menschheit, dich beschämt ein Schmetterling!
Hier schwirrt er vor dir her im Sternenschein,
erhabner Untertan der Welt allein;
sing, Seele, sing! —

Aus feinen Häusern

Frau Finkenstein an ihre Tochter Eva

Höre, Kind, und laß dir sagen,
was zu dir die Mutter spricht:
Einen Namen sollst du tragen,
einen Namen von Gewicht!
Herr von Prittwitz-Prattwitz-Prottwitz
warb vertraut um deine Hand,
dem die Kittwitz-Kattwitz-Kottwitz —
hörst du? Kottwitz! — stammverwandt.

Eva, Eva — laß dich preisen,
zogst du doch ein großes Los,
in den allerhöchsten Kreisen
trägt man nun dich auf dem Schoß.
Der Gesellschaft stolze Spitzen
küssen — Evchen! — Dir die Hand,
deine Diamanten blitzen
weit hinaus ins Vaterland.

Keiner fragt, was wir gewesen,
wenn der Herr uns so erhöht,
daß im Winkel hinterm Tresen
Tüten, Tüten wir gedreht.
Keiner fragt, wie wir geworden,
was wir Gott sei Lob nun sind,
vor dem Glanze unsrer Orden
werden alle Eulen blind.

Was verziehst du so dein Mäulchen?
Daß nicht jung mehr der Gemahl?
Ach, du bist ein kindlich Veilchen —
daß sein Witz ein wenig schal?

Geistreich strömts von allen Seiten
für superbe Kost dir zu —
Kleinigkeiten, Kleinigkeiten!
Welch ein dummes Ding bist du!

So, jetzt laß ich dich alleine —
Prottwitz bleibt nach dem Souper;
du verstehst wohl, was ich meine?
Sprich nur Ja — Noch mal: o jeh?!
Seufzer sind hier überflüssig,
laß doch den Poetenkohl!
Dein Papa und ich sind schlüssig,
das genügt dir. Lebe wohl!

Trauung

Ein weißer Spitzenschleier,
ein schwarzer Schwalbenfrack.
Fabrikbesitzer Meyer
und „Jungfrau" Siegellack.
Gesang und Orgeltöne,
goldprunkender Altar.
Mehr oder weniger schöne
Brautjungfern hinterm Paar.
Der würdige Schwarzrock predigt,
er predigt lind und lau,
der Heilsakt wird erledigt,
Herr Meyer hat 'ne Frau.
Von Siegelläckchens Lippen
ätherisch zittert's: „Ja!"
Dann muß sie Medoc nippen,
sie ist der Ohnmacht nah'.
Sie stehen auf vom Kissen
und reichen sich den Arm,

Kirchtüren aufgerissen,
formiert der Hochzeitsschwarm.
Die nassen Taschentücher
sind wieder beigesteckt;
der Mann der Gottesbücher
spitzt sich den Mund auf Sekt.
Brautmarsch von Wagner. Paarig
hinaus und ins Coupé.
Ein Dichter lockenhaarig
schleicht seitwärts seelenweh.
Er hat „Sie“ angedichtet,
er hat „Sie“ angetönt,
sein Glauben ist vernichtet,
sein Ideal verhöhnt.
„Wir wollen Freunde bleiben“ —
da stehts mit Veilchenduft —
„jedoch uns nicht mehr schreiben,
man lebt nicht von der Luft.“
O weißer Spitzenschleier!
O schwarzer Schwalbenfrack!
Frau Fabrikantin Meyer,
geborne Siegellack.

Flirt

Wie das flirrt und schwirrt und schmeichelt,
lockend girrt, gefällig streichelt!
„Fräulein sprudeln von Geschmack.
Zwar, wem gnadenvoll wie Ihnen
Göttin Schönheit selbst erschienen —“
„„Danke, Herr von Chapeau — Claque.““
„Diese Palmen, wahrhaft südlich!
Schneidige Nischen! Urgemütlich!
Ganz pompöser Gartensaal!

Sauerherings Soiréen,
Fräulein mögen selbst gestehen,
sind entschieden ideal."
Vorgebeugt auf sammtnem Sockel,
Herr Assessor von Monockel
wie ein Gockel nickt und kräht.
Seine schönbeschleiften Halbschuh,
seine idealen Kalbschuh
sind von Siegesrausch gebläht.
„Sagen Sie mir doch, Herr Doktor,
dichten Sie? So'n schöngelockter
Dichter machte mir mal Spaß.
Ganz wie Schiller auf den Bildern,
o das wäre zum Verwildern! . . .
Mögen Sie kein Ananas?"
Und die geniale Glatze
faltet die feudale Fratze,
während sie voll Wehmut spricht:
„Gnädiges Fräulein, Verse machen
ginge schon mit Ach und Krachen,
aber Locken — das geht nicht!"

Der Einhorn-Apotheker

Das erste Kapitel

Die Tätigkeit eines Referendars ist schon deshalb eine der vornehmsten unter allen menschlichen Tätigkeiten, weil sie niemals durch Maschinen-Arbeit ersetzt und überflüssig gemacht werden kann. Während nämlich auf allen anderen Gebieten mit jeder neuen Erfindung eines geriebenen Mechanikers so und so viele „Hände", welche doch nicht bloß arbeiten, sondern auch Lohn empfangen wollen, erspart werden, trotzt der Referendar mühelos allen Erfindern noch so guter und billiger Schreibmaschinen; denn wie billig eine solche auch sein mag: er ist noch billiger: er ist gratis. Darin besteht seine uneinnehmbare Stellung, darauf beruht seine Würde, das ist sein Rang.

So oft ich über den mir gewordenen Beruf nachdachte, um so sinnvoller erschien mir die Verknüpfung meines Schicksals. Was war seit meinen Kinderjahren mein Traum, meine Sehnsucht gewesen? Schreiben! Schreiben zu dürfen, womöglich ein richtiger Schriftsteller zu werden. Nun: das war mir im wesentlichen in Erfüllung gegangen. Schreiben durfte ich, schreiben konnte ich, schreiben mußte ich sogar. Und wenn es einstweilen weniger meine eigenen Gedanken und Gestalten waren, die ich auf das Papier brachte, sondern meistens diktierte Protokolle, so mußte ich mich mit dem Gedanken trösten, daß nicht alles auf einmal kommen könne. Jedenfalls: das Sinnfällige, das Materielle meiner Wünsche hatte ich erreicht: ich schrieb.

Und das in Stolberg. Länger als neun Monate habe ich in diesem süßen Erdenwinkel dem preußischen Staate meine bescheidenen, aber unbezahlbaren Dienste leisten dürfen. Ist es da ein Wunder, daß mir das Städtchen ans Herz gewachsen ist und daß meine Gedanken oft

und mit Vergnügen zu jenem Referendariats-Idyll zurückkehren?

Aber auch die lieben Menschen, die dort wohnen — es sei ferne von mir, daß ich ihnen etwas Boshaftes oder Unrechtes nachrede. Vor allem muß ich zu ihrer Ehre, und um sie vor Zweideutigkeit zu schützen, rühmend hervorheben, daß sie, wenigstens so weit sie der „besseren" Gesellschaft angehörten, sehr bald, nachdem sie mich kennen gelernt hatten, den offiziellen Verkehr mit mir abbrachen — es kann auf sie auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen, als ob sie jemals mit mir sympathisiert hätten.

Ich glaubte diese Erklärung dem Rufe jener ehrlichen Leute schuldig zu sein und will nun auch erzählen, was den ersten Anlaß dazu gab, daß ich es mit ihnen verdarb.

Der Konsistorialrat Pfitzner, der ältere Amtsbruder des gastfreien Pastors Biemeyer, hatte auch ein Mädchenpensionat. Jedoch war dieses von anderer Art als jenes der Frau Oberförster in Magdeburg: der Unterschied war sogar dem Pastor Biemeyer aufgefallen, der sich dahin äußerte, daß ihm die Mädchen in Magdeburg „wesentlich geweckter" vorgekommen wären.

Zu den erlaubten Ausschweifungen dieses Mädchenpensionats gehörte das herzerquickliche Ringestechen oder Reifenfangen. Es geschah dies aber also. Man verteilte sich auf einer Wiese in zwei Gruppen und jeder nahm ein kleines Rohrstöckchen in die Hand. Mittels dieser Rohrstöckchen suchte man dann kleine Reifen, welche ebenfalls von dünnem Rohre gefügt waren, teils einander zuzuwerfen, teils sie aufzufangen. Wenn man nämlich einen in hohem Bogen auf einen zufliegenden Reif kunstgerecht aufgefangen hatte, empfand man eine sanfte Genugtuung; wenn es mißlang, hatte man das Gefühl eines leichten Ärgers, und im Ganzen war es eine sehr gesunde Bewegung.

Die jüngeren Herren vom Gericht wurden zu diesen



Otto Erich Hartleben

Vergnügungen mit Vorliebe kommandiert: sie standen in dem Rufe einer besonderen Begabung für jenes sinnige Spiel, was der geistreiche Assessor Rothe in das schöne Wort faßte: ein richtiger Jurist trifft nicht bloß stets ins Schwarze, er weiß auch ins Weiße zu treffen. Mit dem Weißen meinte er aber den leeren Raum innerhalb der Rohrreifchen. Dieser Scherz wurde häufig wiederholt.

An der wundervollen Chaussee, die von Stolberg nach Rottleberode aus dem Harz hinausführt, liegt, etwa eine halbe Stunde von Stolberg entfernt, ein einsames Wirtshaus, hart an der Felsenwand, in die der Wirt seine Keller geschlagen hat. Dem Wirtshaus gegenüber, an der anderen Seite der Chaussee, breiten sich einige Waldwiesen aus und diese waren zur Sommerzeit häufig der Schauplatz der erwähnten kindlichen Spiele.

An einem herrlichen Juni-Tage hatte dort bis zur sinkenden Sonne der Kampf getobt und man schickte sich schließlich einträchtiglich zum Heimgange an. Hierbei geschah es, daß ich mit Fräulein Hannchen aus Bremen und dem Einhorn-Apotheker zusammengeriet und mit diesen beiden trefflichen Menschenkindern vereint die Straße fürbaß schritt.

Fräulein Hannchen war, wie gesagt, aus Bremen, und das war wohl das Charakteristische an ihr. Im übrigen war sie jenes junge Mädchen, das schon so unzähligen Komödienschreibern den Vorwurf schablonenhafter Mache eingetragen hat, weil — ein jeder von ihnen — mit heißem Bemühen danach gestrebt hatte, es möglichst echt und naturgetreu wiederzugeben.

Sie hatte einen blonden Mozartzopf, hellgraue Augen und einen gewissen schwärmerischen Zug im Schnitt ihrer Taille. Ihre Rede war Ja, Ja und Nein, Nein, was darüber war, war meistens vom Übel. Sehr häufig sagte sie jedoch auch Ach.

Wesentlich interessanter und konturenreicher war da

schon der Einhorn-Apotheker. Er hatte vor allem eine „Weltanschauung", auf deren Besitz er viel Wert legte. Worin diese bestand, kann ich jedoch nicht mit wünschenswerter Klarheit angeben, da er meist erst in vorgerückter Nachtstunde darauf zu sprechen kam. Ich erinnere mich nur, daß er durchaus auf dem Boden des kategorischen Imperativs unseres großen Kant stand: „durchaus".

Auch sonst war er ein ernster Mensch und für ein durchschnittliches Alltagsgespräch schwer zugänglich. So kam es denn auch, daß er jetzt schweigsam neben Fräulein Hannchen aus Bremen einherging und es mir überließ, das liebe, junge Mädchen zu unterhalten.

„Ach, sagen Sie doch, Herr Referendar: was sind das eigentlich für merkwürdige Bäume, die hier überall an den Chausseen wachsen?"

Die Bäume, die sie meinte, waren ganz gewöhnliche Buchen, die jedoch der herrschaftliche Geschmack der regierenden Grafen von Stolberg-Stolberg zu allerlei stereometrischen Figuren, Pyramiden, Kegeln, Cylindern und dergleichen hatte zustutzen lassen.

Fräulein Hannchen aus Bremen hatte sich wohl dadurch irreführen lassen und sah die Bäume für fremdartige Gewächse an, nach deren Herkunft sie sich bei mir erkundigte. Da ich meine Mitmenschen nur ungern in ihren Illusionen störe, erwiderte ich nach einigem Nachsinnen und nachdem ich einige botanische Forscherblicke um mich geworfen hatte:

„Ja, wissen Sie denn das noch nicht, mein gnädiges Fräulein? Diese Bäume sind ja eine der größten Merkwürdigkeiten des Stolbergschen Vaterlandes. Sie haben doch gewiß schon davon gehört, daß einer von den erlauchten Vorfahren unseres Herren Grafen einen Kreuzzug mitgemacht hat."

„Ach!" rief Fräulein Hannchen, „welchen denn?"

Ich geriet in Verlegenheit. Um mir jedoch keine Blöße zu geben, sagte ich rasch:

„Den Kinder-Kreuzzug."

„Ach!" rief das wissensdurstige Fräulein Hannchen, — „wozu wurde der denn eigentlich unternommen?"

„Nun .. also .. hm .. zur Befreiung der Juden. Jawohl. — Adolf war damals noch recht klein. Er hieß nämlich auch Adolf — der Vorfahr. Wie Sie wissen, ging es mit dem Kinderkreuzzug damals ziemlich schief: auch der kleine Adolf wäre beinah umgekommen. Seine Beinchen taten ihm so weh, daß er schließlich mitten im gelobten Lande liegen blieb und gar nicht mehr weiter wollte. Wenn er aber da so allein zurückgeblieben wäre, hätten ihn ganz sicher die wilden Tiere gefressen. Da erschien ihm der heilige Georg — — wissen Sie, gnädiges Fräulein: so erzählt es die Legende. Tatsächlich wird es wohl irgend ein älterer, wohlwollender Herr gewesen sein. Der sprach: Komm, kleiner Adolf, hebe deine Vatterbeinchen auf und lauf noch ein Endchen mit, bis wir ans Meer kommen. Aber der kleine Adolf war verzagt und weinte und sagte: Nein, hier muß ich bleiben und sterben. Da riß der heilige Georg, oder wer es nun war, ein ganz dürres Reis aus dem Boden, reichte es dem kleinen Adolf und sprach: Du wirst nicht eher sterben, als bis du dies Reis in den Boden deiner Heimat eingegraben und daraus einen stattlichen Baum hast erstehen sehn."

„Ach, wie nett!"

„Ja: dieser heilige Georg der Legende muß zum mindesten ein guter Menschenkenner gewesen sein, denn der kleine Adolf faßte krampfhaft nach dem dürren Reis und stapfte wieder mutig weiter. Er ist denn auch glücklich wieder nach Stolberg heimgekommen. Das erste, was er tat, war natürlich, daß er das Wunderreis einpflanzte — und siehe da, es wurde ein seltsamlich geformtes Bäumchen,

desgleichen man vordem niemals dahier gesehen. Und von dem ersten Bäumchen stammen alle ab, die Sie hier — und nur hier so häufig sehn. Es wundert mich wirklich, daß Ihnen der Herr Konsistorialrat diese Geschichte von den Bäumen aus Judäa noch nicht erzählt hat."

„Ach der — was hübsches erzählt der einem ja nie."

Der Einhorn-Apotheker hatte unser Gespräch schweigend mit angehört, und, obwohl er doch in botanischen Dingen erfahrener sein mußte als ich, nahm er keine Gelegenheit, sich einzumengen, sondern sah ernsthaft vor sich hin.

Als wir uns später von den Damen und der übrigen Gesellschaft vor der Tür des Herrn Konsistorialrats verabschiedet hatten und in Eberhards gemütlichem Gastzimmer beim Weine saßen, sagte er:

„Nun sagen Sie mir mal offen, glauben Sie an die Geschichte, die Sie dem Fräulein Hannchen vorhin erzählt haben?"

„Aber lieber Herr Konstantin: was denken Sie von mir: sie ist mir beim Sprechen so eingefallen."

„Nun ja: das dacht ich mir. Aber sehen Sie, das find ich nun nicht recht von Ihnen. Das ist nämlich die ganz gemeine Buche, Fagus sylvatica."

„Aber lassen Sie mir doch meinen Spaß."

„Ja: Sie verwirren dieses junge Mädchen, das in seinen botanischen Kenntnissen offenbar noch nicht recht sicher ist . . . ."

Ich brach das Gespräch ab und wir redeten bald über harmlose und neutrale Dinge . . . Monarchie, Religion, Ehe, Eigentum und dergleichen.

Zu derselben Zeit aber wollten es meine Sterne, daß die Familie des Konsistorialrats Pfitzner mit all ihren Pensionärinnen um den großen, runden Tisch beim Abendessen versammelt saß und daß Fräulein Hannchen aus Bremen ihr Mündchen auftat und fragte:

„Ist das wirklich wahr, Herr Konsistorialrat: der Herr Referendar hat mir erzählt: die beschnittenen Bäume an der Chaussee wären alle von jüdischer Abstammung?"

Das entsetzliche, qualvoll lange Schweigen, das nach dieser ungeschickten Frage eintrat, wurde erst unterbrochen, als der Herr Konsistorialrat wie allabendlich die Hände faltete und sprach:

„So laßt uns beten . . ."

Waschermadlhistorie

Des Juristen Colline sehr weltliche Briefe an den Gottesgelehrsamkeitsbeflissenen Marcel

1.

O Du Rauhbein!

Ich glaube, es war zur Zeit, als ich meine Pandekten noch nicht vergessen hatte, da ich deinen letzten Brief erhielt. Was soll denn das heißen? Höre 'mal, Du . . . aber ich will nicht schimpfen. Ich bin ja so vergnügt, so rasend glücklich!

Ach! ! ! ! ! ! ! ! !

Bitte, sieh Dir mal das Ach mit seiner Ausrufezeichenbrigade an. Das sind keine gewöhnlichen Ausrufezeichen, Verehrtester, das sind Liebesverzücktheits-Ausrufezeichen, dick, stramm, grundstrichmuskelkräftig. Sieh' sie genau an! Es sind Symbole der Waden meiner Jeanette.*)

Halli und hallo! (Grinse nicht so niederträchtig! Sumpfhuhn!)

Also: ich bin fabelhaft glücklich.

Woso? Höre!

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries,
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht,
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht;
Da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,
Mit den Fensterläden grün,
Da steht mein Schatz am Bügelbrett, —
Hoiho! wie sie hurtig den Bügelstahl dreht!
Gott! wie die Wangen glühn.

---

*) Die Offizin besaß leider keine Ausrufezeichen von der symbolischen Wucht derer, die Herr Colline in der Handschrift mit viel Ausdruck gemalt hat. —

Im weißen Röckchen steht sie da,
Ihre Bluse ist blumig bunt;
Kein Mieder schnürt, was drunter sich regt,
Sich wellenwohlig weich bewegt:
Der Brüste knospendes Rund.

Vorüber geh ich allmorgens früh,
Schau tief ihr ins Auge hinein,
Da liegt meine Lust, meine Liebe, mein Glück,
Die lachende Kunde: Komm' abends zurück. —
Das Waschermadl ist Dein!

Kapierst Du, alter Junge? Merkst Du was? Na freilich, so obenhin mußt Du schon was riechen. Aber das sag' ich Dir gleich: einen richtigen Begriff kannst Du Dir nicht machen. Das geht über Theologenbegriffe.

— — — — — — — — — —

„Geh, moagst mi wirkli?" sagte Jeanette. „Ja, freili, Mauserl," sag' ich, — und so was ist einem lieber als sämtliche Dialoge in sämtlichen Dichtern.

Mit welchem Axiom ich verbleibe
Dein
Colline.

2.

Mensch!

Nein: nicht Mensch: Theologe! Jessas naa, was hast Du mir da für einen Brief geschrieben! Kerl: Du bist schnoddrig! Ja, schnoddrig d. i. „norddeutsch". Ich soll Dir „etwas vernünftig", „klar", „wie, wann und wo, und ohne Verse" schreiben. Teufel auch! Vernünftig! Aber ich bin's ja nicht. Klar! Aber ich taumle ja in den lustigsten Wolken. Wie und wo und wann und ohne Verse! Aber ich kenne ja kein wie und wo und wann mehr und ich lebe ja in Versen.

A, geh' weiter, Du langstieliges Ungeziefer. Laß mir mei Ruh!

Also kurz und gut: Jeanette und ich fressen uns noch immer vor Liebe.

Wochentags hat sie leider immer zu tun.

(Weißt Du: das Hemdbügeln ist ein strengerer Tyrann als die Jurisprudenz.)

„I kann net!“ sagte sie.

„Warum denn nicht?“ sage ich.

„Weil i arb't'n muaß,“ sagt sie.

„A, laß mal die Hemden schwimmen!“ sag' ich.

„Du, dös geht fei net: wenn i do muaß!“

Was will ich da machen?

Ich laufe also nur so Stücker zehnmal tags an ihrem kleinen Häuserl vorbei und freue mich, wie sie flott drauf los bügelt mit ihren festen runden Armen, und wie sie mich hell anlacht mit ihren braunen Augen. Aber abends! Ja dann! „In enger Kammer“ heißt das Lied:

Ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Schrank,
Und mitten drin ein Mädel schlank:
Meine lustige, liebe Jeanette.
Braune Augen hat sie, wunderbar!
In wilden Ringeln hellbraunes Haar.
Kirschroter Lippen ein schwellend Paar.
Jeanette! Jeanette!

Im Fensterbrett ein Epheu steht,
Durchs grüne Geranke die Liebe späht,
Meine lustige, liebe Jeanette.
Türe auf: da liegt mir am Hals das Kind.
Allein wir beiden, es singt der Wind
Das Lied von zweien, die selig sind.
Jeanette! Jeanette!

„Die selig sind . . . .!“ Ich dächte, das wäre wieder ein netter Briefschluß.

Hurra!

Dein Colline.

3.

Also du verzweifelst an mir, mein Säckchen. Na ich glaub's gern. Und trotzdem bist du „gespannt auf die Entwicklung“. Entwicklung? Nix wird entwickelt. Tra lirum larum leier, — 's geht halt alles seinen lustigen, leisen, lieben Gang.

Jeanette und ich, und ich und Jeanette, wir kriegen uns nicht satt. Ja, — n' bißl gezankt haben wir uns schon, aber mein Gott, das ist bloß zur Abwechslung.

Sie: „Ah geh, du bist a Fadling!“

Ich: „Was für'n Ding?“

Sie: „A Fadling bist.“

Ich: „Sooo?“

Sie: „Ja, recht fad bist.“

Ich: „Warum denn?“

Sie: „Warum gehst am Sonntag net mit mir aus?“

Ich: „Weil ich dich allein haben mag.“

Sie: „Allweil alloan; dös is ma z'fad!“

Ich: „Möchst du mit andern 'rum poussieren!?“

Sie: „A geh! Sei net so trapft! A Musi mecht' i hörn.“

Ich: „Wo denn?“

Sie: „Woaßt . . . auf'n Lewenbraikeller, sagen's, is gar so fidell!“

Na siehst du, was will man da machen? Also gut: ich schleppte sie unter allerlei glotzendes Volk in den Löwenbräukeller.

— — — — — — — — — —

Weißt du: ich frage mich doch oft: Dieser süße, liebe, herzensgute Kerl . . . es geht doch nicht auf die Dauer. Ach was! Wie dumm, daß solche Spinnefenstereien kommen. Aber auch sie wird manchmal so feucht in den Augen und schluchzt sich mir an den Hals und weint und fragt:

„Gell, du gehst net fort von Münch'n?"

„Aber Mauserl!"

„Ja, wennst ausgschtudiert bist . . ."

„Du! Das hat Zeit."

„Aber gschehg'n tuats halt do' no'."

Und da kann ich dann bloß „busserln", bis sie an nix mehr denkt.

Aber meine Gedanken kann ich nicht fortbusserln.

Was tun? Dein Colline.

4.

Aber so was! Wie falsch hast du mich verstanden: Nein: so dumm ist Jeanette nicht, daß sie ans Heiraten denkt. Diese Münchner Madln sind gescheiter, als ihr euch in eurer norddeutschen Schulweisheit träumen laßt. Das sind geborene Realistinnen. Jeanette weiß, wie's kommt und kommen muß. Nur die Trennung, natürlich, weiß sie, wird schwer sein. Aber im übrigen gibt's da keinen blauen Dunst. Wir leben und sind glücklich: basta!

Im Freien sind wir am glücklichsten. Sonntags auf die Bahn, ins Schiff, an den Starnberger See und zwar dorthin, wo's Dampfschiff nicht hält. Am liebsten ist uns da Sankt Heinrich, ganz hinten, mitten im Walde, bloß die Kirchturmspitze guckt über die Buchen- und Birken-Wipfel.

Ich bin bekannt dort, bummelte einmal zwei Monate lang da herum, nährte mich schlecht und recht von Kalbsbraten und Rindfleisch in absolut sicherer Abwechslung und war stets glücklich, außer wenn von Seeshaupt oder Ambach Fremde vorüber kamen. Innerhalb 6 Wochen war ich da-

mals so ganz und gar verbauert, daß ich mich wunderte, wenn mich jemand „Sie“ nannte. — Jetzt kannst du dir hoffentlich denken, wie kollossal nett 's dort ist.

Vorigen Sonntag war ich mit Jeanette dort. Bis Seeshaupt zu Schiffe, natürlich 1. Klasse. Jeanette sprach hochdeutsch und war riesig stolz darauf. Sie „hatte an ihr weißes Kleid, in dem so hold mein süßer Schatz mir schien“. Woher das Zitat, alter Bibelheiduk? Na wart, später kriegst Du das ganze Gedicht. Bin noch nicht fertig. — Also bis Seeshaupt. Gottvoll da oben auf dem Verdeck, mit ein paar Engländern zusammen. Jeanette benahm sich vollendet wie eine kleine Prinzessin. Durchaus duldete sie nicht, daß ich ihr die Hand drückte.

In St. Heinrich erregte unser Kommen Sensation. Meinem alten Wirt stellte ich Jeanette als meine Frau vor. Der Gute sah unsere Hände an und lächelte.

„Trauringe versetzt!“ sagte ich.

„Woaß scho, woaß scho!“ grunzte er.

Mein Freund Sepp, der Knecht, von dem ich damals mähen und dreschen gelernt hatte, brüllte sein grandiosestes Lachen aus der Ecke.

„A grüß Gott Sepp!“ rief ich, „immer noch alleweil besoffen?“

Worauf er sehr treffend antwortete:

„I hoab die Ehr, den Herrn zu begrüßen.“

In dieser Umgebung legte Jeanette jede Spur von Hochdeutsch ab. —

Nachdem wir den ortsüblichen Kalbsbraten hinter uns hatten, schlugen wir uns in die Büsche, die dort liegen, wo der Weg nach Beuerberg führt.

— — — — — — — — — —

Es war sehr schön — — — — — — — — —
Jeanette im weißen Kleid zwischen dem fidelen Frühlingsgrün: superb! Wenn sie nicht anderweitig beschäftigt war,

aß sie Brombeeren, d. h. wir aßen sie zusammen. Sie steckte die Hälfte in den Mund und die andere Hälfte biß ich ab. Das ist eine alte, allen Verliebten erbeigentümliche Angewohnheit. Römer, Chinesen, Tungusen, Hebräer: alle machen's so. Ich bin überzeugt, daß es auch irgendwo in der Bibel vorkommt. Willst Du nicht so gut sein und mal nachseh'n? —

Als wir uns genug ausgestrolcht hatten, bummelten wir wieder zurück. (Es kann nicht verschwiegen werden, daß Jeanette allerlei blaue, rote und grüne Flecken an ihrem Kleide hatte. Da sie aber vom Fach ist betreffs der Fleckenbeseitigung, so hat dies wenig zu sagen.)

Auch sonst sahen wir etwas verwildert aus, so daß uns der hereindunkelnde Abend sehr willkommen war.

Folgendermaßen nahm sich unser Heimgang, d. h. der Gang zum Dampfschiffe nach Seeshaupt aus:

Sternsuchen.

Der Tag war schön, die Liebe war heiß
Im Heu, im Heu, auf dem Moos, auf dem Moos . . .
Nun ist die Nacht gekommen,
Das Dunkel still und groß.

Nun gehn wir beide Arm in Arm
Nach Hause, nach Haus, durch die Nacht, durch die Nacht.
Nun ist sie furchtsam geworden,
Die hell in die Sonne gelacht.

„Koa Licht, koa Haus, i fiercht' mi so!"
— Aber Maus! Aber Maus! Sei gescheit, sei gescheit!
Geh', mumm' Dich in meinen Mantel!
Mein Mantel ist warm und weit.

In *einem* Mantel nun beide versteckt,
So schreiten wir enge, so schreiten wir warm,

Da steigt herauf am Himmel
Der Sterne schimmernder Schwarm.

Jeanette sieht die Venus:
„Geh' sag', wie hoaßt d e r Stern?"
— Der Stern, Schatz, heißt Jeanette,
Den hab' ich sakrisch gern.

Jeanette guckt zum Himmel:
„I woaß jetz', was i tu.
I such' an recht'n wüasten,
Der wüaste der bist Du!"

Und sucht und sucht und find't nicht.
Geh', laß das Suchen sein,
Die goldenen Sterne am Himmel
Sind alle gleich schön und rein.

Doch wenn Du lange noch hinsiehst,
Werden alle vor Neid sie bleich,
Denn Deinen Augen ist keiner
An schimmernder Schöne gleich.

Nur Deine Sterne such' ich,
Die sind so licht und klar,
Weg'n meiner mag sich trollen
Die ganze Glitzerschar.

Das hat ihr wohl gefallen.
Bald war'n wir am Halteplatz.
Kein Mensch auf der ganzen Erde
Hat so einen herzigen Schatz!

Ich hoffe, daß Du geschmackvoll genug sein wirst, dies Gedicht nicht zu kritisieren. Mir hat's unsinnig viel Spaß gemacht.

Gehab' Dich wohl!
Dein Colline.

5.

Denke Dir, mein lieber, lustiger Theologe: Jeanette macht Verse! Ja, wirklich Verse, „Reimverse"! Eben kam Loni mit dem „Waschwag'l" an meinem Fenster vorbeirasaunt, Loni unsere Grußbotin, die nebenbei die „feine Wasch" ausfährt und sehr stolz ist, daß sich darunter sogar die Nachtjacken einer Gräfin und dito hochderselben Unterhosen befinden; und diese selbe Loni warf mir im Vorübersausen folgenden Jeanettengruß ins Fenster (genau in Jeanetten-Schreibung):

G s c h t a n z l

Un di' mag i' busseln
Un di' mag i' gehrn
Du bist mir der Liawer
Von all die scheene Herrn.

Du hast liawe Aigerln
Und gschmach bist fei recht
Und Du hast a guats Herzerl,
Aber an Schnurrbart hast fei net!

Na, guck mal die Bosheit an! Als Nachschrift: „Du hast mir a Versl verschproch'n a!" (Was übrigens die Rechtschreibung anbelangt, muß ich erklären, daß Jeanette auf meinen Wunsch so schreibt, wie sie spricht. Oh, sie kann Hochdeutsch sehr schön schreiben!)

Wenn Loni zurückkommt, werd' ich ihr folgendes „Versl" überreichen:

J e a n e t t e n s L i e d.

Keinen Leutnant will ich haben
Zum Herzallerliebsten mein,
Mein Liebster muß ein Studio,
Ein Studio muß es sein.

Ein'n Krauskopf muß er haben,
Eine rote Schmarre drein:
Mein Liebster muß ein Studio,
Ein Studio muß es sein.

Auf den Locken eine Mütze
Von dunkelrotem Schein,
Mein Liebster muß ein Studio,
Ein Studio muß es sein.

Brav trinken muß er können
Braun Bier und hellen Wein,
Mein Liebster muß ein Studio,
Ein Studio muß es sein.

Ein Schnurrbart muß ihm wehen
Von den roten Lippen sein,
Mein Liebster muß ein Studio,
Ein Studio muß es sein.

Der Schnurrbart in der letzten Strophe ist natürlich Tendenzpoesie. —

Aber ist es nicht herrlich, so ein lieb' Mädel zu haben? Donnerwetter, ich muß Dir sagen: es gibt nichts Besseres, und paß auf, Junge: wenn ich ein gutes Examen mache, so ist bloß Jeanette schuld daran. Sie macht mich lustig, lustig zu allen Dingen, sogar zu juristischen. Ja, ich bin förmlich fleißig, alter Schwartenschwenker! Ich arbeite! Und alleweil fidel dabei! Daher geht mir denn auch alles lustig ein. Dinge habe ich in letzter Zeit kapiert, sag' ich Dir, Dinge, von denen ich es nie für möglich gehalten hätte, daß ich sie je intus bekäme.

Weißt Du, darin liegt's, was auch schon stud. jur. Wildfang Goethe gesagt hat: Nicht bloß liebeln leis mit Augen, — Sondern fest uns anzusaugen — An geliebten Lippen. —



Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir: so ist's. Gott, wenn ich an die allerlei Schweinereien denke, mit denen sich so viele „akademische Bürger" herum und in den Sumpf quälen! Pfui Teufel!

Jetzt muß ich aber sehen, daß ich die Loni nicht verpasse.

Fidel bis zur Erschlaffung

Dein Colline.

— — — — — — — — — —

6.

Aus is! Aus is! Ach, Du mein Lieber, — „ja das Exmatrikulieren ist ein böses Ding, ja, ja!" Nicht vonwegen der Examina, die sind vorüber, und ich bin nun glücklich Referendarius mit 1,50 Pfg. Federgeld vierteljährlich. Aber das viele Schöne, Freie, von dem man Abschied nehmen muß.

Jeanette . . .! Mein lieber Marcel, es war ein derber Ruck, wie zwischen uns zweien das blutrote Liebesband zerriß. Dummer Ausdruck das. Aber mir ist's so. —

Sie hatte es lange vorher gemerkt, als der Tag kam. Nie sprach sie davon, aber ihre Zärtlichkeiten taten weh. Wir hatten uns auch versprochen, nicht darüber zu reden. Aber der Zufall störte uns. Eigentlich war er komisch, dieser Zufall.

Eines Abends sitzen wir beieinander, und Jeanette war ausgelassen wie ein Sperling; wir dachten wirklich gar nicht an diese verfluchte nächste Notwendigkeit. Da „klopp klopp klopp". „Herein!" Und es erscheint Herr Xaver Wambsgans, mein Schneidermeister, mit dem Examenfrack. Wie ein heiliges Kleinod trug er den verdammten schwarzen Leibrock und konnte sich's natürlich nicht verkneifen, Segenswünsche zu deklamieren, denn er ist stolz darauf, daß er die Bestimmung dieser Art Garderobe kennt. Kaum er 'raus, da purzeln ihr auch schon die Salzwasserkugeln über die Backen. „Aber Mauserl! Geh' laß das Heulen!" Aber sie

legte ihren Kopf an meine Brust und schluchzt und schluchzt, und es will gar nicht mehr aufhören, das Rinnen und Gießen. Ich stellte ihr vor, daß ich ja durchfallen könnte und daß der Frack kein Beweis sei und alles Mögliche noch.

„Naa, naa, mach koa' Sprüch. I geh'."

Und sie lief mir heulend davon.

Seit sie den Frack gesehen, war's aus. Keine Gemütlichkeit mehr. Immer lauerten Tränen. Wir waren ganz fidel manchmal, — da streifte ihr Blick den Kleiderschrank, wo das schwarze Aas hing, und: futsch ihre Heiterkeit: Schluchzen und Weinen.

Dann wieder, kurz vor dem Termin, Umschlag, Ruhe und denke Dir, womit sie mich am Tage vor dem Examen überraschte. Sie erschien mit einem Paket.

„Ja, was hast Du denn da?"

„I hab Dir Dei scheens Hemmad biegelt, dös mit Bleameln vorn, . . . für Dei Examen."

Mensch! Mensch! Da hätt' ich fast geheult . . . Das gute, gute, liebe Kind!

Welch eine Kanaille an Undankbarkeit müßte ich sein, könnte ich sie je vergessen. — Wie rührend war ihr Abschied. Fast kein Wort, aber in jedem Blick, in jedem Druck und Anschmiegen so viele stille, große Liebe. Dieser Ganzheit und Wahrheit gegenüber kam ich mir schlecht, lügenhaft, gemein vor.

Und doch wieder dieser starke Wirklichkeitssinn, dieser kräftige Tatsachenmut.

Sie zeigte ihn mir offenbar geflissentlich, die Liebe, Gute, damit mir ihr Schmerz nicht Trauer machen sollte.

„Pfüati God!"

Wie schön, dieses Abschiedswort. Auch ich sagte so, und unsere Augen tranken sich noch einmal. Oh diese großen, braunen Waschmadlaugen! Ich weiß, jeder Gedanke an sie

wird mich beglücken. Sammetweiche Fraulichkeit und kindliches Blicklauschen und der lebendige Flackerschalk Übermut.

Jeanette! Du Meine! Meine!

Ich kann Dir nicht sagen, wie mein Sehnen sich zu ihr hebt und mein Dank, Dank! Dank!

Ich bekomme übrigens keine Briefe von ihr und schreibe ihr keine. Nur, wenn wir heiraten, wollen wir's uns melden. So ward's beschlossen „unter unsrer Linde“.

Dein Colline.

7.

(Bruchstück.)

... Und nun noch eine Mitteilung: das Leitmotiv von früher, Jeanette klingt auf. Daß sie geheiratet, schrieb ich Dir wohl vor langem schon. Und nun denke, denke, gestern teilt mir die kleine Frau Stöpfle (Spezereiwarenladeninhabersgattin) das erste „kleine“ Ereignis mit. Und wie fidel sie's tut! Sie ist der lustige, liebe, gute, humorvolle Kerl von früher geblieben, offenbar. Sie schreibt auch, mir zu Liebe, im „Leheldialekt“: „Und woaſt, wia mir den Bub'n 'tauft ham? G'wiß moanst auf Dei Nama? Koan Schein! Viel scheenere Namen hat er: Pankratius Servatius. Woast, dös san d'Heilig'n vom 12. und 13. Mai. So recht g'nau hab' i 's nimmer g'wußt, war's am 13. oder am 12. Mai, daß wir uns zum ersten Mal g'sehn ham, drum hab' i eahm glei' alle zwoa Nama gehm, daß net g'fehlt is aa! Mei Alter hat freili a bißl g'schaugt.“

Dös glaab i aa! Pankratius Servatius Stöpfle!

Dein Colline.

Das Galgenlied
(In der kalten Hopserweis)

Die Nacht ist trüb und trostlos,
Die Nacht ist schaurig und stumm;
Wir seufzen und ringen die Hände
Und stolpern klagend herum.

Es spielt auf der Galgenwiese
Der gelbe Mondenglanz,
Dort knixen und hopsen die Geister
Im quirlenden Nebeltanz.

Feinsliebchen, wir wollen uns hängen,
So wie es der Liebe Brauch:
Und morgen Nacht, Feinsliebchen,
Da knixen und hopsen wir auch.

Nach Heinrich Heine

Liebesjubel

Ich ritzt' es gern in alle Rüben ein,
Ich stampft' es gern in jeden Pflasterstein,
Ich biß' es gern in jeden Apfel rot,
Ich strich' es gern auf jedes Butterbrot,
Auf Wand, Tisch, Boden, Fenster möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben!

Ich schör' es gern in jede Taxushecł',
Graviert' es gern in jedes Eßbesteck,
Ich sät' es gern als lecker grüne Saat
Ins Gartenbeet mit Kohlkopf und Salat,
In alle Marzipane möcht' ich's drücken
Und spicken gern in alle Hasenrücken
Und zuckerzäh auf alle Torten treiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben!

Ich möcht' mir ziehn ein junges Känguruh,
Bis daß es spräch' die Worte immerzu,
Zehn junge Kälbchen sollen froh sie brüllen,
Hell wiehern hundert buntgescheckte Füllen,
Trompeten eine Elephantenherde,
Ja, was nur kreucht und fleucht auf dieser Erde,
Das soll sie schmettern, pfeifen, quaken, bellen,
Bis daß es dröhnt in allen Trommelfellen
Mit einem Lärm, der gar nicht zu beschreiben:
Dein ist mein Herz, und soll es ewig bleiben!!!

Nach Wilhelm Müller.

Zwischen Feldern und Wäldern

Über Wunderwiesen ein Knabe sprang,
Rick rack, tickctackte sein Herz,
Seine Augen glitzfunkten so jauchzebang,
Rick rack, ticketackte sein Herz.
O Blühefelder,
So schön, so schön,
O Raunewälder,
So schön, so schön,
O du Braune, du selber,
So schön, so schön!
Rick rack, ticketackte sein Herz.

Hin tanzte der Knabe im Sauseschritt,
Rick rack, ticketackte sein Herz,
Nahm Rankebuntwinden und Ricknelken mit,
Rick rack, ticketackte sein Herz.
Durch Blühefelder
Zu dir zieht's mich hin,
Durch Raunewälder
Zu dir zieht's mich hin,

O du Braune, du selber,
Zu d i r zieht's mich hin!
Rick rack, tickctackte sein Herz.

Zwischen Feldern und Wäldern die Rieke stand —
Rick rack, ticketack, schau, schau!
Hielt über die Augen die Guckeguckhand,
Rick, rack — so'ne kleine süße Frau!
„Durch Blühefelder,
Da kommt er jetzt her,
Durch Raunewälder,
Da kommt er jetzt her —
Und da kommt er schon selber, und da kommt
er schon her . . . .
Rick rack, ticketack, schau, schau!"

Nach Otto Julius Bierbaum.

Die Attacke

Bä b ä bäbä b ä h
Tä t ä tätä t ä h —
Klingt es nicht, als ob Trompeten
Zur Attacke tätterätähten?

Nein, die junge Schäferin
Gertet ihre Schafe hin;
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben —
Keines ist zurückgeblieben.
Rackerchen du!
Und zur Ruh'
Setzt sie sich nieder
Auf den Stein,
Lüftet das Mieder,
Und richtet sich ein,

Mitten unter den lieben Schafen
Halb zu träumen und halb zu schlafen.

Bäh bä bäbä bäh —
Täh tä tätä täh . . .

Aber da bummelt schon her der Junker,
Am Sturmhut die Klunker,
Mit flottem Geflunker,
Er hat erspäht,
Wo ein Röckchen weht,
Und denkt sich: Blitz —
Das gibt 'n Witz!
Das liebe Mädchen,
Schon eingenickt,
Erschrickt,
Aber nicht sehr:
Und er
Ist schon über sie her
Wie eine Bracke —
Bä bä bäbabäh,
Tä tä tätätäh,
Marsch, marsch, zur Attacke!
Pianpiano, fortforte,
Und ganz ohne Worte.

Ich kann nicht sagen, was weiter geschah,
Doch die Schafe bäbähten: Viktoria!

Nach Detlev Frhr. v. Liliencron.

Sommermädchenküssetauschelächelbeichte

An der Murmelrieselplauderplätscherquelle
Saß ich sehnsuchtstränentröpfeltrauerbang:

Trat herzu ein Augenblinzeljunggeselle
In verweg'nem Hüfteschwingeschlendergang,
Zog mit Schäferehrfurchtsbittegrußverbeugung
Seinen Federbaumelriesenkrempenhut —
Gleich verspürt' ich Liebeszauberkeimeneigung,
War ihm zitterjubelschauderherzensgut!

Nahm er Platz mit Spitzbubglücketückekichern,
Schlang um mich den Eisenklammermuskelarm:
Vor dem Griff, dem grausegruselsiegesichern,
Wurde mir so zappelseligsiedewarm!
Und er rief: „Mein Zuckerschnuckelputzelkindchen,
Welch ein Schmiegeschmatzeschwelgehochgenuß!“
Gab mir auf mein Schmachteschmollerosenmündchen
Einen Schnurrbartstachelkitzelkosekuß.

Da durchfuhr mich Wonneloderflackerfeuer —
Ach, das war so überwinderwundervoll . .
Küßt' ich selbst das Stachelkitzelungeheuer,
Sommersonnenrauschverwirrungsrasetoll!
Schilt nicht, Hüftelkeifewackeltrampeltante,
Wenn dein Nichtchen jetzt nicht knickeknirschekniet,
Denn der Plauderplätscherquellenunbekannte
Küßte wirklich wetterbombenexquisit!!

Nach O. J. Bierbaum und anderen Wortkopplern.

Bolidische Gedangen

zu babier gebrachd fon mier selbs, Josef Filser, keniglicher Abeorneter und barlamendarrischer Fertretter des Wallgreis Mingharting und forgelehgt dem hochwierningen Hern Domgabidular Dobias Angerer in Zillhofen zur Briefung.

Über die Kunzt

Indem das Minchen eine Kunztschtadt ist haben mier oft im barlamend die Forlahge gehabt, was eine Kunzt ist hoder was keine Kunzt nicht ist.

Die Mahlerei ist schohn eine Kunzt, haber plos bis zun Nahbl. Unterm Nahbl ist es eine Sauerei, indem es dort geschlächtlich ist. Der biderne Ögonohm schähmt sich bereiz im Hämd, wodurch mir ins in der Unterhohsen ins Bett lehgen.

Und bald ich meine kristgadollische Ehefrau anschauge ist es mir fiel liber bald sie mer anhat als wie wehniger, hobwol es beim ferheirateden Zuschtand keine Unkeischheid nichd gibt sontern es ist gesezlich.

Haber mar kahn sein Schamgefiehl nichd einmahl bei der Ehe unterdriken, sondern man drahd sich um, bald man heraus muhs. Disses ist eingewurtselt und in der Nadur forhanden. Die Mahler haben kein Schahmgefül nichd, sontern sie mahlen die Weisbielder gans nakert wie die Kü auf der Wihsen. Indem mahn in Minchen auf der Schtrase get und dengt an nichz schtet mahn auf einmahl for einem Fensder wo disse liderlingen Geschäbfe aufgemahlen sind und häben die Hend in die Höh und schtreken iere ferbotenen Kerperdeil hinaus. Disses ist ser schedlich.

Es kohmt auf dem Lahnde for, das die Weisbilder nichd

forsichtig siend, bald sie zum beischpil auf eine Leihter schteigen, haber da bfeist der Ögonohm und sie ferstehen disses Signahl und halden die Rök zu. Haber for dissen Fensder hilft es nichz, bald man bfeist und muhs man dissen Anbliek aushalden.

Einmahl bin ich in der biehnakertäg gewehsen. Disses ist eine Anschtalt fier alte Bielder zum aufheben, haber bfui Deifel!

Ich habe den Minisder Wähner gefrahgt, ob disses mit seiner Erlauhbnis sich begiebt und er had gesahgt, ich sohl um Gothes wielen im Barlamend keine Rehde dafon machen sonzt ist es eine Blamaschi, indem disse bielder beriehmde Kunztwerge siend.

Ich habe nichz gesahgt, indem auch der Bresadent Orderer zu mier gekohmen ist und mier ferbotten hat, das ich keinen Schbetakel darieber mache, haber ich habe gedänkt, fier was missen mir neie bielder ferabscheien, bald die alden noch schlächter sind?

In Mingharting ist es forgekohmen das eine Schtahlmagd ieber den Zaun ist geschtiegen und ist der Rok hengen bliben, das man ferschidenes bemergt had, wo sonzt nichd zum bemergen ist. Die lädigen Purschen haben gelacht, haber die ferheirathen Mähner haben weg geschaugt.

In der bienakertäg sind fiele solchene bielder, aber kein Mentsch schaugt weg, sontern sogahr die Weibsbielder bleiben dafor schtehen und halden sich briehlen for die Augen, das sie es gans genau sehgen. Ein brofesser had zu mier gesagt in der Kunzt macht es nichz. Disses kahn ich nichd klauben. Fier was ist es unkeisch bald es ein wierkliches Fleusch ist? Und fier was ist es schöhn, bald es ein gemahlenes Fleusch ist?

Disses ist selzam. Indem ich klaube, das es mit der Öhlfarb keinen Unterschied machd.

Was ich zudehke, lahse ich von mier nichd mahlen, und lehge mich mit der Unterhohsen ins bedd.

Disses ist mein kristlicher Schtandbunkt.

Über die Schtehlung bayerns zum Auslahnd

Eigenlich begient das Auslahnd ieber der Dohnau, indem die brosinz Franken kohmt. Aber durch die bolidik begient es weiter drohben beim Main.

Disses heist Breißen wo ich nichd wahr und auch nichd hingehe, aber fieles geläsen habe und nichz schenes.

Das Kenigreich Breißen ist ein ahrmes Land und nehren sich fon Kahrdofeln indem sonzt nichz waxt. Durch disses sind die Leite ser begiehrig und wohlen iemer ein Lahnd, wo Gäld forhanden ist und ein guter Fiehschtand und Getreihde. Disses Land heist Bayern und ist inser Faderland.

Dadurch wiesen mir, das mir Ohbacht gehben miessen und ist inserne auswertige bolidik, das mir ins nichz nähmen lahsen. Die Breißen sind ser schlauh und kehnen sich gut ferstehlen, haber mir sind auch schlauh und mergen ahles.

Inser Erbfeund ist das Kenigreich Breißen, hobwol mier scheinbahr mit einahnder Freind sind seit dem Jare siebsich, wo mir bayern ienen gehohlfen hawen.

Schpäter hawen mir leuder die Bickelhaubn eingefiehrt, damit das man ins ferwexeln sohl. Disses hat der Bißmarch gemacht, und auch hat er das deitsche Reich gemacht, damit das mir die Schuhlden zallen, wo die Breißen haben.

Disses ist leuder ser fiel und schpürt man es schtark, indem die Schteiern waxen.

Schpäter haben sie das Waperlgesez gemacht, wodurch mier ahle Wochen fier die Dienztboden Waperln zallen missen. Disses Gäld wahndert auch nach Breißen.

Mir selbs haben noch keins dafon gesehgen, und mir sehgen es auch nie mer, indem die Breißen nichz hergehben, was sie krigen.

Es kohmen iemer mer Breißen zu ins. Sie kohmen scheinbahr, als wen sie was lehrnen wohlen bei ins oder zum Fergniegen. Haber mir miessen Ohbacht gehben, das sie nichd dableihben.

Die bflichd der bayrischen barlamendarier ist es, das sie den Minisdern disse schleuchende Gefar beweisen und bald wider einer kohmt, mus man Schpetakel machen.

Den disses ist leicht zum bekreifen, das wo mahn plos Kahrdofel hat, wiel man was andernes. Sie fersuchen es, indem sie ins schmeigeln, damit das mir zutrauhlich werden, haber wen der bayrische Löhwe seine Zehne bleckt und zum Knuhren anfangt, ziehgen sie geschwiend die hende weg, womit sie ien gestreigelt haben. Im forigen Jar haben sie es brobiert, das mir die gleichen Brifmargen haben sohlen als wie sie haben. bald mir disses nichd geschbannt häten, wäre wider ein Unterschid ferschwunden und sie häten noch mer Gäld fon ins genohmen. Aber mir haben es geschpant und sind nichd so thum und auch die Eusenban gehben mir ienen nichd.

Mir missen ser forsichtig sein und disses ist nichd schwer, weil mahn die Breißen gleich kehnt. Sie rehden ser schnehl mit einer Schprache, wo kein Mentsch ferstet und bald sie ins nachmachen wohlen, mus mahn plos lachen.

Jeberhaupts sind die breißen keine angenämen Mentschen nichd, indem sie klauben, das sie fierchterlich gescheid sind.

Bald mahn einen Breißen hört, had er die ganse Fozzen fohl lauder Wohrte und schbeibt sie auf einmahl aus wie Zweschgenkern und es get nichd nacheinahnder, sontern ahles auf einmahl. Es bräsiert fier einen Jäden, das er ahles sagt, indem wen noch ein Breiße dabei ist, disser plos wahrtet,

das seinen Lanzmahn die Lufd ausget, das er darahn kohmt und dan lahst er nichd mer aus, sontern schbeibt auch seine Wohrte hin, das sie burtselbeim schlahgen.

Jäder had jez einen Schnuhrbahrt das er sich bereiz die Auhgen ausschtischt, indem seine Auhgen aus dem Kopf hengen und Bazelauhgen sind.

Jere Köbf sind geschwohlen und disses kohmt fon lauder Kahrdofelesen.

Disses ist war, indem ich es weis, dadurch das so fiele Breißen in Minchen sich befiendlich sind.

Die brofesser auf der Unifersatet sind meischtens Breißen und muhs disses Unglik abgeschaft werden.

Die Breißen sind auch ludderische. Wodurch mahn ahles weis und nichz mer zum sahgen ist.

Die lieberahlen sind eine breißische Erfiendung und schtet auch iemer in die lieberahlen Zeidungen, das mir eihnig sind.

Disses ist ein Schwiendel, indem breißen inser Erbfeund ist und sie bassen auf, hob' sie ins nichd ferschlingen kehnen. Aber der bayrische Löhwe schtet auf der Wacht und lahst sich fon keinem Raubfogel nichd ferschluggen, bald er auch sein Mäu noch so weiht aufreisen kahn. Disses mus mahn sich mergen. Disses hawe ich ersohnen und zum Babier gebracht und jez sahge ich lebe woll.

Ich mus es beschlüssen, indem ich nichz mer weis.

fon Jozef Filser,
kenigl. Abgeorneter in Ruheschtand.

Der Kohlenwagen

Ein großes, schwer beladenes Kohlenfuhrwerk fuhr auf dem Trammaygeleise, als eben ein Wagen der elektrischen Straßenbahn daherkam.

Der Kutscher des Kohlenfuhrwerks sagte: „Wüst, ahö, wüst“ und fuhr so langsam aus dem Geleise, als wäre die elektrische Bahn nur eine Straßenwalze.

Er bewerkstelligte auch, daß er gerade noch mit dem hinteren Rade an den Wagen stieß. Das Rad brach und der Kohlenwagen senkte sich krachend mitten in das Geleise.

„Du Rammel, du g'scherter, kannst net nausfahren?“ schrie der Kondukteur.

„Jetzt nimma, du Rindviech!“ antwortete der Kutscher. Und er hatte ganz recht, denn eine Kohlenfracht kann man nicht auf drei Rädern wegbringen.

Der Kondukteur legte dem Fuhrmann noch einige Fragen vor. Ob er glaube, daß er das nächstemal aufpassen wolle; ob er vielleicht *nicht* aufpassen wolle, und ob noch ein solcher dummer Kerl Fuhrmann sei.

Dies alles brachte den Kutscher nicht aus seiner Ruhe.

Er stieg ab und stellte fest, daß das Rad vollständig kaput sei. Und da er infolge dieser Tatsache die Meinung gewann, daß sein Aufenthalt von längerer Dauer sein werde, zog er die Tabakspfeife aus der Tasche und begann zu rauchen.

Erst jetzt faßte er den Kondukteur näher ins Auge, und als er ihn genug besichtigt hatte, erklärte er dem sich ansammelnden Publikum, daß er *nicht* aufpasse, weder auf die Tramway, noch auf den Kondukteur.

Und dann lud er die Aktiengesellschaft, sowie deren sämtliche Bedienstete zu einer intimen Würdigung seiner Rückseite ein.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Schutzmann durch die Menge und stellte sich vor den Wagen hin.

„Was gibt's da? Was ist hier los?“ fragte er.

„A hinters Radl is los,“ sagte der Kutscher.

„So? Das wer'n wir gleich haben,“ erwiderte der

Schutzmann, und ich glaubte, daß er ein Mittel angeben wolle, wie man umgestürzten Wägen am schnellsten auf die Räder hilft.

Der Schutzmann zog ein dickes Buch aus der Brusttasche, öffnete es und nahm einen Bleistift heraus, der an dem Deckel steckte.

Während er ihn spitzte, kam wieder ein elektrischer Wagen angefahren. Der Lenker desselben machte großen Lärm, als er nicht vorwärts konnte, und der Schaffner blies heftig in sein silbernes Pfeifchen.

„Was ist denn das für ein unverschämtes Gepfeife? Wollen S' vielleicht aufhören zu pfeifen?“ fragte der Schutzmann und blickte den Schaffner durchdringend an, während er den Bleistift mit der Zunge naß machte.

„So,“ sagte er dann, indem er sich wieder zu dem Kutscher wandte, „jetzt sagen Sie mir, wie Sie heißen tun.“

„Matthias Küchelbacher.“

„Mat—thi—as Kü—chel—bacher. Wo tun Sie geboren sein?“

„Han?“

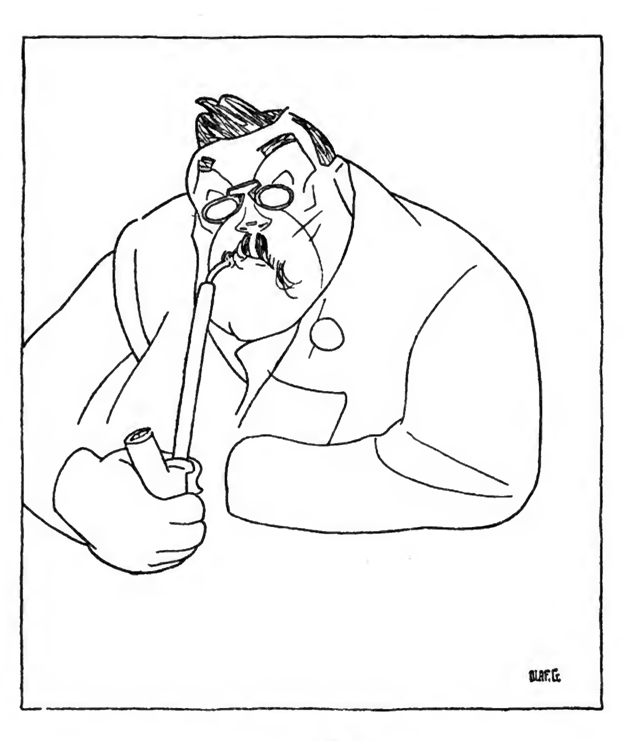
„Wo Sie geboren sein tun?“

„Z' Lauterbach.“

„So? In Lau—ter—bach. Glauben S' vielleicht, es gibt bloß *ein* Lauterbach? Wollen S' vielleicht sagen, wo das Höft ist? Tun S' ein bissel genauer sein, Sie!“

Inzwischen hatte sich die Menge, welche den Wagen umstand, immer mehr vergrößert.

Ein Herr in der vordersten Reihe untersuchte mit sachverständiger Miene den Schaden. Er bückte sich und sah den Wagen von unten an; dann ging er vor und faßte die lange Seite scharf ins Auge, und dann bückte er sich wieder und klopfte mit seinem Stocke auf die drei ganzen Räder. Und dann sagte er, es sei bloß eines kaput, und wenn es wieder ganz wäre, könne man sofort wegfahren.



Ludwig Thoma

Die Umstehenden gaben ihm Recht. Ein Arbeiter sagte, man müsse versuchen, ob man den Wagen nicht wegschieben könne. Er spuckte in die Hände und stellte sich an das hintere Ende des Wagens. Dann sagte er: „öh ruck! öh ruck!" und schüttelte den Wagen, und spuckte immer wieder in seine Hände, bis ihn die Schutzleute zurücktrieben. Diese entwickelten jetzt eine große Tätigkeit. Sie gaben acht, daß die Zuschauer sich anständig benahmen und in einer geraden Linie standen. Das war nicht leicht. Wenn sie oben fertig waren, drängten unten die Neugierigen wieder vor und deshalb liefen sie hin und her und wurden ganz atemlos dabei.

Noch dazu mußten sie acht geben, daß jeder Schutzmann, der hinzukam, seinen Platz erhielt; wenn ein Vorgesetzter erschien, mußten sie ihm alles erzählen, und wenn ein neuer Trammaywagen daherfuhr, mußten sie dem Kondukteur einschärfen, daß er nicht durch die anderen Wägen durchfahren dürfe.

Ich weiß nicht, wie die Sache ausgegangen ist, weil ich nach zwei Stunden zum Abendessen gehen mußte. Aber ich las am nächsten Tage mit Befriedigung in den Blättern, daß der Polizeidirektor, der Minister des Innern und unsere zwei Bürgermeister am Platze erschienen waren.

Der Krieg

Der Krieg (bellum) ist jener Zustand, in welchem zwei oder mehrere Völker es gegeneinander probieren. Man kennt ihn schon seit den ältesten Zeiten, und weil er so oft in der Bibel vorkommt, heißt man ihn heilig.

Im alten Rom wurde der Tempel geschlossen, wenn es anging, weil der Gott Janus vielleicht nichts davon wissen wollte.

Das ist aber ein lächerlicher Aberglaube und durch das Christentum abgeschafft, welches die Kirchen deswegen nicht schließt.

Es gibt Religionskriege, Eroberungskriege, Existenzkriege, Nationalkriege usw.

Wenn ein Volk verliert, und es geht dann von vorne an, heißt man es einen Rachekrieg.

Am häufigsten waren früher die Religionskriege, weil damals die Menschen wollten, daß alle Leute Gott gleich lieb haben sollten, und sich deswegen totschlugen. In der jetzigen Zeit gibt es mehr Handelskriege, weil die Welt jetzt nicht mehr so ideal ist.

Wenn es im Altertum einen Krieg gab, zerkriegten sich auch die Götter. Die einen halfen den einen, und die andern halfen den andern. Man sieht das schon im Homer.

Die Götter setzten sich auf die Hügel und schauten zu. Wenn sie dann zornig wurden, hauten sie sich auf die Köpfe.

Das heißt, die Alten glaubten das. Man muß darüber lachen, weil es so kindlich ist, daß es verschiedene Gottheiten gibt, welche sich zerkriegen.

Heute glauben die Menschen nur an einen Gott, und wenn es angeht, beten sie, daß er ihnen hilft.

Auf beiden Seiten sagen die Priester, daß er zu ihnen steht, welches aber nicht möglich ist, weil es doch zwei sind.

Man sieht es erst hinterdrein. Wer verliert, sagt dann, daß er bloß geprüft worden ist. Wenn der Krieg angegangen ist, spielt die Musik. Die Menschen singen dann auf der Straße und weinen.

Man heißt dies die Nationalhymne.

Bei jedem Volk schaut dann der König zum Fenster heraus, wodurch die Begeisterung noch größer wird. Dann geht es los. Es beginnt der eigentliche Teil des Krieges, welchen man Schlacht heißt.

Sie fängt mit einem Gebet an, dann wird geschossen,

und es werden die Leute umgebracht. Wenn es vorbei ist, reitet der König herum und schaut, wie viele tot sind.

Alle sagen, daß es traurig ist, daß so etwas sein muß. Aber die, welche gesund bleiben, trösten sich, weil es doch der schönste Tod ist.

Nach der Schlacht werden wieder fromme Lieder gesungen, was schon öfter gemalt worden ist. Die Gefallenen werden in Massengräber gelegt, wo sie ruhen, bis die Professoren sie ausgraben lassen.

Dann kommen ihre Uniformen in ein Museum; meistens sind aber nur mehr die Knöpfe übrig. Die Gegend, wo die Menschen umgebracht worden sind, heißt man das Feld der Ehre.

Wenn es genug ist, ziehen die Sieger heim; überall ist eine große Freude, daß der Krieg vorbei ist, und alle Menschen gehen in die Kirche, um Gott dafür zu danken.

Wenn einer denkt, daß es noch gescheiter gewesen wäre, wenn man gar nicht angefangen hätte, so ist er ein Sozialdemokrat und wird eingesperrt.

Dann kommt der Friede, in welchem der Mensch verkümmert, wie Schiller sagt. Besonders verkümmern die Invaliden, weil sie kein Geld kriegen und nichts verdienen können.

Manche erhalten eine Drehorgel, mit der sie patriotische Lieder spielen, welche die Jugend begeistern, daß sie auch einmal recht fest zuhauen, wenn es losgeht.

Alle, welche im Krieg waren, bekommen runde Medaillen, welche klirren, wenn die Inhaber damit spazieren gehen. Viele kriegen auch den Rheumatismus und werden dann Pedelle am Gymnasium, wie der unsrige.

So hat auch der Krieg sein Gutes und befruchtet alles.

Die Kompagniebrille

Der Musketier Müller der dritten Kompagnie war infolge seiner selten schönen Handschrift als Schreiber zum Generalkommando kommandiert worden. Das war eine große Ehre, eine hohe Auszeichnung nicht nur für den Musketier Müller, sondern für das Regiment im allgemeinen und für die Kompagnie im ganz besonderen. Vor allen Dingen aber war es für die Kompagnie eine große Freude, den Müller los zu werden, denn Müller war das, was man einen „krummen Hund" nennt: Er war von untadelhafter Führung, nie bestraft, aber immer krumm, er ruinierte die Front, bei dem Parademarsch hatte er nie Tritt, und bei den Besichtigungen fiel er entweder auf oder er fiel um. Sein größter Fehler aber bestand darin, daß er ein Schlumpschütze mit Eichenlaub zum Halse heraus war — er schoß wie eine gesengte Sau und bei dem letzten Prüfungsschießen hatte er allen Ermahnungen und Bitten seiner Vorgesetzten zum Trotz mit fünf Schuß auch nicht einen einzigen Ring erzielt — er hatte so fürchterlich vorbeigeknallt, daß die Geschosse nach dem Ausspruch seines Feldwebels Lademann auch heute noch ziel- und planlos durch das Weltall fliegen in der stillen Hoffnung, vielleicht doch noch einmal der Scheibe zu begegnen, die sie hatten treffen sollen.

Der Hauptmann war froh und glücklich, den Müller los zu werden — schon am übernächsten Tag sollte der seine Reise antreten, und so besprach der Häuptling denn jetzt das hierzu Erforderliche mit seinem Feldwebel. Lademann hörte aufmerksam zu, machte sich seine Notizen und sagte dann schließlich: „Bevor wir den Müller auf Kommando schicken, muß er zuerst fertig geschossen haben, er ist noch sehr weit zurück, er hat noch fünf Bedingungen zu erfüllen."

Der Hauptmann stöhnte laut auf, ihm taten die schönen Patronen leid, die da wieder unnötig verpulvert würden,

aber es half nichts. Er ließ sich den Müller rufen und kündigte ihm an, daß er heute nachmittag nicht nur schießen, sondern unter allen Umständen sich herausschießen müsse.

Müller nahm diese Schreckensnachricht verhältnismäßig gefaßt entgegen, und nicht ohne Grund: er war kurzsichtig, er schoß auf abgekürzten Entfernungen mit einer Brille, diese Brille aber war kaput, und ohne Brille konnte er nicht schießen.

„Was fällt Ihnen ein, Ihre Brille kaput zu machen — drei Tage Arrest," schalt der Vorgesetzte, aber die Strafe konnte nicht aufrecht erhalten werden, denn Müller mußte reisen, und sein Hauptmann wollte ihn je eher, je lieber los sein.

„Feldwebel, was machen wir nur?" erkundigte sich der Vorgesetzte, „ehe wir bei dem Lazarett eine neue Brille beantragen, ehe diese ausgeliefert wird und an die Kompagnie gelangt, vergehen wenigstens vierzehn Tage."

Doch der Feldwebel wußte Rat: „Ich habe auf dem Bureau eine Brille liegen, die im vorigen Jahr ein Einjähriger dort vergessen hat — ich habe sie aufbewahrt, weil ich dachte, sie könnte der Kompagnie noch einmal gute Dienste leisten — Müller kann ja mit der Brille schießen."

Das leuchtete dem Hauptmann ein, so wurde denn für den Nachmittag der Dienst bestimmt. Um zwei Uhr sollte der erste Schuß fallen, und demgemäß marschierten um halb eins die Scheibenarbeiter ab, um ein Uhr führte ein Unteroffizier den Musketier Müller nach dem Scheibenstand hinaus, und fünf Minuten vor Zwei erschien der Herr Feldwebel dort, der selbst die Aufsicht führte.

„Ich bitte mir aus, Müller, daß Sie heute etwas treffen," ermahnte der Feldwebel den Schützen, „ich verstehe in der Hinsicht keinen Spaß; also zielen Sie ordentlich und vor allen Dingen: Brille auf."

Müller tat, wie er sollte, dann aber wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Herr Feldwebel, ich kann nichts sehen, es flimmert alles, die Gläser sind mir viel zu scharf."

„Reden Sie keinen Kohl, und vor allen Dingen, Müller, reden Sie überhaupt nicht, wenn Sie nicht gefragt sind. Das sage ich Ihnen, und wenn Sie nicht an meine Worte denken, dann wird Ihres Bleibens bei dem Generalkommando nicht lange sein, denn Sie sind dorthin als Schreiber, nicht aber als Schwätzer kommandiert. Und was die Brille anbelangt, die paßt, die hat noch allen Augen gepaßt. Glau-Sie etwa, daß Sie der Erste sind, dem ich die Kompagniebrille auf die Nase setze? Es haben schon ganz andere Leute damit geschossen, und nun bitte los. Haben Sie die Güte, Herr Müller, und schießen Sie."

Herr Müller hatte die Güte und schoß.

„Nanu," sagte der Feldwebel, „die Leute ziehen die Scheibe ja gar nicht herein, die faulen Brüder schlafen natürlich wieder, wir wollen ihnen jetzt ein Zeichen geben, daß ein Schuß gefallen ist, nachher werde ich ihnen grob."

Das Zeichen mit der Flagge wurde gegeben, dann kam die Antwort: der Schuß war gar nicht heruntergekommen, er war unterwegs in die Erde gegangen.

„Schießt der Mann mit der Kompagniebrille wahrhaftig auf fünfzig Schritt in den Dreck," schalt der Feldwebel. „Bekanntlich unterscheidet sich der Mensch von einem Tier dadurch, daß er sich bei allem, was er tut, etwas denkt. Bitte, erzählen Sie mir mal unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was Sie sich bei der Schießerei eigentlich gedacht haben."

Es herrschte eine tiefe, erwartungsvolle Stille, aber Müller antwortete nicht.

„Sie scheinen mir nicht nur körperlich, sondern auch geistig defekt zu sein," fuhr der Feldwebel fort, „andererseits

sehe ich es aber ein, daß Sie nicht sagen können, was Sie sich gedacht haben, wenn Sie es selbst nicht wissen. Schießen Sie weiter, um sieben Uhr fängt es an dunkel zu werden, wir haben nicht mehr ganz fünf Stunden Zeit, und so lange werden Sie wohl gebrauchen, bis Sie sich herausgeschossen haben. Sie sollen fünf Bedingungen erfüllen, ein guter Schütze braucht dazu fünfundzwanzig Patronen." Er wandte sich an den Schießunteroffizier: „Wieviel Patronen haben wir hier?"

„Zweihundert, Herr Feldwebel."

„Na, das wird hoffentlich langen. Müller, haben Sie überhaupt schon jemals darüber nachgedacht, daß jeder Schuß, den Sie vorbeisenden, den Steuerzahlern ungefähr fünfzehn Pfennige kostet? Da wird im Reichstag immer gejammert und geflucht, daß das Militär soviel Geld kostet! Wer ist daran schuld? Sie ganz alleine, Müller, merken Sie sich das, und nun weiter!"

Der zweite Schuß wurde in die Welt geschickt, und das Geschoß schlug dicht neben dem rechten Scheibenstand in den Sand ein.

„Das war schon etwas besser," lobte der Feldwebel, „stellen Sie sich zwei Schritte mehr nach links und halten Sie geradeaus. Wenn Sie dieses Mal mehr Glück als Verstand haben, treffen Sie etwas, dann m ü s s e n Sie sogar etwas treffen."

Aber diese Logik erwies sich als falsch — der Schuß ging wieder vorbei.

Und nach einer weiteren halben Stunde hatte Müller mit achtundzwanzig Schuß die Scheibe noch nicht beschädigt.

„So geht das nicht," schalt der Feldwebel, „Sie müssen übermorgen zum Generalkommando abreisen, und ich habe mich heute abend um acht Uhr zum Skat verabredet, bis dahin müssen wir fertig sein. Gehen Sie so nahe an die Scheibe heran, bis Sie etwas sehen können — ich will ein



Auge zudrücken und gar nicht wissen, wie nahe Sie an das Scheunentor heranlaufen."

Müller setzte sich in Bewegung und machte endlich Halt.

„Ich glaube, wenn Sie den Arm ausstrecken, können Sie die Patrone mit der Hand in die Scheibe hineinstecken," meinte der Feldwebel, „das ist ja aber leider nicht erlaubt. Versuchen Sie also das Geschoß mittels des Gewehres in die Scheibe zu befördern."

Und der Versuch gelang glänzend — vorbei. Die Geschosse schlugen rechts und links, oben, unten, vor der Scheibe in den Sand.

Der Feldwebel wurde wütend, seine Geduld ging zum Teufel.

„Wissen Sie, was Sie sind, Müller? Ein ganz infamer Lümmel, der es nicht wert ist, daß ein Mensch seinetwegen das Pulver und ein Gewehr erfunden hat. Ein Kümmeltürke sind Sie, verstanden?"

Und ingrimmig nahm er dem Türken den Helm vom Kopf und stülpte ihm das Ding dann wieder derartig auf den Schädel, daß Herrn Müller die Augen übergingen, und daß ihm die Brille von der Nase fiel. Als er sich bückte, bekam er noch einen kleinen Rippenstoß — er flog etwas nach vorn und trat die Kompagniebrille in tausend Scherben.

„So ist's recht," schalt der Feldwebel, „nicht nur, daß der Mensch keine Ahnung vom Schießen hat, nun ruiniert der Lümmel auch noch königliche Utensilien, denn die Kompagniebrille ist königliches Eigentum, und daß sie nicht K. U. gestempelt ist, liegt daran, daß das Glas den Stempel ebensowenig aushält wie einen Tritt Ihrer Riesenfüße. Drei Tage wären Ihnen sicher, wenn das Generalkommando Sie nicht erwartete, und auf die hohe Behörde müssen wir ja leider Rücksicht nehmen. Wie Sie jetzt ohne die Brille überhaupt schießen wollen, ist mir ein Rätsel, aber Sie müssen nicht nur schießen, Sie müssen sich sogar herausschießen."

Und Müller s c h o ß sich heraus.

Als der Herr Hauptmann diese Wundermär hörte, fragte er den Feldwebel: „Wie hat der Müller das nur angefangen?“

Die Mutter der Kompagnie zuckte mit den Achseln: „Ich will den Müller natürlich nicht verdächtigen, Herr Hauptmann, aber wenn einer auf fünfzig Meter mit der Brille nichts sehen kann und auf diese Entfernung plötzlich ohne Brille glänzend sieht, dann geht das nicht mit rechten Dingen zu, und deshalb meine ich, ohne den Müller verdächtigen zu wollen, daß er ein Simulant war und sich nur kurzsichtig stellte, damit er aus der Front herauskäme.“

Der Hauptmann versank in tiefes Nachdenken und faßte dann alles, was er auf dem Herzen hatte, zusammen in die Worte: „So'n Lümmel!“

Denn auf den Gedanken, daß ein Kurzsichtiger auf nahe Entfernungen ohne Glas besser sieht als mit einer Brille, die für Weitsichtige konstruiert ist, kam der Vorgesetzte gar nicht — dank der Weisheit, die in ihm wohnte.

Die Dame und das Grammophon

Einmal in der Sommerfrische
Stand auf einem Gasthaustische
Schön poliert ein Grammophon,
Dieses hatte Menschenton.

Prächtig schrie sein Blechzylinder.
Solches lockt zuerst die Kinder,
Doch auch Damen ist Geschrei
Nicht so gänzlich einerlei.

Manche stand mit langem Halse
An dem Trichter und der Walze,
Denn nicht jeder sieht gleich, wie
Vor sich geht die Melodie.

Keiner glaubt von diesem Dinge,
Daß es Stimmen fertig bringe,
Niemand gar vermutet hätt'
In dem Dinge ein Quartett.

Ist 'ne Nummer abgelaufen,
Darf man sich 'ne andere kaufen.
Und weil es die Walze kann,
Kommt auch ein Tenor daran.

Der Tenor brüllt aus dem Trichter,
Und verzückt sind die Gesichter.
Manche Dam' hätt's gern heraus,
Wie sieht der Tenor wohl aus.

Und mein Gott, wer hätt's erwartet!
Schicksale sind abgekartet,
Eine Dame — das kommt vor —
Wird besessen vom Tenor.

Ach er singt so unverfroren
Sich ins Herz ihr und die Ohren.
Aus der Walze, die sich schiebt,
Singt ein Mann, den's nicht mehr gibt.

Ihn, der einst hineingeschrieen,
Möcht die Dame an sich ziehen;
Und die Dam', mit einem Wort,
Geht nicht mehr vom Trichter fort.

Ach, total tut sie erwarmen,
Möcht den Trichter fest umarmen,
Endlich kauft sie's Grammophon,
Hätt sie nur was mehr davon!

Aber ich darf's nicht verhehlen.
Sie tat nur die Nachbarn quälen;
Kaum kam der Tenor ins Haus,
Stirbt ein jedes Stockwerk aus.

Und auch sie wär drán gestorben,
Wär's Gehör nicht erst verdorben.
Jetzt ihr's nicht mehr schaden kann,
Denn sie wurde taub daran.

Doch weil sie nicht blind, die Tauben,
Schraubt sie weiter an den Schrauben,
Schont auch gar nicht den Tenor,
Bis er seine Stimm verlor.

Wenn sich auch die Walzen drehen,
Kein Tenor tut mehr entstehen;
Denn das Grammophon, das hat
Endlich mal die Sache satt.

Nur die Dam' ist noch vorhanden,
Und nach Jahren noch da fanden
Wir sie an dem Grammophon
Horchend — und verzückt davon.

Keiner könnt' es ihr beibringen,
Daß die Walzen nicht mehr singen.
Trotz sie taub auf jedem Ohr,
Hört sie heut' noch den Tenor.

Kasian.

Schrecklich viel darauf beruht,
Wenn die rechte Hand nicht weiß,
Was die linke Hand Dir tut.
So erging es Kasian,
Stets gedenkt er siedend heiß,
Was zwei Hände ihm getan.

Zum Verzweifeln häßlich ist er,
Nur daß nichts er dafür kann,
Hebammen sind manchmal Biester,
Sie ist Schuld am Kasian.

Über sie er heut noch murrt,
Ihre Hand tat es ihm an,
Sie zog auf die Nachgeburt
Und warf fort den Kasian.

Aus Versehen es geschah,
Daß man's nicht mal strafen kann,
Ach, so häßlich steht er da,
Schon von weitem denkt man dran.

Nachgeburten sind kaum Wesen,
Fort warf man den rechten Mann,
Schöner wär er sonst gewesen,
Scheußlich ist jetzt Kasian.

Immer wirkt er nur als Rest,
Glücklich er nie werden kann,
Heut am Nachgeburtstagsfest
Tötete sich Kasian.

Seele ganz und ohne Leib
Fühlt er sich jetzt würdig an,
Fand im Himmel gleich ein Weib,
Das ihn seelisch lieben kann.

Nur der Erde bleiben fern
Leute wie der Kasian,
Reste hat die Erd nicht gern,
Glück macht nur ein ganzer Mann.

Die Geschichte vom Löwen Alois

war so: Seine Mutter hatte ihn geboren und war sofort gestorben.

Vergebens hatte er getrachtet mit seinen runden Pfoten, die so weich waren wie Puderquasten, sie aufzuwecken, denn er verschmachtete vor Durst in der sengenden Mittagsglut.

„Wie die Sonne frühmorgens die Tautropfen schlürft, wird sie auch *sein* Leben austrinken," murmelten pathetisch die wilden Pfauen oben auf der Tempelruine, machten Prophetengesichter und schlugen rauschend stahlblau schimmernde Räder.

Und wären nicht die Schafherden des Emirs des Weges gezogen, hätte es auch so kommen müssen.

Da aber wendete sich das Schicksal.

„Hirten haben wir nicht, unberufen, die drein reden dürften," — meinten die Schafe — „warum sollen wir diesen jungen Löwen also nicht aufnehmen?

Übrigens die Witwe Bovis macht's gewiß gern, erziehen ist ja ihre Leidenschaft.

Seit ihr Ältester nach Afghanistan geheiratet hat — (die Tochter des fürstlichen Oberwidders) — fühlt sie sich sowieso ein bißchen einsam."

Und Frau Bovis sagte kein Wort, nahm das Löwenjunge zu sich, säugte und hegte es — neben Agnes, ihrem eigenen Kind.

Nur der Herr Schnucke Ceterum aus Syrien — schwarz gelockt und mit krummen Hinterbeinen — war dagegen. Er legte den Kopf schief und sagte melodisch: „Scheene Sachen werden da noch emol 'erauskommen," aber weil er immer alles besser wußte, kümmerte sich niemand um ihn. — Der kleine Löwe wuchs erstaunlich, wurde bald getauft und erhielt den Namen „Alois".

Frau Bovis stand dabei und fuhr sich ein ums andere

Mal über die Augen; — und der Gemeindeschöps trug ins Buch ein: „Alois †††" und statt eines Familiennamens drei Kreuze.

Damit aber jeder sehen könne, daß hier wahrscheinlich eine uneheliche Geburt vorliege, schrieb er es auf eine Extraseite.

Alois' Kindheit floß dahin wie ein Bächlein.

Er war ein guter Knabe, und nie gab er — von gewissen Heimlichkeiten vielleicht abgesehen — Grund zur Klage. Rührend war es anzusehen, wie er heißhungrig mit den andern weidete und die Schafgarbe, die sich ihm widerspenstig immer um die langen Eckzähne legte, in kindlicher Unbeholfenheit mühsam zerkaute.

Jeden Nachmittag ging er mit klein Agnes, seinem Schwesterchen, und ihren Freundinnen ins Bambusgehölz spielen, und da war des Scherzes und der Lustbarkeit kein Ende.

Alois, hieß es dann immer, Alois, zeig mal deine Krallen, bitte, bitte, und wenn er sie recht lange herausstreckte, erröteten die kleinen Mädchen, steckten kichernd die Köpfchen zusammen und sagten: „Pfui, wie unanständig;" — aber sie wollten es doch immer wieder sehen.

Zur kleinen schwarzhaarigen Scholastika, Schnucke Ceterums lieblichem Töchterlein, entwickelte sich in ihm frühzeitig eine tiefe Herzensneigung.

Stundenlang konnte er an ihrer Seite sitzen, und sie bekränzte ihn mit Vergißmeinnicht.

Waren sie ganz allein, so sagte er ihr das wunderschöne Gedicht auf:

Willst du nicht das Lämmlein hüten,
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten
Spielend an des Baches Ranft.

Und sie vergoß dabei Tränen tiefster Rührung.

Dann tollten sie wieder durch das saftige Grün, bis sie umfielen.

Kam er abends erhitzt vom kindlichen Spiele nach Hause, sagte Frau Bovis seine Mähne nachdenklich betrachtend immer nur: „Jugend hat keine Tugend," — und — „Junge, wie du heute wieder mal unfrisiert aussiehst!" (Sie war so gut.)

Alois reifte zum Jüngling, und das Lernen war seine Lust. In der Schule allen ein Vorbild, glänzte er stets durch Fleiß und gute Sitten, — und im Singen und in „Vaterländischer Ruhmesgeschichte" hatte er durchwegs 1a.

„Nicht wahr, Mama," sagte er immer, wenn er mit einem Lob des Herrn Lehrers heimkam, „nicht wahr, ich darf später in die Kadettenschule?"

Da mußte sich jedesmal Frau Bovis abwenden und eine Träne zerdrücken. „Er weiß ja nicht, der gute Junge," seufzte sie, „daß dort nur wirkliche Schafe angenommen werden," — streichelte ihn, zwinkerte verheißungsvoll mit den Augen und sah ihm gerührt nach, wenn er, hochaufgeschossen wie er war, mit dem ein wenig dünnen Hals und den weichen X-Beinen der Flegeljahre wieder hinaus an seine Schulaufgaben ging.

— — — — — — — — —

Der Herbst zog ins Land, da hieß es eines Tages: Kinder vorsichtig sein, ja nicht zu weit außerhalb spazieren gehen, besonders nicht in der Dämmerung, wenn die Sonne zu sinken beginnt, — wir kommen jetzt in gefährliches Gebiet. — Der persische Löwe — nämlich — mordet und würgt dort.

Und immer wilder wurde das Pundshab und immer finsterer das Gesicht, das die Landschaft schnitt.

Die steinernen Finger der Berge von Kabul krallen sich in die Niederungen, — Bambusdschungel starrt wie gesträubtes Haar, und auf den Sümpfen treiben träge die Fieber-

dämonen mit lidlosen Augen und atmen vergiftete Mückenschwärme in die Luft.

Die Herde zog durch einen Engpaß, ängstlich und schweigend. Hinter jedem Felsblock Todesgefahr.

Da machte ein hohler, schauerlicher Ton die Luft beben, — in wilder besinnungsloser Furcht stürmte die Herde davon.

Hinter einem Felsen hervor schoß ein breiter Schatten gerade auf Herrn Schnucke Ceterum los, der nicht rasch genug vorwärts kam.

Ein riesiger alter Löwe!

Herr Schnucke wäre rettungslos verloren gewesen, hätte sich nicht in diesem Augenblicke etwas merkwürdiges ereignet. Mit Gänseblümchen bekränzt, ein Sträußchen Georginen hinter dem Ohre, kam Alois mit schmetterndem „Bäh, bäh" im Galopp vorbei.

Als hätte vor ihm der Blitz eingeschlagen, hielt der alte Löwe im Sprung inne und stierte in maßlosem Staunen dem Fliehenden nach.

Lange konnte er keinen Laut hervorbringen, und als er endlich ein wütendes Gebrüll ausstieß, antwortete ihm Alois' „Bäh, bäh" schon aus weiter Ferne.

Eine ganze Stunde noch blieb der Alte in tiefem Grübeln stehen, alles, was er je über Sinnestäuschungen gelesen und gehört, ließ er an seinem Geist vorüberziehen.

Vergebens!

Die Nacht fällt rasch und kalt vom Himmel im Pundshab; fröstelnd knöpfte sich der alte Löwe zu und ging in seine Höhle.

Aber er konnte keinen Schlaf finden, und als das gigantische Katzenauge des Vollmondes grünlich durch die Wolken starrte, brach er auf und setzte der geflohenen Herde nach.

Gegen Morgengrauen erst fand er Alois — die Blumenkränze noch im Haar — süß schlummernd hinter einem Strauche.

Er legte ihm die Pranke auf die Brust, und mit entsetztem „Bäh“ fuhr Alois aus dem Schlafe.

„Herr, so sagen Sie doch nicht immer „bäh“; sind Sie denn wahnsinnig? Sie sind doch ein Löwe um Gottes willen,“ brüllte ihn der Alte an.

„Da irren, bitte —,“ antwortete Alois schüchtern, „ich bin ein Schaf.“

Der alte Löwe schüttelte sich vor Wut: „Sie, — wollen Sie mich vielleicht zum besten haben?! Frozzeln Sie gütigst meinetwegen die Frau Blaschke —.“

Alois legte die Tatze beteuernd aufs Herz, blickte ihm treuherzig ins Auge und sagte tiefbewegt:

„Mein Ehrenwort, — ich bin ein Schaf!“

Da entsetzte sich der Alte, wie tief sein Stamm gesunken, und ließ sich Alois' Lebensgeschichte erzählen.

„Das alles,“ meinte er dann, „ist mir zwar gänzlich schleierhaft, aber daß Sie ein Löwe und kein Schaf sind, steht fest, und wenn Sie's nicht glauben wollen — zum Teufel — so vergleichen Sie unser beider Bilder im Wasser.

Und jetzt lernen Sie zuvörderst mal anständig brüllen, schauen Sie — so:

Uuuaah, uuuuaah.“

Und er brüllte, daß die Oberfläche des Weihers ganz rieselig wurde und aussah wie Schmirgelpapier. „Also versuchen Sie's, es ist ganz leicht.“

„Uhah,“ setzte Alois schüchtern an, verschluckte sich jedoch und mußte hüsteln.

Der alte Löwe blickte ungeduldig zum Himmel auf: „Na, meinetwegen üben Sie's, wenn Sie allein sind, ich muß jetzt sowieso nach Hause.“

Er sah auf die Uhr: „Himmelsakra! schon wieder halb fünf!

Also Servus!" Und er salutierte flüchtig mit der Pranke und verschwand. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alois war wie betäubt — — — —: Also doch!!

Vor ganz kurzer Zeit erst hatte er das Gymnasium absolviert — hatte es sozusagen schwarz auf weiß bekommen, daß er ein Schaf sei — und jetzt!

Gerade jetzt, wo er in den Staatsdienst treten sollte!

Und — und — und Scholastika! .

Er mußte weinen — Scholastika!!

So schön hatten sie alles miteinander verabredet, wie er vor Papa und Mama hintreten solle usw.

Und Mama Bovis hatte noch zu ihm gesagt — neulich —: „Junge, den alten Schnucke, den halte dir warm, der hat ein Viechsgeld; das wäre so ein Schwiegervater für dich bei deinem Riesenappetit." — Und immer lebendiger zogen die Ereignisse der letzten Tage vor Alois' innerem Auge vorüber: Wie er auf einem Spaziergange Herrn Schnucke über sein blühendes Aussehen und seinen Reichtum Elogen gemacht hatte: „Herr von Schnucke haben, wie ich vernahm, in Syrien einen so schwunghaften Exporthandel in Trommelschlägeln unterhalten, und das soll, höre ich, den Grundstock zu Ihrem Reichtum gelegt haben!?" — — „Auch hab' ich gehandelt dermit" — hatte Herr Ceterum etwas zögernd geantwortet, ihn aber dabei recht argwöhnisch von der Seite angesehen.

Sollte ich da am Ende etwas Dummes gesagt haben, — hatte sich Alois damals gedacht — aber man spricht doch allgemein — — — — — — — — —

Ein Geräusch schreckte ihn jetzt aus seinen Träumereien. — Also alles, alles sollte jetzt zu Ende sein! Alois legte sein Haupt auf die Tatzen und weinte lange und bitterlich.

Tag und Nacht vergingen, — da hatte er sich durchgerungen.

Übernächtig, tiefe Schatten um die Augen, ging er zur Herde, trat mitten unter sie, richtete sich majestätisch auf und rief:

„Uh — hah!“

Ein ungeheures Gelächter brach los.

„Pardon, ich meine damit,“ stotterte er verlegen — „ich meine damit nur — — ich bin nämlich ein Löwe.“ Ein Augenblick der Überraschung, allgemeine Stille, und wiederum erhob sich großer Lärm, höhnische Worte, Warnungsrufe, lautes Lachen.

Erst als Dr. Simulans, der Herr Pastor, hinzutrat und Alois in strengem Tone befahl, ihm zu folgen, legte sich der Tumult.

Es mußte ein langes ernstes Gespräch gewesen sein, das die beiden miteinander führten, und als sie zusammen aus dem Bambusdickicht traten, da leuchteten des Predigers Augen in frommem Eifer — —: „Sei dessen eingedenk, mein Sohn,“ waren seine letzten Worte, — „mannigfaltig sind die Fallstricke des bösen Feindes!

Tag und Nacht versucht ör uns, auf daß wir gögen den Stachel löcken, dörweilen wir im Fleische wandeln allhier.

Siehe, das ist ös ja eben, wir allesamt sollen trachten, das Löwentum in uns niederzuwerfen und in Demut zu verharren, daß wir einen n o j e n Bund schließen und unsere Bitten erhöret werden — hier zeitlich und dort öwiglich.

Und was du gesehen und gehört gestern morgens dort am Weiher, das vergiß; — ös war nicht Wirklichkeit, — war teuflisch Gaukelspiel dös bösen Feindes! Anathema!

Eines noch, mein Sohn! Heiraten ist gut, und ös wird dir die finstern Dünste des Fleisches vertreiben, die den Teufeln ein Wohlgefallen sind, so freie denn die Jungfrau Scholastika Cöterum und sei zahlreich wie der Sand am Meere.“

Er hob seine Augen zum Himmel, — „das wird dir hel-

sen des Fleisches Bürde tragen und — (hier wurde seine Rede zum Gesang):

lär—nee zu lei—deen
oh—näh zu klaa—geen!"

Und dann schritt er von hinnen.

— — — — — — — — — —

Alois' Augen standen voll Tränen.

Drei Tage lang sprach er kein Wort, reinigte nur rastlos sein Inneres von allen Schlacken, und als ihm eines Nachts im Traum eine Löwin erschien, die angab, der Geist seiner Mutter zu sein und verächtlich dreimal vor ihm ausspuckte, — da trat er erhobenen Hauptes vor den Herrn Pastor — jauchzend, daß nunmehr die Blendwerke der Hölle von ihm abgelassen hätten und er von nun an das Denken wolle ganz und gar sein lassen, um sich um so blinder der Leitung des Herrn Pastors hinzugeben.

Der Herr Pastor aber hielt in beredten Worten Fürsprache für ihn um die Hand der Jungfrau Scholastika bei ihren Eltern.

Zwar wollte Herr Ceterum anfangs nichts hören, war sehr wild und rief immer: „er is nix, er hat nix," aber schließlich fand seine Ehegattin den Schlüssel zu seinem Herzen: „Schnucke," sagte sie, „Schnucke, was willst de eigentlich, was hast de gegen Alois?

Schau — — — er is doch b l o n d." —

Und tags darauf war Hochzeit.

Bäh.

Ein Talent

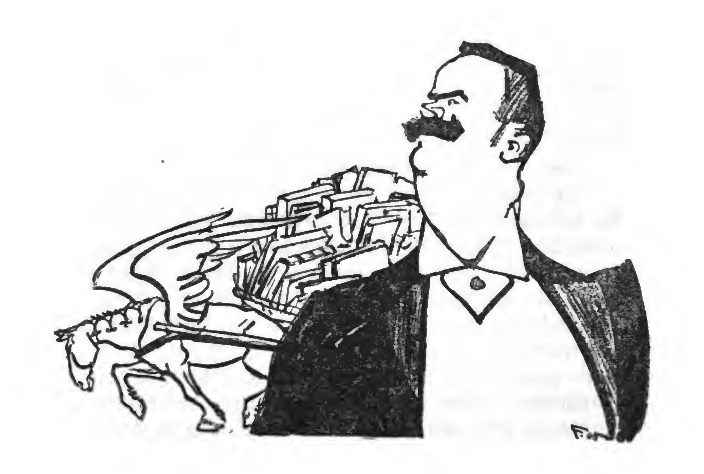
Der erste Napoleon war ein recht talentvoller Mann. Das geben selbst die Leute zu, die heute auf dem Papier seine Siege von Marengo bis Austerlitz wesentlich verbessern, seine Übertölpelung durch Rußland und Preußen im Tilsiter Frieden hohnlächelnd nachweisen und die Erfindung der nützlichen Nähmaschine durch Stone und Henderson im Jahre 1804 für wichtiger und bedeutungsvoller für die Geschichte der Welt erklären, als die zufällig im gleichen Jahre erfolgte feierliche Salbung des Korsen durch den Papst zum Kaiser der Franzosen.

Und da man Gleiche gern durch Gleiche aburteilen läßt, so hatte der immerhin recht talentvolle Napoleon ein gewisses Recht über Talente im allgemeinen zu urteilen. Da es nun ferner in seiner Gewohnheit lag, kein Recht, das ihm irgend zustand, unbenutzt zu lassen, so finden sich in seinen, von der Pietät der Getreuen aufbewahrten Worten und Schriften mancherlei Auslassungen über solche oft unbequemen Leute, die es wagen, im Gewühl der korrekten Dutzendköpfe und braven Herdenmenschen durch irgendwelche Fertigkeiten und Besonderheiten des Geistes aufzufallen.

Ein Wort unter diesen nicht ganz wertlosen Auslassungen des merkwürdigen Mannes, dem einst halb Europa zitternd die Stiefel leckte, hat mir immer einen besonderen Eindruck gemacht.

„Es ist oft,“ sagte er in einer guten Stunde, „ebenso gefährlich, Talente zu haben, als deren zu ermangeln. Kaum hast du die Geringschätzung vermieden, so verfolgt dich der Neid.“

Wer als kleiner Artillerieleutnant, blaß, schmächtig und schüchtern begann und sich schon geschmeichelt fühlte, wenn in dem kleinen Städtchen Valence die tugendhafte Tochter der Madame du Colombier ihr Kirschenfrühstück mit ihm teilte,



Rudolf Presber

und wer zwanzig Jahre später den alten, arrogantesten Kontinent gehorsam zu seinen Füßen sah und als Kaiser die Hand der Kaisertochter ertrotzen konnte — und das alles, so sagen die Leute, durch sein nicht zu leugnendes „Talent" — der hat schließlich eine gewisse Erfahrung in jener Verfolgung, der solches Talent erst durch Geringschätzung und später durch Neid ausgesetzt ist.

Und weil ich über dieses alles vor reichlich zehn Jahren ungefähr ebenso dachte, wie heute, schrieb ich damals dem tüchtigen Lottchen Federlachs das Wort des Kaisers in das saffiangefütterte Stammbuch: „Es ist oft ebenso gefährlich, Talente zu haben, als . . ." Na, und so weiter.

Heute war Lottchen Federlachs bei mir.

Ich hätte sie vielleicht nicht erkannt. Deshalb hatte sie das saffiangefütterte Stammbuch mitgebracht. Aus den leicht angegilbten Blättern stieg ein wohlbekannter Duft. Ich sah die wuchtigen Worte. Ich erkannte meine Schrift. Und die ganze, alte Zeit stieg mir herauf. Jene Zeit der goldenen Jugendeseleien, der schweifenden Träume und der beseligenden Narrheiten. Jene Zeit, in der wir alle bereit sind, an einem warmen Frühsommertag mit der zärtlichen und doch tugendhaften Tochter einer Madame de Colombier köstliche Kirschen zu essen; jene Zeit, in der wir alle ein wenig daran glauben, daß wir so oder so mal den alten Kontinent gehorsam zu unseren Füßen sehen.

Und das kommt meistens anders.

. . . Ich hatte neulich noch an Lottchen Federlachs gedacht. Zum erstenmal seit Jahren. Es war im Theater, als ich Wolzogens „Hohe Schule", fünf Akte aus dem Leben eines Mädchens von Talent, an mir vorüberziehen sah. Die kleine Münchener Heldin Wolzogens strebt und liebt sich so sachte in die Höhe. Im letzten Akt hat sie ein Schloß und einen Kutschierwagen und einen Groom in schönen hirschledernen Hosen. Ja und richtig: einen Mann hat sie auch.

Lottchen Federlachs hat kein Schloß und keinen Kutschierwagen und keinen Groom mit schönen hirschledernen Hosen. Auch keinen Mann hat sie. Bloß Talent. Noch immer Talent . . .

Vater Federlachs hatte, als ich ihn kennen lernte, ein Magengeschwür. Er lag in seiner Portierloge stets auf dem grünen Ripssofa in einer sezessionistischen Schlangenlinie und pflegte dieses Magengeschwür, das ihm auch den Stoff zu allen Gesprächen lieferte. Es war ein außerordentlich merkwürdiges Magengeschwür. Es wurde nicht besser damit, und schlimmer wurde es eigentlich auch nicht.

Vater Federlachs behauptete, daß ihm mal ein sehr tüchtiger Arzt, der in dem Hause gewohnt, das der Obhut der Familie Federlachs unterstand, Kirschwasser für dieses Geschwür verordnet habe. Da diese Konsultation ohne Zeugen stattfand, so war nie festzustellen, ob der Doktor wirklich eine so seltsame Kur gegen ulcus ventriculi chronicum — nur darum konnte es sich doch bei so langer Leidenszeit handeln — vorgeschlagen oder nicht. Der Medizinmann selbst war nicht mehr zur Rede zu stellen, da er kurze Zeit nach dieser höchst erstaunlichen Verordnung in schwerer akuter Alkoholvergiftung aus dem Fenster gefallen war und den Hals gebrochen hatte. Eine Todesart, deren nähere Umstände allerdings dafür sprechen, daß er sich selbst ebenfalls auf ulcus ventriculi chronicum nach seiner Methode behandelt hatte.

Vater Federlachs aber ehrte den Toten durch treues Festhalten an der einmal verordneten Kur. Er bekämpfte sein Siechtum mannhaft mit beträchtlichen Quantitäten Kirschschnaps und überließ die Pflichten des Portiers nicht anders, wie die Pflichten, welche die Erziehung Lottchens auferlegte, vertrauensvoll der Gattin.

Nur hin und wieder gab er von dem grünen Ripssofa aus seine Direktiven, deren Sinn freilich, besonders wenn

der liebe Patient gerade seine „Medikamente“ genommen hatte, nicht immer ganz klar war und demgemäß von Mutter Federlachs wenig beachtet wurde.

Lottchens Mutter hatte sich längst daran gewöhnt, in dem magenleidenden Gatten nichts mehr zu sehen, als eine unnütze aber unveräußerliche Verzierung des grünen Ripssofas. Sie ging ihren häuslichen Pflichten nach, kehrte die Treppen, belehrte die Dienstboten der verschiedenen Parteien über Reinlichkeit im Hause, zankte sich mit dem Briefträger, den sie nicht leiden konnte, ließ um die Besuchsstunde auf jedes Klingelzeichen die Haustüre springen, kochte, stopfte Strümpfe, wusch und fand bei dieser vielseitigen Tätigkeit immer noch Zeit, die einzige Frucht ihrer Liebe zu der Sezessionslinie auf dem Ripssofa, ihr Lottchen, zu unterweisen, zu belehren und durch vorbildlichen Wandel zu erziehen.

Aus Lottchen mußte „etwas“ werden, etwas „Höheres“. Das war ihre Ansicht, ihr unverrückbares Ziel, ihr idealer Lebenszweck. Was sie sich zunächst unter dem „Höheren“ vorstellen sollte, darüber war sie sich noch nicht klar. Nur das stand fest bei ihr: Lottchen sollte in keiner Kellerwohnung mit einem Ripssofa mit Zubehör endigen. Denn Lottchen war ein außergewöhnliches Kind.

Lottchen hatte schon mit einem Jahr die Beine des Herrn Regierungsrats von den Beinen aller übrigen Sterblichen unterscheiden können. Mehr wie die Beine der Vorübergehenden sah man eben nicht durch das Kellerfenster. Man konnte noch froh sein, daß man die sah! Und des Herrn Regierungsrats Beine interessierten Lottchen besonders, weil ihr Besitzer — ein Junggeselle, der häufig den Hausschlüssel vergaß — ihr manchmal Zuckerzeug mitbrachte.

Mit drei Jahren hatten sich bereits ihre erstaunlichen Fähigkeiten so weit entwickelt, daß sie ihrem Vater, dessen betrübendes Leiden gerade damals begann, selbständig die „Medizin“ aus dem Ausschank über der Straße holen konnte.

Mit vier Jahren konnte sie zwei kleine, leider ziemlich sinnlose Gedichte auswendig, die ihr die Mutter jeden Abend aus einem außerordentlich bunten Bilderbuche vorlas. Ihre Wißbegierde kannte keine Grenzen, so daß sie zuweilen nach Dingen fragte, für die ihrer Mutter die rechte Antwort fehlte. Wie zum Exempel, ob der Mond Eier legen könne oder warum der Vater eine so rote Nase habe . . .

Als ich ins Haus zog, war Lottchen etwa zehn Jahre alt und ihr „Talent" stand bereits bombenfest. Man sprach im Hause davon — wie die Leute nun einmal sind, nicht durchweg günstig. Napoleon hat das ganz richtig angedeutet: der Neid!

Einige fanden es genierlich und unbequem, daß Lottchen an jedem offiziellen Festtag des christlichen Jahres, sowie an Familienfesten, deren Daten man in der Portierloge leicht aus Art und Heftigkeit des Verkehrs nach den einzelnen Etagen entnehmen konnte, mit einem blauen oder roten Schlupp auf der Kehrseite und einer halbwelken Blume in der Hand angesprungen kam, um ein Gedicht aufzusagen. Daß dieses Gedicht meist sehr lang war, stellte zwar dem Gedächtnis der Vortragskünstlerin ein erfreuliches Zeugnis aus, wurde aber nicht recht als Erhöhung des unbestellten Genusses gewürdigt. Auch gab es böse Menschen, die meinten, das in solchen Fällen der natürlichen Dankbarkeit entspringende kleine Geschenk spiele in den Entschließungen Lottchens und ihrer meist strahlend miterscheinenden Mutter die Hauptrolle.

Als ich dem Regierungsrat, der mit mir auf demselben Korridor wohnte, meine Anstandsvisite machte, sagte er im Laufe des Gesprächs, indem er mit nervösen, spitzen Fingern die Sardellen auf seinem Haupte ordnete:

„Sie wissen, daß das Kind unserer Portiersleute Talent hat?"

Ich wußte es nicht, aber ich hörte aus dem spitzen Ton der Frage, daß die Rose dieses Talents ihre Dornen haben mußte.

Die Bestätigung erfolgte noch am selben Tage.

Ich war gerade dabei, mich über die Handwerksleute zu ärgern, die mir beim Auspacken und Aufhängen meine Bilder und Spiegel zerschlugen, da erschien Lottchen, das talentvolle Lottchen, in einem weißen Kleide mit ausgeschnittenen Ärmeln, aus denen seine, mit blaugefrorener Haut überzogenen, reizlosen Knochen hingen; und eh' ich es noch hindern konnte, sagte mir das tüchtige Kind ein Gedicht auf —

Zum Einzug!

„Du zie-hest heut in diesä neuä Wohnung ein,
„Das sohl ein Glückstag vor dich sein —" usw.

Es war höchst schauerlich. Und sehr lang. Ich wollte mehrfach unterbrechen und danken; aber die stolz hinter Lottchen stehende Mutter winkte mir energisch ab.

Als die Dichtung zu Ende war, hatten die Handwerker zwei Schränke falsch gestellt, meine halbe Bibliothek durcheinandergeworfen und meinen einzigen Kronleuchter mit sieben Flammen ins Schlafzimmer gehängt, wo ich niemals Gas brenne.

Außerdem kostete mich der Genuß drei Mark, da mir Lottchens Mutter erzählte, das liebe Kind habe eine Sparbüchse . . .

Törichterweise war ich auf den Einfall gekommen, Frau Federlachs zu bitten, während der ersten Tage bei mir aufzuräumen. Auf diese Weise kam sie hinter meinen Familienkalender. Und nun wurde ich an den unmöglichsten Tagen durch Gedichte aus Lottchens anmutigem Mund beglückt: am Todestage meines Großvaters, am Verlobungstag meiner Eltern, an dem Tag, da ich vor Jahren den Doktor gebaut, und an vielen andern Tagen, die mir festlich zu begehen nie eingefallen wäre. Und da ich, wie die gute Frau Federlachs bald wußte, ein Schriftsteller war, so kam das sinnig beratene

Lottchen auch an Schillers Geburtstag, um mir die „Glocke“ aufzusagen (ein Gedicht, das mir immer für stimmungsvolle Privatfestlichkeiten ein wenig lang erschienen ist) und an Goethes Todestag, um mir den „Erlkönig“ zu versetzen.

Das kostete mich jedesmal drei Mark. Das war so stillschweigend vereinbarte Taxe. Aber auf die Dauer wurde mir das ein bißchen viel. Und außerdem lag eigentlich bei mir keinerlei Bedürfnis vor zu derartigen deklamatorischen Improvisationen.

Da ich nun der Mutter Gefühle zu verletzen fürchtete und in Herrn Federlachs — wenn er nicht unter der unmittelbaren Wirkung seines Medikaments stand — immer noch den nüchterner Denkenden erblickte, so erspähte ich eines Tages den glücklichen Moment, da Frau Federlachs gerade mit Lottchen beim Regierungsrat war, der eine Erbtante verloren hatte und deshalb das „Grab am Busento“ anhören mußte. Ich eilte zu Herrn Federlachs hinunter, setzte mich vertraulich neben sein grünes Ripssofa und machte ihm folgenden Vorschlag: ich wollte jeden Monat sechs Mark zur Ausbildung von Lottchens Talent beisteuern. Dafür sollte das talentvolle Kind erst in einem Jahre wieder zu einer „Prüfungsdeklamation“ bei mir erscheinen.

Federlachs akzeptierte, bestand aber darauf, daß ich die erste Rate dieser gemeinnützigen Stiftung sofort bei ihm hinterlege. Das geschah.

Am selbigen Abend verschlimmerte sich das Magenleiden des Ärmsten sehr, und er mußte mehrfach seine beruhigende Medizin einnehmen.

Als der Regierungsrat von meinem Abkommen hörte, sagte er: „Ich bin im Grunde Fatalist. Ich habe angenommen, daß es im Schicksalsbuch urzeitlich vorgeschrieben ist, daß ich die „Kraniche des Ibykus“ jedes Jahr anhöre, wenn ich eben als Regierungsvertreter von der Eröffnung

der Geflügelausstellung nach Hause komme. Aber wenn Sie meinen ..."

Und er ging hin und kaufte sich mit sieben Mark monatlich für zwei Jahre los, wobei er ausdrücklich ausbedang, daß er auch am Neujahrsmorgen nicht durch Gesang geweckt werden dürfe ...

Lottchen wuchs heran.

Sie trug lange Kleider und ging in die Theaterschule. Sie hatte einen hohen Hut auf dem Kopfe mit sehr vielen Rosen. Und immer Bücher unter dem Arm.

Die meisten ihrer Unterrichtsstunden schienen abends zu liegen. Die Mutter bestätigte das. „Von wejen die Beleuchtung," sagte sie.

Ich traf Lottchen einmal beim Nachhausekommen so um Mitternacht im Hausflur. Sie war gerade dabei, ihren Korridorschlüssel zu suchen, klapperte wunderlich mit den Augendeckeln und lachte grundlos aber sehr vergnügt. Wer nicht bestimmt gewußt hätte, daß sie eben von anregender Lektion kam, hätte geschworen, Lottchen sei im Besitze eines kleinen Champagnerschwipses.

War Lottchen aber zufällig zu Hause, so trieb sie ein so emsiges wie geräuschvolles Rollenstudium. Mehr als einmal kamen Freunde, die mich besuchen wollten, ganz entsetzt ins Zimmer gestürzt:

„Sie, Doktor, in Ihrer Portierloge muß ein Verbrechen begangen werden; oder eine schauderhafte Familienszene findet da statt —"

Ich wußte dann schon. Lottchen probte das wahnsinnige Gretchen im Kerker oder so was Schönes.

Es muß sich jemand beim Hauswirt beschwert haben. Dieser Vandale nannte Lottchens „Studium" einen „Unfug" und verbot ihn kurzerhand. Wenn sie partout zur Kunst wolle, soll er geschrieben haben, so möge sie doch lebende

Darstellung plastischer Kunstwerke für den „Wintergarten" einüben. Das mache keinen Lärm und sei a u ch sehr schön.

Lottchen war empört über diese zynische Besudelung ihrer Ideale. Sie zog aus.

Wenn sie in der Folgezeit ihre Eltern besuchen kam, fuhr sie im Taxameter an. Und sie trug noch viel mehr Rosen auf den Hüten.

Sie studierte jetzt die „Kameeldame", erklärte mir damals die Mutter. Sie meinte wohl die Kameliendame.

Als der Regierungsrat und ich eines Tages zusammen promenierend Lottchen sehr flottchen an uns in einer Automobildroschke vorbeisausen sahen, beschlossen wir einstimmig, unsere Monatsbeisteuer zu ihrem Studium von Mk. 6 resp. 7 zurückzuziehen und dafür an jedem ersten Sonntag im Monat gut zu frühstücken.

Als wir diesen Entschluß Frau Federlachs mitteilten, schaute sie uns bloß mit vernichtender Verachtung an. Die Sezessionslinie auf dem Ripssofa krümmte sich. Wir kamen uns sehr schofel vor.

Als wir uns aber zu dem ersten verabredeten Sonntagsfrühstück im „Rüdesheimer" trafen, hob sich unsere Selbstachtung wieder. Denn am Nebentisch saß Lottchen mit einem Herrn von der Börse und aß holländische Austern . . .

Wenige Tage später besuchte mich Lottchen Federlachs.

Sie kam, um mir ein Billett zu bringen zu der Prüfungsaufführung: „Der Fall Clémenceau", die ihre „Schule" in einem kleinen Vorstadttheater arrangierte. Sie ließ durchblicken, daß es ihr sympathisch sei, wenn ich vielleicht ein paar befreundete Kritiker mitbringe und diese nützlichen Vertreter der öffentlichen Meinung auf ihr Talent aufmerksam mache.

„Sie spielen natürlich — —?" Ich wollte sagen: „die Iza". Aber sie ließ mich nicht ausreden.

„Sie werden ja sehen!" lachte sie voll neckischer Schel-

merei. Und dann packte sie aus einem Seidenpapier ihr saffianfarbenes Stammbuch und bat mich mit verschämtem Augenaufschlag um einen Spruch auf dem Weg zum Ruhm.

Ich war sehr geschmeichelt. Und da mir gerade nichts von mir einfiel, außer Versen, die absolut nicht paßten, so schrieb ich die Worte Napoleons: „Es ist oft ebenso gefährlich, Talente zu haben, als deren zu ermangeln. Kaum hast du die Geringschätzung vermieden, so verfolgt dich der Neid . . ."

Lottchen dankte überschwenglich und ging, einen leisen Duft von Chypre in meinem Arbeitszimmer zurücklassend.

Acht Tage später spielte sie im „Fall Clémenceau". Aber nicht die Iza, sondern das Modell im ersten Akt. Im Parkett saß der Vater, sichtlich durch „Medikamente" für diese ungeahnte Anstrengung gestärkt, mit einem Opernglas, das einen mäßig großen Handkoffer gefüllt hätte. Neben ihm die Mutter, aufgelöst in Stolz, Mutterglück, Aufregung und Transpiration.

Lottchen aber spielte ihr kurzes Szenchen ganz in die Proszeniumsloge links hinein, in der ein sehr junger und sichtlich sehr ermüdeter, bartloser Herr im Frack sich räkelte. Er fächelte sich mit dem Zettel Luft zu und sperrte den Mund zu einem Gähnen auf, als ob er den Souffleurkasten verschlingen wollte.

— — — — — — — — — —

Heute war Lottchen wieder bei mir.

Sie hatte das saffiangebundene Buch bei sich, in das ich ihr vor zehn Jahren den Spruch Napoleons hineinschrieb. Wer weiß, ob ich sie sonst erkannt hätte!

Sie ist sehr mager geworden. Ihr spitzknochiges Gesicht ist grell geschminkt und sie zieht den linken Fuß ein bißchen nach. Sie ist vor drei Jahren „vom Trapez gestürzt", sagte sie.

Dann ist sie einen Winter als Serpentintänzerin aufgetreten. Aber das zieht nicht mehr. Jetzt produziert sie sich

in der Menagerie Brown mit dressierten Schakalen. Sie sagt, es sei eine sehr schöne Nummer, und ich habe ihr versprochen, wenn ich mal nach Pankow käme, wo die Menagerie eben Vorstellungen gibt, nicht zu versäumen . . .

Ihr Vater ist vor fünf Jahren auf dem grünen Ripssofa sanft entschlafen, erzählt sie. Die „Medikamente" haben ihn auf dem Gewissen. Ich sag's ja immer: Der Geist der Medizin ist schwer zu fassen!

Die Mutter starb an einer vortrefflich gelungenen Operation, die nur leider mit dem Tode endete, bald darauf. Hinterlassen haben die Leutchen nichts. Das Magengeschwür des Vaters, das Studium der Tochter haben zu viel gekostet.

Lottchen hat das ehrenvolle Vertrauen zu mir, daß ich ihr zur Komplettierung ihrer Garderobe als Dompteuse etwas beisteuern werde.

Ich gebe drei Mark. Die Taxe von früher.

Sie ist schon seit drei Stunden weg. Die Fenster sind offen. Aber es riecht immer noch nach Schakalen in meinem Arbeitszimmer.

Das Rouleau

Eine Geschichte aus dem Königreich Sachsen

Florian Geier kam noch warm aus dem Elternhaus auf die Universität Leipzig, um neuere Sprachen zu studieren. Sein Monatswechsel betrug hundertzwanzig Mark. Ihm entsprechend mietete er ein sehr bescheidenes Stübchen in einem vielstöckigen Haus der Altstadt.

Der hübsche Bursche fiel in seiner Gasse auf. Er war groß, blond und schlank. Auf seinen Wangen lag jener leicht rötliche Schimmer der Tugend, der auf Universitäten im Verlauf der Studien so bald verloren geht, um zunächst einer intensiven Blässe zu weichen und dann in höheren Semestern durch ein starkes Rot infolge reichlichen Biergenusses ersetzt zu werden. Florian war eben noch ein echter, deutscher Jüngling. Auch ein wenig kurzsichtig und verlegen.

Den Frauen, Witwen und Mädchen seiner Gasse tat er leid. Gar manchen hatten sie so wohlgestalt und sittsam kommen sehen, der schon nach wenigen Semestern wüst und bierbäuchig wieder verschwand. Sollte es mit dem hübschen Florian auch so gehen? Wie gerne hätte manche dieser Frauen ihn am eigenen Busen vor solchem Mißgeschick bewahrt!

Verließ Florian mit seiner neuen Kollegmappe das Haus, um eilig an den Wänden her der Universität zuzueilen, blickten ihm die Mädchen verlangend nach, und es gab Frauen, die für diese Stunde eigens eine frische Nachtjacke anzogen. Aber der junge Student merkte von dem allen nichts, er war ja noch so schüchtern.

Um so interessanter wurde er für seine Umgebung. Namentlich die Frauen in dem gegenüberliegenden Haus ließen ihn nicht aus den Augen. Sie freuten sich, wenn er sofort nach dem Mittagessen hübsch solide und mit Behagen

daheim seine Zigarre rauchte, sich selbst Kaffee kochte und dann wieder an seine Arbeit ging.

Am meisten aber freuten sie sich auf den Abend, wo Florian, bevor er sich zu Bett legte, Freiübungen machte. Wohl an die hundert Kniebeugen und Rumpfdrehungen. Sein Vater hatte ihm das als ein probates Mittel gegen die Versuchungen der Großstadt empfohlen. Zum Schluß legte er sich dann platt auf den Rücken, die Füße geschlossen, die Arme über die Brust gekreuzt, um sich aus dieser Lage genau dreißigmal aufzurichten und wieder langsam auf den Rücken gleiten zu lassen. Er tat das, um keinen Bauch zu bekommen, wovor er eine große Angst hatte, da seine beiden Eltern an diesem Übel litten.

„Ei Herrjässes, so en hibscher Junge!“ Florian verhängte nämlich nie das Fenster seines Zimmers, er war ja kurzsichtig.

Eines Tages, als sich die Frauen und Mädchen im gegenüberliegenden Haus gerade zurechtsetzen wollten, um Florian zuzuschauen, war das Rouleau an seinem Fenster heruntergelassen. Erschrocken fuhren die Nachbarinnen von ihren Plätzen, wurden rot und schämten sich sehr. Sollte der junge Student etwas von ihren Beobachtungen gemerkt haben?

Als es Abend wurde, ohne daß das Rouleau verschwand, wurde die Nachbarschaft ganz aufgeregt. Sollte der hübsche junge Mensch krank geworden sein? Aber nein, sie hatten ihn doch noch um ein Uhr gesund und munter vom Mittagstisch nach Hause kommen sehen, und am andern Morgen ging er wie immer eilig an den Wänden her zur Universität. Das Rouleau blieb vor dem Fenster.

Neugierig, mißtrauisch betrachteten die Nachbarinnen immer wieder das Rouleau, auf das ein buntes Bild gedruckt war. Im Vordergrund, durch eine grasgrüne Wiese floß ein blauer Bach, an dem ein Dorfmädchen kniete, in kurzem

roten Rock, der sogar die strammen Waden sehen ließ, in einem zitronengelben Mieder, das üppige Formen verriet. Am andern Ufer aber stand ein Prinz, wenigstens trug der junge, vornehme Mann Gamaschen, einen grünen Rock, einen Federhut und einen eleganten Schnurrbart. Er beugte sich über den Bach und schien der Bauerndirne etwas zuzuflüstern. Etwas Anständiges war es gewiß nicht, was schon an dem Standesunterschied der beiden zu erkennen war. Und was er von der lieben Unschuld in Wahrheit begehrte, ging außerdem hinreichend deutlich aus dem symbolischen Vorgang im Hintergrund hervor. Dort weidete nämlich gar lieblich und harmlos eine Herde schneeweißer Lämmlein, ohne darauf zu achten, daß in der Ferne fast direkt aus einem Rosawölkchen ein kohlpechrabenschwarzer Wolf hervorbrach, die Lämmer zu fressen.

Immer wieder starrten die Nachbarinnen auf dies Bild, das ihre Phantasie um so mehr erhitzte, da es unbewegt, tagelang ihnen vor der Nase hing und die Aussicht in das Zimmer versperrte.

Was ging in dem Zimmer vor? Gewiß nichts Anständiges. Sonst hätte dieser harmlose Florian, der so gut turnen konnte, gewiß nicht plötzlich sein Tun vor der Außenwelt versteckt. Man fragte seine Wirtin aus. Aber sie war eine halbtaube Frau, die von nichts wissen wollte und wegen ihrer Taubheit die ganze Nachbarschaft haßte. Selbst wenn sie in Florians geheimnisvolles Treiben eingeweiht war, würde sie nichts verraten haben, so boshaft war sie.

Totenstill blieb es hinter dem Rouleau, so sehr auch die Nachbarinnen die Ohren spitzten. Nicht einmal ein Weiberlachen ließ sich vernehmen. Was mochten das für Orgien sein, die hier gefeiert wurden? Die Nachbarinnen wußten aus Erfahrung, daß es bei so einem jungen Studentlein meist nur wenige Wochen dauert, bis er mit einem Mädel nach Hause kommt.

„Ei Herrjässes, so e grienes Gemiese!“ Wie sie gelacht und sich angestoßen hätten! . . . Wenn nur das Fenster unverhüllt wäre, wenn man wenigstens wüßte, wie und wo . . . Aber so? . . .

Immer erregter wurden die Weiber. Schließlich hielten sie es nicht länger aus und machten ihre Männer auf das Rouleau aufmerksam. Die Männer lächelten und spitzten den Mund, was die Weiber sehr übel nahmen. Sie schimpften, es sei eine Gemeinheit, sich so vor der Welt zu verbergen. Man dürfe solche Unsittlichkeiten nicht länger dulden.

Je länger die Männer auf das Rouleau starrten, um so entrüsteter wurden auch sie. Zwar sah man Florian nach wie vor zur Universität gehen, aber auch dann blieb das Fenster verhüllt. Florian war eben schon in so kurzer Zeit ein ganz Raffinierter geworden. Voll Entrüstung wandte man sich schließlich an den Polizisten, der an der nächsten Straßenecke stand, und verlangte, daß er einschreite. Die ganze Gasse sei schimpfiert, man dürfe solche Unsittlichkeit nicht länger dulden. Wofür die Polizei denn eigentlich da sei, wenn nicht für die Sittlichkeit?

Florian Geier saß an seinem Tisch und studierte. Es klopfte.

„Herein!“

Ein Polizist trat ein.

„Härn Se, mei Kutester, ziehn Se uff der Stelle das Rouleau in de Hähe!“

„Nein!“

Der Polizist wurde puterrot vor Wut.

„Mein Arzt hat es mir verboten,“ sagte Florian schnell.

„So? En Arzt ham Se auch schon? Schämen Se sich! So en junger Mensch!“

Nun wurde Florian zornig. „Was wollen Sie eigentlich?“

Der Polizist lächelte bösartig und schnüffelte durchs Zimmer. „Das wärn mer gleich ha'm!"

Er trat ans Bett, auf dem ein Hemd lag, das er hochnahm. „Das wäre also een Hemd!" sagte er sehr feierlich.

„Mein Nachthemd." Florian begriff immer weniger.

Der Polizist lachte heftig. „Das kann jäder sagn." Er zwinkerte mit den Augen.

„Härn Se, wenn es nu e Weiberhemd wäre?"

Florian sprang auf und wurde rot und ganz verwirrt.

„Nu sähn Se!" Der Polizist triumphierte. „Nu schäm Se sich schon!" Er schnüffelte weiter.

Florian nahm allen seinen Mut zusammen. „Ich verbiete Ihnen, hier herumzuschnüffeln, bevor Sie mir mitteilen, wer Ihnen das Recht dazu gibt."

Der Polizist richtete sich kerzengerade in die Höhe. „Hihten Se sich vor eene Beamtenbeleidigung . . . Woll'n Se nu wohl die Gihte ha'm, das Rouleau in die Hähe zu ziehn?"

„Nein!"

Der Polizist trat ans Fenster, aber Florian fiel ihm in die Arme, und da er der Stärkere war, mußte der Polizist unverrichteter Sache wieder abziehen.

Florian wurde wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt der Prozeß gemacht, und außerdem wurde er als Ausländer aus Sachsen ausgewiesen. Er hat nie erfahren, weshalb eigentlich. Da sein Zimmer nach Südwesten lag und sehr sonnig war, hatte ihm der Arzt geraten, den er wegen einer Augenentzündung konsultierte, das Rouleau herunterzulassen, solange er arbeite. Es, wenn er ausging, wieder hochzuziehen, hatte er einfach vergessen.

Der wahre Beruf

Ich war lange Zeit mit dem lieben Gott vollkommen auseinander, fast kann man schon sagen böse. Was er auch immer tat, einen wohlwollenden Kritiker hatte er an mir nicht. Ganz im Gegenteil. Ich machte die Menschen auf die Mängel seiner Leistungen in der gebührenden Weise aufmerksam und ließ nichts unversucht seinen Kredit und seine produktive Fähigkeit herabzusetzen. Aber das kam nur davon her, weil ich in unglaublicher Kurzsichtigkeit nicht erkannte, wozu er mich bestimmt hatte und seine geheimen und gütigen Intentionen auf das Gröblichste mißverstand.

Das ist jetzt aber anders geworden und wir haben uns vollkommen ausgesöhnt. Ich bin jetzt vollkommen im Geleise, versuche es nicht mehr meine Natur zu vergewaltigen und habe meinen inneren und äußeren Beruf gefunden und bin, wie gesagt, mit Gott und der Welt zufrieden. Und daß es diese beiden so überaus maßgebenden Faktoren auch mit mir sind, kann ich wohl behaupten, ohne unbescheiden zu werden.

Ich will meine inneren Erlebnisse aufzeichnen, so gut oder so schlecht ich kann, nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl gegen den Schöpfer, damit die Leute sehen, wie gut er es eigentlich mit jedem meint, und daß man ihn nur richtig verstehen muß, um sehr glücklich zu werden.

Also das, was ich als das große Unglück meines Lebens ansah, war mein allzuweiches Herz, das mir vor lauter Mitgefühl mit den andern, vor lauter Beeindruckbarkeit mein ganzes, eigenes Leben ruinierte. Das begann schon in meiner frühesten Jugend; leider war mein Familienleben das denkbar unglücklichste. Vater und Mutter vertrugen sich gar nicht und taten einander fortwährend weh, obwohl sie sich eigentlich liebten. Wenn es solche Szenen gab, liefen

meine Geschwister gewöhnlich davon, nur ich blieb daheim, weil ich Angst hatte, meine Eltern würden einander gewiß etwas antun. Natürlich taten sie einander nie etwas an, aber das wußte ich ja nicht im Voraus und so litt ich schrecklich unter der Angst. Und weil ich soviel Teilnahme und Hingebung an das Schicksal meiner Eltern zeigte, war ich auch ihr Vertrauter und mein Vater sprach zu mir wie zu einem Erwachsenen und meine Mutter sprach zu mir, wie zu einem Erwachsenen und alle beide packten mein armes, kleines, viel zu weiches Herz und rissen es hin und her. Und ich war sehr unglücklich. Und auch der Vertrauensmann meiner Geschwister war ich und unser ganzer Familienjammer sammelte sich bei mir.

Dazu kam noch die Schule, welche gewiß an und für sich eine ganze hübsche Erfindung ist. Für mich war sie leider eine Hölle. Ich spürte zu viel.

Nicht nur alle Verständnislosigkeiten, alle Härten, alle Dummheiten, die mir angetan wurden, mußte ich erleiden, nein ich litt auch mit allen Kameraden und Freunden. Na und dann kam das berühmte Leben, das von vielen so außerordentlich gelobt wird.

Es hätte ja auch ganz schön sein können, wenn ich anders veranlagt gewesen wäre. Man hatte mich einem Onkel übergeben, welcher ein Dienstvermittlungsbüreau hatte.

Dort erlebte ich viel.

Unter andern war ich auch mit mindestens sieben Köchinnen verlobt, rein aus Mitleid, weil ich sie von einem unwürdigen Dasein erlösen wollte; da mir aber immer wieder eine andere noch mehr leid tat, so wurde ich öfters verhaut, weil nicht jede gleich einsehen wollte, wie edel die Motive meines Handelns waren. Keinesfalls verabsäumte ich aber, jede Gewesene in mein Abendgebet mit einzuschließen, was durchaus keine Kleinigkeit war, denn im Ver-

lauf der Jahre schwoll das Abendgebet bis zu einer Länge von ein und einer halben Stunde an und erforderte ein gutes Gedächtnis, wenn ich gewissenhaft sein wollte.

Ich lernte viel Menschen und ihre Sorgen kennen und kam nie zur Heiterkeit und hatte auch sonst viele Unannehmlichkeiten, weil ich fortwährend den Anwalt der Unterdrückten spielen mußte.

Außerdem warf mir mein Onkel und meine Tante vor, daß ich viel zu koulant gegen ihre Handelsobjekte, die Stellungsuchenden nämlich, sei, viel zu geringe Kautionen und Prozente verlange, und fortwährend bereit wäre, Ermäßigungen zu gewähren, was ein Geschäftsmann nicht tun soll. Kurz es kam so weit, daß mich mein Onkel eines Tages hinaus warf.

Ein verbummelter Student, den ich vom Geschäft aus kannte, weil er eine Stellung als Hofmeister oder Sekretär gesucht hatte, nahm mich zu sich auf seine Bude und versprach mir, er würde mich lebensfähig machen, meinem Herzen die fürs Leben so notwendige Härte lehren, überhaupt mich zur sogenannten Herrennatur ausbilden.

Aber er nahm mir nur mein bißchen Geld ab und verschwand eines Tages spurlos. Nennenswerte Resultate hatte er nicht bei mir erzielt, hingegen hat er mir beim Abschied einen wirklich groben Brief hinausgelassen und mir geraten, mich aufzuhängen, weil ich nie ein brauchbarer Mensch werden, sondern zeitlebens nur ein Waschlappen bleiben würde. Ja, dieser herzlose Mensch ging sogar soweit, in einem postscriptum seines Briefes zu behaupten, daß er sich freuen würde, die Nachricht meines Hinscheidens zu vernehmen und er bitte mich, den Partezettel postlagernd „Bielitz" adressieren zu wollen. Aber ich glaube nicht, daß er diese bösen Worte wirklich ernst gemeint hatte, die waren nur so gesagt, weil sie in sein Erziehungssystem, das er mir gegenüber angewandt hatte, hineinpaßten und dann, weil

er überhaupt aus Bielitz war und die Leute dort alle so sein sollen, so über alle Maßen stolz und herrlich mit harten Worten behaftet, die wie Dolche und Edelsteine funkeln, kurz die geborenen Herrennaturen und Renaissancemenschen.

Gewiß ist mein verbummelter Student dort etwas ganz Großes geworden, Feuerwehrhauptmann oder Riegenführer bei einem Verein nationaler Turner daselbst.

Ich denke nicht ohne Gefühl der Dankbarkeit an diesen Studenten zurück, denn schließlich war es ja doch er, der meinem Leben die entscheidende Wendung gab, dadurch, daß er eine Krisis herbeiführte, die mir schließlich zum Heile ausschlug.

Nämlich als auch er mich aufgab, war ich im ersten Moment wirklich verzweifelt und wußte nicht, wo ein und aus, denn nicht einmal zum Versetzen hatte ich etwas, weil er mir meinen Schlußrock mitgenommen hatte, der ihm allerdings viel besser zu Gesichte stand wie mir . . .

Den ganzen Vormittag war ich in der verlassenen Bude im Bett liegen geblieben und hatte Schlaf geheuchelt, weil ich mich vor der Zimmervermieterin fürchtete, denn der Zins war schon lange fällig.

Als sie in der Mittagszeit das Haus verließ, um ihrem Mann das Essen zu bringen, der Tramwaykondukteur war und sie an der Laxenburgerlinie erwartete, stahl ich mich auch davon.

Vergeblich suchte ich irgend einen Bekannten, der mir aus der Not geholfen hätte, vergeblich zermarterte ich mir mein Gehirn mit dem Gedanken, was wirst du jetzt beginnen, wovon wirst du leben?

Zwei Stunden waren so vergangen, ich irrte in der Lazarettgasse, am rückwärtigen Teile des Krankenhauses umher und sah melancholisch zu, wie ein Leichenzug nach dem andern abgefertigt wurde und stellte mir dabei vor, daß ich selbst schon dort läge und daß ich es sei, der da hinausgeführt

würde und war sehr unglücklich und haderte mit dem lieben Gott, daß er mich so unpraktisch, so weichherzig, so lebensunfähig geschaffen hatte.

Und hungrig war ich auch so ganz nebstbei gesagt und so hielt ich das Gitter, das den Hof von der Straße abschließt, mit beiden Händen krampfhaft fest, steckte die Nase zwischen meine Fäuste und schluchzte bitterlich und verzweifelte an allem, selbst an der Güte Gottes.

In diesem Augenblick war es, wo das Wunder geschah. Ja das Wunder, ich kann es nicht anders nennen, das Wunder, gewirkt, mein Lebensheil zu begründen, mich von allen Zweifeln und Ungläubigkeiten zu heilen und mich meinem wahren Berufe zuzuführen, demzuliebe mir das Mitgefühl und die leichten Tränen geschenkt worden sind. Ein Herr trat auf mich zu, und ohne weitere Einleitung stellte er mir die Frage: Sie sind sehr unglücklich?

„Ja," war meine Antwort, „sehr."

„So unglücklich, daß Sie nicht im nächsten Moment wieder lachen werden?"

„O nein, ganz gewiß nicht, im Gegenteil."

Unwillkürlich weinte ich noch viel stärker als früher hinaus.

„Aaa, so ist's recht," sagte der Herr, „kommen Sie mit mir, Sie kann ich brauchen." Und er setzte mich in einen Wagen, was ich willenlos geschehen ließ.

Unterwegs sprach der Herr, der mich prüfend musterte, von Zeit zu Zeit auf mich ein und versicherte mir, was ich ohne dies schon wußte, daß das Leben furchtbar traurig sei, daß es das beste sei, niemals geboren zu werden oder wenigstens bald zu sterben. Meine trostlose Stimmung wurde mit jeder Minute trostloser. Konvulsivisch schüttelte mich mein Schluchzen. Und dabei fehlte mir noch das Taschentuch. Wohlwollend klopfte mich der Mann, der mit mir fuhr, auf die Schulter und sagte väterlich: So ist's recht, junger Mann,

so ist's recht, weinen Sie nur weiter und auf der Stelle schenkte er mir drei große Leinentücher mit breitem schwarzen Rand. —

Wir waren mittlerweile vor einem Hause angekommen, dessen Portal schwarz ausgeschlagen war und vor dem ein pompöser Trauerportier stand. Wir fuhren mit dem Aufzug hinauf, durch ein paar Hinterzimmer wurde ich in ein Trauergemach geführt, wo einige Leute schweigend und mißmutig beisammen standen, um einen geschlossenen Sarg versammelt. Aus dem Nebenzimmer hörte ich ein Surren von vielen Stimmen.

Hier hab ich ihn, den gewünschten Mann, hörte ich meinen Führer halblaut zu den Anwesenden sagen, er bringt die nötige Stimmung mit, wir werden gleich so weit sein.

Der geschlossene Sarg, die schwerduftigen Kränze, die feierlichen Lichter, die ernsten, wenn auch verdrießlichen Mienen der Anwesenden, kurz das ganze Milieu begann ungeheuer auf mich zu wirken, geradezu suggestiv. Meine Tränen flossen reichlicher. Und merkwürdigerweise nicht nur das Lachen scheint ansteckend zu wirken, sondern auch das Weinen. Die Gesichter der Frauen verzogen sich, die Männer wurden düsterer. Bald erfüllte ein heißes Schluchzen den ganzen Raum. Ich glaube, wir sind so weit, wir können die Türen öffnen, sagte mein Führer, und schon stieß er sie auf und eine ganze offizielle Welt vornehmer und bedeutender Menschen sah plötzlich die trauernden Hinterbliebenen, die sich fassungslos vor Schmerz um den Sarg des teuren Entschlafenen versammelt hatten, ihm die letzten Ehren zu erweisen. In diesem Moment verließen mich die Kräfte und ich sank zusammen vor Hunger und Schmerz. Die Frauen schrieen auf und eine sank fast gleichzeitig mit mir um. Das letzte Wort, eh mich die Ohnmacht umfing und das ich noch vernahm, war der halblaute Ausruf meines

Führers: „Wundervoll, das auch noch, der Mann ist einfach unbezahlbar . . .!“

Nach einer kleinen Weile erwachte ich in einem Nebenzimmer, wo man mich labte . . . man hatte den Auftrag zurückgelassen, mich, sobald ich mich nur erholt habe, auf den Friedhof in einem Fiaker raschestens nachzufahren, man werde tunlichst auf mich warten. Auch ein schwarzer Anzug lag für mich parat und eine größere Banknote à conto!

Mit ernster Fassung wohnte ich auch noch den letzten Zeremonien bei und erfuhr bei dieser Gelegenheit sogar, wer der Tote war. Noch am selben Abend hatte ich ein glänzendes, lebenslängliches Engagement bei der Bestattungs-Gesellschaft, deren geistiger Leiter jener Mann war, welcher mich am Gittertore des Spitals entdeckt hatte. Er wurde noch sehr stolz auf seine Entdeckung und sorgt für mich wie ein Vater.

Bei besonders schwierigen Fällen, wo es einem durchaus nicht leicht fällt, gerührt zu werden, bekomme ich sogar Prämien und Extravergütungen.

Ein Herzleiden hab ich mir noch nicht zugezogen. Ein berühmter Professor, von dem ich mich neulich untersuchen ließ, erklärte mich für ganz gesund, höchstens ein bißchen nervös und sensibel sei ich, meinte er. Neuestens hab ich mir sogar angewöhnt Masken zu machen. Mein Gott, man will doch seinen Klienten auch etwas bieten und nicht bei allen großen Ereignissen mit denselben Zügen kommen.

Auch wird man leicht zu bekannt. Ich nahm für mein Geschäft Stunden bei einem Hofschauspieler, der seiner Masken wegen berühmt ist und mir auch sonst durch seinen hohlen Grabeston, mit dem er alle Rollen spielt, ungemein sympathisch auffiel.

Durch ihn kam ich auch mit andern Theaterleuten in Berührung und neulich war sogar der Abgesandte eines Direktors bei mir, der im Auftrage seines Chefs bei mir an-

fragte, ob ich nicht geneigt sei, meine Kraft seiner Bühne zu widmen, wo sehr traurige Zustände herrschten.

Man habe aber jetzt die Absicht, mehr das heitere Genre zu pflegen und wenn mir das Lachen und die fröhliche Stimmungserzeugerei ebenso gelänge, wie das Gegenteil, so sei keine Gage zu hoch, ich dürfte fordern, was ich wolle. In erster Linie hätte man ein Geschäftstheater und wenn es das Geschäft gälte, so sei ich mindestens soviel wert wie jeder Oberregisseur, was Stimmungsmacherei anbelange. Ich habe diesen ehrenvollen Antrag abgelehnt, erstens weil ich nicht gegen meinen verehrten Entdecker undankbar werden wollte und zweitens, wenn ich ganz aufrichtig sein will, so liegt mir das Weinen wirklich näher als das Lachen . . .

Offenbar wollte es Gott so mit mir und nicht anders und schließlich kommt jeder vernünftige Mensch dazu, der es recht überlegt, tragisch zu enden, die Grenzen seines Wesens zu erkennen und das zu vollbringen, ohne Murren und mit sorglicher Hingabe, wofür er von allem Anfang an bestimmt ist, kraft seiner inneren Konstruktion.

Wohl dem, der noch im richtigen Momente, bevor es zu spät ist, zu dieser Erkenntnis gelangen darf.

Der Pudelhund

Mein schwarzer Pudel Alarich
gibt mir beständig Grund zum Klagen,
zum Beispiel heute hat er sich
mal wieder schauerlich betragen!

So ruf ich meinen Pudel her
und halt ihm eine Tugendrede:
„Nun merke auf! Das geht nicht mehr
so immer weiter, alter Schwede!

Die ganze Stadt ist voll von dir
und wünscht, dich soll der Teufel holen!
Dort nahmst du Käse weg und hier
hast du eine Kotelett gestohlen!

Im Stadtpark treibst du Schlingel dich
am Tag herum zu dutzend Malen
und jagst die Enten — — aber ich
muß dann die Protokolle zahlen!

Vorgestern hast du dem Polier
die neue Sonntagshos' zerrissen,
und heute erst dem Juwelier
sein Prachtkaninchen totgebissen!

Und jedem Hundedämchen paßt
du sorgsam auf, du alter Sünder,
du Lustgreis du! — Man sagt, du hast
zum mindesten fünf Dutzend Kinder!

Schämst du dich nicht? — Hier, sieh mich an,
du Erzhalunke, du verstockter!"
— — Da macht der Pudel einen Mann
und lächelt schlau:
„Und du, Herr Doktor?"

Der Mistkäfer

Ein Mistkäfer hatte von seinem Papa
den größten Misthaufen in Afrika
und noch dazu einen Taler geerbt.
(Der blinkte früher, jetzt war er gefärbt
und lag nun schon seit manchem Jahr
im Mist, da wo er am dicksten war.)
Der Käfer war dick und war kugelrund,
er glänzte von Fett und war kerngesund
und war sich dabei, wenn's auch niemand wußt',
als reichster von allen Käfern bewußt!
— Und doch! Sein armes Herz war krank,
reich war er wohl, doch ach — er stank!
Und wo er sich nur zeigt', im Nu
hielt alles sich die Nase zu.

Da ließ er sich denn aus Paris
Oppoponax und Eeau de Nice
und hundert Wohlgerüche kommen;
jedoch es sollt ihm wenig frommen,
trotz wohlbesprengtem Taschentuch
drang siegreich durch der Mistgeruch!
Da weinte der Käfer früh und spat,
bis ihm ein Derwisch gab den Rat:
„Putz deinen Taler, setz dich darauf —
Dann hört das Stinken für immer auf!"

Der Käfer hört' es und grub im Mist,
bis daß sein Taler gefunden ist,
er putzt' ihn blank und steckt ihn fein
in seinen Misthaufen oben hinein,
sich selbst aber setzt' er mitten darauf.
— O Wunder! Da kamen in schnellem Lauf
von allen Seiten die schönsten Insekten.

Die Grillen sangen, die Bienen leckten
ihm seine Flügel — und der Skorpion
sagte zu ihm: „Mein Herr Baron!"
Ja selbst die stolzen Schmetterlinge
machten die allertiefsten Bücklinge.
— Und eine Fliege, zart und traut,
die nahm der Käfer sich zur Braut.
Da saß er, den Taler unterm Popo,
und lächelte selig: Non oleo!

Im Karpfenteich

Im Karpfenteiche
schwamm einmal eine bläulich bleiche
und schleimig weiche Wasserleiche.
Ein Karpfenjüngling kam heran
und fing, wie folgt, zu reden an:
„O Menschenlos! Gewiß die Flammen,
die aus verschmähter Liebe stammen,
verbrannten seinen armen Sinn
und trieben ihn zum Wasser hin!"
Ein andrer Karpfen hört sein Klagen
und hub verächtlich an zu sagen:
„Ach wat! Im Dusel hat er sich verloffen,
fiel in den Teich und ist darin versoffen!"
— Jedoch ein alter, hundertjähriger Knabe
erfreute sich der guten Gottesgabe;
er sprach kein Wort, er fraß und fraß,
daß er die Welt darob vergaß,
und dacht': „Nicht immer gibt's im Teiche
solch' eine schöne, schleimig weiche
und bläulich bleiche Wasserleiche!"

Igel und Kaninchen

Ein Igel — übrigens ein Brudersohn
von dem, wovon ich jüngst erzählte —
war grad' so schlimm daran. Mit bittrem Hohn
und Spott man stets den armen Teufel quälte.
Und ganz besonders war es ein Kanin,
das ihn zum Zielpunkt seines Witzes wählte,
mit seiner plumpen Späße Melodien
ihn stets besang und plump ihn ankrakeelte.
So rief es eines Tags: „Marsch, fort von hier!
Ich geh nicht durch den Wald mit solchem Lumpen;
du Struwelpeter, schmutzig Bürstentier,
du Dornbusch du, du alter Stachelklumpen!"

Rau, wau! da springt ein Jagdhund übers Feld,
sein scharfer Biß bricht dem Kanin den Nacken;
der Igel läuft davon, der Jagdhund bellt
und will nun auch die zweite Beute packen.
Ein rascher Sprung — jetzt hat er ihn beim Kragen,
o weh! es sticht und schmerzt der Stachelzaun!
Er läßt ihn laufen: selbst ein Hundemagen
kann solchen Nadelbraten nicht verdaun.
— Der Igel lauscht noch lang dem Schmerzgebell,
dann rückt zurecht er seine Stachelmütze:
„Schmäht ihr nur immer auf mein Stachelfell,
jetzt weiß ich doch, wozu es nütze!"

Schon mancher läge längst in einer Pfütze
und säß als Bettler in dem Straßengraben,
hätt er nicht seine gute Stachelmütze — —
— Ja, ja! — Es ist ganz gut, ein dickes Fell zu haben!

Das arme Dirnlein

Es war einmal ein Dirnlein, stramm und sauber; aber die Eltern waren ihm gestorben, die Brüder nicht eben wohlgesinnt — da beschloß das Dirnlein, in die Stadt zu gehen und einen Dienst zu suchen.

Richtig ging es in die Stadt und trat gleich ins erste Haus — zu einem Kaufmann. — Er tänzelte geschwind herbei und fragte mit freundlichem Lächeln:

„Mehl, Schokolade oder Heringe gefällig, schönes Fräulein? Oder frisches Waschblau angenehm? Belieben vielleicht Zitronen und Kandis?"

„Nein," sagte das Dirnlein verwundert, „ich suche einen Dienst."

„Hm. So. — Wer ist man denn?" antwortete der Kaufmann um einen Ton kälter.

„Kennen Sie mich nicht?" rief das Dirnlein. „Ich bin die deutsche Sprache."

Da sagte der Kaufherr: „Auf Ihre sehr geschätzte mündliche Offerte vom 19. currentis bedauern wir durch Vorliegendes erwidern zu müssen, daß wir in offerierten Leistungen bereits mit kommerziell geschulten Kräften hinreichend versehen, und sind wir daher in angezogenem Artikel derzeit bedarflos."

Das Dirnlein verstand zwar nicht, las aber aus den Mienen des Kaufherrn die Abweisung und schritt weiter, um sein Glück im Nachbarhaus zu versuchen.

Dort wohnte der Amtmann. — Er hörte die Bitte kaum an.

„In Erwägung," sagte er, „daß Petentin vermöge Mangels der im Sinne wiederholt erflossener Dekrete der h. h. Oberbehörden erforderlichen Studiennachweise zu der ihrerseits erstrebten Position hieramts als unqualifiziert bezeichnet werden muß, findet das Amt zu entscheiden, daß

Petentin unter Wahrung des ihr laut Paragraph 137, Alinea c, an die h. h. zitierten Behörden offenstehenden Rekursrechtes abweislich zu bescheiden sey."

Das Dirnlein verstand wieder nicht und brachte seine Bitte im dritten Hause vor. Dort schaltete der Redakteur des Intelligenz-Journals, Herr Doktor Papierdeutsch. — Er legte alsbald die Schere beiseite und sprach:

„Unter den mannigfachen Forderungen des Tages, welche derselbe einem vielgeplagten Ritter von der Feder zu Gehör bringt, kann diese Forderung wohl mit Recht als die eigentümlichste bezeichnet werden. Dieselbe ist in ihrer Gänze ein charakteristisches Bild der im Leserkreis und über denselben hinaus verbreiteten, jedoch völlig aus der Luft gegriffenen, bestenfalls auf entschwundene Traditionen begründeten Ansicht, daß die Fähigkeit des logischen Gedankenausdrucks in der deutschen Sprache mit der Kenntnis dieser allein verbunden sei . . ."

Er wollte noch weiterschwatzen, das Dirnlein aber kehrte ihm unmutig den Rücken und schritt fort: zuerst zu einem Germanisten — er hatte eine uralte, robuste Person zu seiner Bedienung und brauchte sonst niemand.

Dann zu einer Hofdame. Der hielt eine geschminkte Französin das Haus in Ordnung.

Endlich aufs Feld hinaus, ein Bächlein entlang . . .

Dort saß unter den Weidenbüschen ein Jüngling mit himmlisch klaren Augen und träumte im Wachen. Als er des Dirnleins Schritte hörte, schreckte er empor. Als er ihr holdes Angesicht sah, da meinte er vor Glück zu sterben. Er eilte auf das Dirnlein zu und schloß es in seine Arme — so fest — so treu und zärtlich, daß ihm das Dirnlein gut sein mußte, ob es wollte oder nicht.

Und sie küßten einander und ließen nimmer, nimmer von einander — die deutsche Sprache und der junge Dichter.

Härtel und die Faktoren

Härtel zu Härtefeld, Karl Freiherr von, ist k. und k. Kämmerer und Oberleutnant bei Dembski-Dragonern Nr. 17.

Der Faktor (Mehrzahl: Faktoren) ist eine Zahl, die multipliziert werden soll — oder auch, in übertragenem Sinn, eine von jenen Ursachen, deren viele zusammenwirken müssen, um ein bestimmtes Ergebnis herbeizuführen.

Hingegen ist der Faktor (Mehrzahl: Faktorkes) ein Untertan Seiner Majestät, des Königs von Galizien und Lodomerien, lebt in ungezählten Exemplaren östlich der Kultur und hilft allen, die dahin verschlagen werden, den Kampf ums polnische Dasein fechten.

Wenn man nach Galizien versetzt wird, erwartet einen der Faktor an der Bahn. Er grüßt höflich und geleitet einen zum Wagen; zu seinem Wagen.

Man möchte ins Hotel fahren: aber der Faktor hat einem schon die Wohnung besorgt. Man will Möbel kaufen: aber der Faktor hat sie schon — auf heute — bestellt. Man will sich schlafen legen: der Faktor sagt, es schicke sich, in der Offiziermenage vorzusprechen.

Er hat auch schon über den Abend verfügt und zieht ein Theaterbillett aus der Tasche. Er wartet vor dem Chantant und bringt einen nach Haus, „weil mä sich doch noch nix auskennt".

Das ist der Faktor.

— — — — — — — — — —

In Tarnopol, Gertrudigasse Nr. 17, wohnt Simon Deutscher, die Seele von einem Menschen. Ein wahrer Vater jedes Kavallerieregiments, das just in Tarnopol liegt. Er zöge sein letztes Hemd aus und borgte es her — wenn jemand gerade auf Simon Deutschers Hemd Wert legte — borgte es her auf einfachen Bon und ohne Giranten.

Bei Dembski-Dragonern war die Sache besonders idyllisch, weil sie doch Nr. 17 haben und Simon Deutscher auch. Sie ernannten ihn zu ihrem zweiten Inhaber und schrieben sich statt „Feldmarschalleutnant von Dembski Nr. 17“ einfach „Dragonerregiment Simon Deutscher, Tarnopol, Gertrudigasse Nr. 17“.

Leider störte eines Tages Oberleutnant Baron Härtels jugendlicher Übermut das innige Verhältnis des Truppenkörpers zu seinem Faktor durch einen Roheitsakt, der selbst bei sehr nachsichtigen Menschen nichts als Verurteilung findet. Als nämlich Simon den Härtel einmal auf die Reitschule besuchen kam, um daran zu erinnern, daß gestern der 1. Dezember gewesen sei, ließ Härtel den greisen Edelmenschen hinterrücks auf ein Pferd heben und longierte ihn eine halbe Stunde lang im Trab und Galopp auf beiden Händen.

Alles, was recht ist. Aber wie kommt ein so dienstfertiger, wirklich sehr anständiger Mensch dazu, sich longieren zu lassen?

Hätte übrigens alles noch nichts ausgemacht, denn Simon Deutscher war von den Ulanen, die vorher in Tarnopol gewesen waren, bei ähnlichen Gelegenheiten im Reiten genügend vorgebildet worden.

Doch Härtel bemühte sich, Simon Deutscher durch eingeschaltete Barrieren zum Abfall vom Väterglauben zu bewegen, und das ließ sich Simon nicht gefallen. Er kündigte dem ganzen Regiment den Kredit und bereitete so insbesondere den Herren Stabales manche bittere Stunde.

Härtel aber schwenkte mit fliegenden Fahnen auf den Sobieskiplatz ein: zu Aron Löffelgrapser und Srole Veilchenbauch.

Nach einem halben Jahr hatten seine Finanzoperationen zu einer vollkommenen Ablösung von der Basis geführt.

— — — — — — — — — —



Roda Roda

Um diese Zeit geschah es, daß der Korpskommandant Härtels Obersten rufen ließ und ihn bat, einen energischen, betriebsamen Offizier für den Posten des Personaladjutanten namhaft zu machen.

Dem Obersten von Dembski-Dragonern rühmt die Qualifikationsliste nicht umsonst ein rasches Erfassen gegebener Situationen nach. Mit einem Blick erkannte er die prachtvolle Gelegenheit, Härtel loszuwerden: Härtel ist ja ein geborener Personaladjutant, er ist witzig und spielt geradezu ideal Tarock; Vater ist Truchseß, Mutter Sternkreuzfixhagelordensdame; er hat eine Menge Bahnhofspinat — erst unlängst wieder gelegentlich der Durchfahrt des Schahs von Persien den Sonnigen Löwenorden an der Luftröhre. Härtel ist auch energisch und betriebsam, ganz wies der Korpskommandant verlangt hat. (Wer bei den bekannt diffizilen tarnopolitanischen Kreditverhältnissen in so kurzer Zeit so hohe Kontributionen aufbringen kann, ist betriebsam.) — Allerdings ist Härtel auch abominabel verschuldet. Aber ein halbes Jahr hält ers schon noch aus — und länger treibt's der Korpskommandant auch nicht — mit seinem Sprachfehler. (Er kann mit den Schlachzizen nicht höflich sprechen.)

Also machte der Oberst Seiner Exzellenz den Härtel namhaft, redigierte Härtels Strafprotokoll auf ein menschliches Format, und Härtel wurde Personaladjutant.

Er brauchte nun mindestens einen neuen Helm und ein Band zum Großkreuz der Kriegsmedaille. Alles zusammen kostet fünfundvierzig Gulden. — Härtel beschloß, die Summe nach oben hin abzurunden und sich dreihundert auszuleihen. Auf Grund der neuen Ehrenstellung gelang der Pump bei Aron Löffelgrapser ohne Schwertstreich.

Am Tag nach Härtels Dienstantritt erschien Srole Veilchenbauch im Adjutantenzimmer und sprach vorwurfsvoll:

„Oi weh, von Sie hätt ach mr dos nix gedenkt, Herr vün Adjutantleben!“

„Wos hättst dü dr nix gedenkt, Srole?“ fragte Härtel mit ehrlicher Neugier.

„Nü, doß Se wern zu Löffelgrapsern gehn, zu ä soi ä Ganef.“

„Aber Sroleleben, mei Gold,“ rief Härtel, „bis zwaahündert Johr sollst de mr leben ün gesünd sein ün lauter Fraad haben mit dei Weib — — bist de meschugge? Wenn de bist eifersüchtig af dei Freund Löffelgrapsern, daß r mr hat geborgt Geld — nü, borg mir aach dreihündert Gülden zu antisemitische Perzenten — wer ach sein dein stets wohlaffektionierter Oberleutnant Baron Härtelleben.“

„Wie heißt Geld, Herr vün Adjutant? Ich soll Ihnen borgen? Sie sennen mr nix mehr güt for Geld. Wer mit Ganef Löffelgrapsern zu tün hat, is ah konträr ä vernichtete Existenz. — Ich komm, Se sollen mr zürückgeben.“

„Srole — keine unanständige Eile, wenn ich bitten darf! Geld zürückgeben geb ach überhaupt nix, sondern ä pickfein Wechsele kännst de hoben.“

„Nü — wer ach mr auf Ehre zü helfen wissen. Ich wer gehn zü steigen züm Herrn vün Korpskommädanten, wer ach sehn, ob Se mr wern jo zürückgeben äs Geld.“

„Srole, dü kennst noch nix mei Seelenleben. Wenn de werst kümmen zü steigen zü mei Schef, wer ach dr müssen geben einünsiebezig Pätsch — fünewedreißig rechts — fünewedreißig links — ün aanen Patsch af de Nos — der Symmetrie wegen. Srole, es wär mr leid um dei Scheenheit.“

Aber es half nicht: Srole Veilchenbauch meldete sich stützig. Beim nächsten Donnerstagsempfang zeigte er den Oberleutnant Baron Härtel beim Exzellenzherrn an: 850 Kronen, sofort zahlbar.

Damals war der Krieg in Ostasien. Seine Exzellenz berechnete eben die Chancen eines Angriffes auf Moskau

während des ostasiatischen Krieges, wobei Deutschland den Feind im Norden zu beschäftigen hätte — Rumänien, die englische Flotte und die Türkei sollten im Süden angreifen, die Perser aber einen Aufstand in Turkestan organisieren, um dem mit Japan verbündeten Armeekorps Seiner Exzellenz die Wege zu ebnen.

Der Besuch Srole Veilchenbauchs erschien dem Korpskommandanten unter diesen Umständen als lästige Störung. — „Herr Oberleutnant, bringen Sie die Angelegenheit binnen achtundvierzig Stunden ins reine,“ sagte er und kehrte wieder zu seinen Karten zurück. Es handelte sich nämlich noch um eine Aktion der Tibetaner.

Binnen achtundvierzig Stunden? — Härtel jubelte innerlich auf. So lang hatte man ihm beim Regiment nie Zeit gelassen.

Er bat den Justizchef des Korps, einen armeebekannten Schotterkavalier, am Samstagmorgen tausend Kronen aufs Bureau zu bringen — in einer Stunde würden sie unbeschädigt wiedererstattet werden — und ging an diesem Morgen, mit den tausend Kronen bewaffnet, zu Srole.

„Srole, Ribiseln sollen dr wachsen im Dünndarm: da hast dü 850 Kronen.“

Srole wurde wachsbleich. — „Herr vün Adjutantleben — heunte is doch Schabbes?!!“

„Wos geht dos mich an? Ich bin ä Goj. Du hast dü 850 Kronen — schreib ä Quittung.“

„Herr vün Adjutantenleben — Se wern doch en armen Menschen nix unglicklich machen? Oder wissen Se am End züfällig nix, doß ich bin ä Isralit? So sog ach Ihnen jetz: ich bin ä Isralit. — An Schabbes därfen mir ka Geld nix nemmen. Ün schreiben doch scho gor nicht.“

Da grinste Härtel seine garstigste Fratze und sang:

„Sroleleben, wenn dü willst ka Geld nix nehmen, wer ach mrs nach Hause nehmen.“

Sang es, kehrte dem armen Srole schnöd den Rücken und meldete Seiner Exzellenz gehorsamst: der Gläubiger verweigere die Annahme des Schuldbetrages. — Seine Exzellenz stellte eben die Bocharen in sein Marschechiquier ein.

Dann aber vollführte Härtel eine der vernünftigsten Taten seines Lebens: er verfaßte eine Nänie an seinen Oheim. Er schrieb nicht um 850 Kronen, denn der Oheim pflegte nach alter Erfahrung nur die Hälfte zu bewilligen; er schrieb gleich um 1700.

Onkel Theobald hatte aber diesmal eine denkwürdig gute Stunde und wies 1700 an. Wahrhaftig, ganze 1700. Er irrte sich bloß und schickte statt der Kronen — Gulden.

Oberleutnant Härtel brauchte drei geschlagene Stunden, es zu fassen. Leider wußte er das große Glück, das ihm in den Schoß gefallen war, nicht besser zu feiern als damit, daß er zwei Verhältnisse mit drei durchziehenden Chanteusen begann.

Und das kostete ihm 1900 Gulden bar.

Diplomatie

„Señor Rodriguez," sprach der Duque de las Estacas y Esproncedas, „wie man die Sache immer wenden mag, ist heute der 23. April 1940. Betrachten Sie das letzte Intimat unsres Ministeriums, und Sie werden bemerken, daß es gerade Jahr und Tag alt ist."

„Gewiß, Exzellenz! Recht auffällig."

„Mehr als das, Señor Rodriguez: ein wenig sonderbar. Ich will nicht erst darauf hinweisen, daß ich — und daher auch das Personal der Botschaft — seit Jahr und Tag keine Peseta an Gehalt bezogen haben — das ist leider in dem Stande der königlichen Finanzen nur zu begründet. Ich will auch nicht behaupten, daß zwischen unserm Vaterland und

Seiner Majestät, dem Mikado, irgendwelche Angelegenheiten schwebten, die Instruktionen aus Madrid nötig machten. Im Gegenteil — und ich reklamiere das Verdienst daran für mich — die Beziehungen der beiden Staaten sind so freundlich wie nur je, seit ich die Auszeichnung genieße, Seine Majestät, unsern erhabenen König, am Hofe von Tokio vertreten zu dürfen."

„Nun Exzellenz —?"

„. . . Ich habe heute meinen guten Tag, Rodriguez, und will wie ein Vater zu Ihnen sprechen. — Junger Mann, nicht nur das Schweigen des madrilenischen, nein, noch mehr das des japanischen Hofes beunruhigen mich ein wenig."

„Wie wäre es, Exzellenz, wenn wir in einer vorsichtig abgefaßten Note fragten?"

„Fragen, Señor Rodriguez? Sind Sie von Sinnen? Ein Diplomat fragt nicht. Er ahnt und wittert. — Und mein Gefühl sagt mir: etwas ist hier nicht in Ordnung."

„In der Tat, Exzellenz, auch ich glaube, eine Art . . . Abkühlung zu bemerken. Mir ist manchmal, wenn ich Gesellschaften aufsuchte, als habe man eben von mir gesprochen, . . . als . . ."

„Señor Rodriguez — ich wage nicht daran zu denken — Sie haben sich doch nicht am Ende hinreißen lassen, die gebotene Reserve aufzugeben? Und auch nur im geringsten zu verraten, daß Ihnen das Benehmen der Gesellschaft auffällt?"

„A mis soledades voy — de mis soledades vengo."

„Das will ich hoffen. Schweigen ist die Tradition unsrer Diplomatie."

„Ich schmeichle mir, darin ein eifriger Schüler Eurer Exzellenz zu sein. — Die europäischen Attachés machen sich seit einiger Zeit unsichtbar. Jo me rio. Ich zeige durch kein Wimperzucken Erstaunen oder Indignation darüber."

„Recht so, Señor Rodriguez! — Ihre Beobachtungen stimmen übrigens mit meinen überein. Es bereiten sich Veränderungen vor.“

„Und woraus belieben Eure Exzellenz das zu schließen?“

„Woraus? Señor Rodriguez, als im Jahre 1481 ein Estaca y Espronceda Ihre Majestät, die katholische Königin, vor der Entdeckung Amerikas warnte, hatte er auch keine greifbaren Gründe anzugeben — und wie schrecklich hat nach des Allmächtigen Willen die jüngste Vergangenheit die Befürchtungen meines Ahnen verwirklicht! — Aus kleinen Anzeichen, die ein andrer kaum der Beachtung wert findet, aus winzigen Schatten von Tatsachen, die noch keine sind — auf Grund einer gewissen Sehergabe — kombiniere ich, daß hier oder dort ein Wolkenflöckchen aufsteigen und den politischen Horizont mit einem leichten Hauche trüben könnte.“

„Oh —!“

„Kaltes Blut, Herr Sekretär! Ich denke dabei durchaus noch nicht an eine Spannung. Tout est pour le mieux. Aber . . .“

„Eure Exzellenz geruhen also, Ihr Hauptaugenmerk auf das Ausbleiben einer Berufung zu Seiner Majestät, dem Mikado, zu richten?“

„Señor Rodriguez, empfangen Sie aus dem Munde eines Estaca y Espronceda die Lehre, daß es nur eine Art verläßlicher Kalküle gibt: die aus den allersubtilsten Prämissen. Das Stillschweigen des kaiserlichen Hofes ist aber zu fühlbar. Es kann einen Diplomaten nicht täuschen. Es ist, glauben Sie mir, nur ein Vorhang, um ganz andre, unendlich fernere Möglichkeiten zu verschleiern. — Welche? Das wollen wir von Juan erfahren!“

„Von Ihrem Portier, Exzellenz??“

„Jawohl, junger Freund!! Aber auf meine Weise.“

— — — — — — — — — —

„Nun, Juan, was ist's? Du rasierst dich nicht seit einigen Tagen?"

„Nein, Vuesencia, untertänigst zu melden."

„So . . . Na, und glaubst du, daß dir der Bart zu Gesichte stehen wird?"

„Nicht das grade, Vuesencia. Aber es ist jetzt Mode so in Tokio — mit Respekt."

„Mode. Hm. — Bei den Botschaftsportiers?"

„Mit Verlaub — bei den Portiers überhaupt, Vuesencia."

„Und seit wann?"

„Nun, Vuesencia — seit die Russen im Lande sind."

„Die Russen, sagst du, im Lande. Inwiefern, Juan?"

„Vuesencia, untertänig zu melden, insofern, als sie doch eben heut vor einem Jahr in Tokio eingezogen sind und Seine Majestät, den Mikado, verjagt haben. Wenn sich Vuesencia an eine mächtige Schießerei zu erinnern geruhen, die damals stattfand . .? Das war das Bombardement."

„Was sagst du, Mensch?? — Eilen Sie, eilen Sie, Señor Rodriguez, um Himmels willen, chiffrieren Sie an unser Ministerium . . ."

„Vuesencia, der heiligen Jungfrau von Burgos sei's geklagt — das wird nicht nötig sein. Denn an demselben Tage, heut vor einem Jahr, ist unser glorreiches Vaterland von seinen ausländischen Gläubigern gepfändet und an den Meistbietenden versteigert worden. R. M. Vanderbilt & Son Limited herrschen in Kastilien, Gebrüder Bleichröder in Leon — in Navarra Morgan — und auf dem Montjuich der Katalanen weht die Fahne von Amschel Rothschild."

„Ay de mi Alhama, Juan! Und all das sagst du mir erst jetzt?"

„Vuesencia haben mir streng verboten, über Politik zu sprechen."

„Pardiez! Eine kleine Andeutung hättest du immerhin riskieren können."

Rammels Leben und Taten

Milchblume war seine Mutter, und wer sein Vater gewesen, das wußte er nun auch. Milchblume selbst hatte es den Kindern berichtet.

Es war mittags im Schlehenhang gewesen, da hatte sie plötzlich geseufzt: „Ach, Kinder, wär doch euer Vater noch am Leben!“

Die Kinder guckten mit ihren runden schwarzen Augen erstaunt auf, und er, der kleine Rammel, fragte: „Was ist das: unser Vater?“

Milchblume putzte sich verlegen die Nase.

„Naseweiser Bub!“ sagte sie dann und drückte ihm ein Milchzäpflein ins Mäulchen. Und den beiden andern auch.

Die Drillinge schmatzten vergnügt — —.

Sie dachte: Wie sag ich's meinen Kindern? —

Endlich wußte sie's.

„Was das ist? — Also hört zu: Euer Vater das war mein Mann.“

„Ach so,“ sagten die Drillinge und wechselten die Milchzäpflein.

Abends dachte der kleine Rammel bei sich: Also ein Mann . . . na, mir kann's egal sein . . . —

Nachts: „Mutter Milchblume, was ist das: ein Mann?“

„Ein Mann . . . was das ist? . . . Nun, der Onkel Kniebeug zum Beispiel ist ein Mann. Und wenn du groß bist, dann bist du auch ein Mann.“

„Ach so.“

Im Morgengrauen, als sie ins Holz zogen, begegneten sie am Ginsterstieg dem Onkel Kniebeug.

„Guten Tag, unser Vater!“ rief der kleine Rammel. „Aber mir kann's egal sein. Und wenn ich groß bin, bin ich selbst unser Vater.“

Ohm Kniebeug wackelte sprachlos mit seinen prächtigen Ohren.

„Da soll denn doch der Hund drein fahren!“ fluchte er endlich die erschrockene Milchblume an. „Eine saubere Erziehung, das muß ich sagen! Für eine solche Verwandtschaft bedanke ich mich schön!“

„O, bitte, gern geschehen,“ flüsterten liebenswürdig die Drillinge unter Milchblumes Bauch hervor.

— — — — — — — — — —

Am nächsten Tage nahm Ohm Kniebeug die Erziehung in die Hand.

Vor allem wollte er die Rangen entwöhnen. Denn erstens waren sie alt genug, und zweitens war Milchblume seine Zukünftige und sollte darum schön kräftig bei Leibe bleiben. In diesem Sinne schleppte Kniebeug einen Strauß frischer und appetitlicher Kohlblätter herbei und rief den Drillingen zu: „Kommt her, ich lade euch zu einem Festmahl ein!“

„Hurra!“ schrien die Drillinge, hupften dem freundlichen Ohm unter den Bauch und stupsten ihm mit gierig suchenden Mäulchen im Pelz herum.

Mit einem gewaltigen Satz entzog sich Kniebeug weiteren Visitationen.

Die Drillinge waren äußerst indigniert.

„Hochstapler!“ schrie Rammelchen.

Der gute Ohm versetzte dem Frechling ein paar kräftige hinter die Löffel.

So begann die Erziehung mit unerquicklichen Überraschungen auf allen Seiten.

Aber dennoch lernten die Drillinge unter Kniebeugs unermüdlicher Anleitung alle wohlschmeckenden Kräuter in Wald und Feld kennen und schätzen, alle bitteren verachten.

Und weiter lernten die Drillinge das Riechen. Bald

erkannten sie mit der Nase alles Feindliche: Feind Fuchs, Feind Wiesel, Feind Hund, Feind Mensch.

Und sie lernten das Siegen. — „Siegen ist, wenn man in entgegengesetzter Richtung davonläuft."

— — — — — — — — — —

Rammel hätte dem wackeren Ohm dankbar sein sollen — aber er war es nicht. Er konnte ihm die Ohrfeigen nicht verzeihen.

Er hatte sich in seinen Mußestunden zwei Sprüchlein zurechtgelegt. Eines hieß: „Dankbarkeit verdirbt den Charakter." Das andere: „Gehorsam verdirbt den Charakter."

Rammel wollte sich seinen Charakter nicht verderben lassen, darum faßte er den Entschluß, davonzulaufen und für sich anzufangen. Doch wollte er vorher noch ein drittes Sprüchlein finden. Zwei schienen ihm nicht ausreichend zur Gründung einer selbständigen Existenz.

Er stahl sich also eines Tages fort in ein Kleefeld, um dort in der dämmerigen, duftigen Einsamkeit dem dritten Sprüchlein nachzusinnen. Und er sann so tief, daß er die Sensenstreiche nicht hörte . . . Plötzlich fühlte er sich schwupps an den Löffeln gepackt und hochgehoben.

„Da soll denn doch der Hund dreinfahren!" fluchte er und wollte siegen. Aber er hatte keinen Boden unter den Füßen und kam nicht vom Fleck. Seine Nase war dick voll Feind-Mensch, und vor seinen Augen grinste ein Feind-Menschenkopf.

Er wurde in einen Sack gesteckt und auf den Boden gelegt.

Dann ging es in seiner Nähe in einem fort: rritsch! — rritsch! —

Jetzt hörte er jeden Sensenstreich — und jeder machte ihm sein Herzchen poppern. Er ängstigte sich sehr . . .

Und plötzlich hatte er sein drittes Sprüchlein: „Mut verdirbt den Charakter."

Nun hatte er genug zur Gründung einer selbständigen Existenz. Und diese eröffnete sich ihm desselben Abends in einem Kaninchenstall.

— — — — — — — — — —

„Guten Abend beisammen!“ grüßte Rammel höflich bei seinem Eintritt. „Könnten mir die Herrschaften vielleicht sagen, wie ich auf dem nächsten Wege nach Hause komme?“

Man glotzte ihn sprachlos an. Ein alter Kanin wollte dem Eindringling mit Krallen und Zähnen auf den Leib rücken, aber sein Weib hielt ihn zurück: „Pfui, Strampel, wer wird sich an einem armen Krüppel vergreifen!“

Ah richtig, jetzt sahen sie es alle: statt daß der eine Hörlöffel übers Auge herunterhing, standen dem Ärmsten beide aufrecht in die Höhe. Man empfand Mitleid.

Rammel sagte: „Übrigens heiße ich Rammel.“

„Wie poetisch!“ meinte Rübling, Strampels Frau, die Altmutter der ganzen Kolonie. „Er ist gewiß ein Dichter?“

„Nur so nebenbei,“ antwortete Rammel, „aber ich denke sehr viel.“

Da wunderten sich die Karnickel gar nicht mehr über Rammels körperliche und geistige Gebrechen. Im Gegenteil: sie boten ihm an, als ordentlicher Professor in ihre Dienste zu treten.

Rammel akzeptierte. „Ich wußte es ja,“ jubelte er, „mit drei Sprüchlein ist man ein selbständiger Mann!“

Und als solcher fühlte er sich von Stund an.

— — — — — — — — — —

An Mahlzeiten mangelte es im Kaninchenstall nicht — aber an Raum. Wenigstens nach Rammels Meinung.

„Ich an eurer Stelle hätte mir die Welt nicht so mit Brettern vernagelt!“ warf er eines Tages den Karnickeln vor.

Die lachten über den komischen Einfall ihres Philosophen. — Sie waren sich längst darüber einig, daß er ein

harmloser Geisteskranker sei. Er hatte ihnen von Wald und Feld erzählt und von einem zahlreichen Volk von Stehohrigen, zu dem außer seiner eigenen Sippschaft noch eine Menge von Feinden und von Gleichgültigen gehören sollten. Die Karnickel aber wußten: es gab nichts außer ihrem Stall, und außer Kaninchen gab es nur noch drei Lebewesen, das waren Feind-Menschenhand, Feind-Ratte und Freund-Rattenfalle. (Flöhe zählten sie nicht zu den Lebewesen.) Und Feind-Ratte und Freund-Rattenfalle waren seit kurzer Zeit ausgestorben, so daß jetzt nur noch Feind-Menschenhand lebte. Die wohnte hinter der Türe, kam bisweilen herein, packte ein Karnickel bei den Löffeln und zog sich mit ihrem Opfer schnell wieder zurück. — Und ferner hatte Rammel von Ereignissen erzählt: von Sonne, von Mond und Sternen, von Regen und Wind. Die Karnickel aber wußten: es gab nur ein Ereignis, das war der Futterfall. Alltäglich kamen mit einer Lichtfülle, die auch die Feind-Menschenhand stets begleitete, durch die geöffnete Türe plötzlich Grünblätter und Rüben in den Stall geflogen. Andere Naturereignisse gab es nicht; und dies eine war keineswegs wunderbar, denn — es war schon immer so gewesen! — Rammels wunderbare Erzählungen waren also nichts als Phantasien eines irren Geistes, über die ein kluges Karnickel nur lachen konnte.

Und so lachten sie auch über seine Bemerkung von der vernagelten Welt. „Weißt du denn nicht," entgegnete Strampel, „daß die Welt unendlich ist, und daß sie eben darum nicht mit Brettern vernagelt sein kann?"

„Narr," sagte Rammel hochnäsig, „nennst du den Stall hier etwa die unendliche Welt?"

„Nun freilich ist hier die unendliche Welt," sagte das Kanin. „Du kannst hier tage-, wochen- und monatelang im Kreise herumlaufen, ohne jemals an ein Ende zu kommen."

„Wenn ich nun aber nicht im Kreis laufen will, sondern gradeaus — was dann?"

„Das tut man eben nicht," belehrte ihn das Kanin. „Die Welt ist rund, und wer darin laufen will, muß rund laufen!"

Rammel fühlte sich geschlagen.

Hier also war die wahre unendliche Welt! Seine Wälder und Felder, Mond und Sonne, Milchblume und Kniebeug, Regen und Wind — alles war nichts gewesen als ein Traum seiner Kindheit. Hier war die Welt, und er sollte darin rund laufen — um die Unendlichkeit zu begreifen.

Verdammt!

Was tat nun Rammel?

Er blieb standhaft in einer Ecke hocken; unter keinen Umständen wollte er rund laufen! Gehorsam verdirbt den Charakter!

„Ich — und die Welt!" sprach Rammel tiefsinnig.

Die Karnickel aber sagten: „Er ist wieder vernünftig geworden."

— — — — — — — — — —

Einmal sprach Rammel: „Klein ist die Welt."

Die Karnickel aber sagten: „Wie man's nimmt."

Er sagte: „Schweigt! Ihr könnt nicht mitsprechen. Ihr habt einen Hörlöffel über ein Auge hängen, so seht ihr nur aus einem. Und so seht ihr alles nur halb. Auch die Kleinheit der Welt seht ihr nur halb. Also schweigt, ihr könnt nicht mitsprechen über die Welt!"

Sie konnten nicht mitsprechen über die Welt . . . Was war da zu tun?

Rammel sagte: „Ihr müßtet ihn euch abgewöhnen — den Hängelöffel."

Wie man das könnte?

„Durch künstliche Zuchtwahl," belehrte sie Rammel. „Wenn i ch euch Kinder zeuge, und diese Kinder zeugen wiederum Kinder, so wird diesen schon der Hängelöffel wagerecht seitwärts stehen; und deren Kindeskinder werden Steh-

ohren haben wie ich und werden alles richtig sehn und mitsprechen dürfen über die Welt."

Die Karnickel wollten mitsprechen können über die Welt und führten die künstliche Zuchtwahl ein.

Und Rammel war zufrieden.

— — — — — — — — — —

Eines Tages kam in blendender Lichtfülle Feind-Menschenhand, packte Rammel bei den Löffeln und zog sich mit dem Opfer schnell wieder zurück.

Das kam Rammel bekannt vor.

„Da soll denn doch der Hund dreinfahren!" fluchte er. „Kaum ist man mal zufrieden . . .", und er strampelte so wütend mit den Beinen, daß er den Gedanken nicht zu Ende denken konnte. Und er schlug mit einer Krallenpfote dem Feind so empfindlich ins nahe Auge, daß der mit einem Schmerzensschrei ihn fallen ließ. Und Rammel „siegte" wie der Wind — sapperment! — gegen einen Zaun — und dann durch eine Lücke hindurch ins freie Feld hinein. Es war also doch nicht nur ein Kindheitstraum gewesen! — Hoppela, hoppela — immer geradeaus — Sieg! Sieg! Aus war es mit der unendlichen Welt im Karnickelstall!

— — — — — — — — — —

Warum nur flohen alle Geschöpfe vor dem fröhlichen Rammel so bestürzt davon? — Im Tale witterte er im Furchenacker seine Sippschaft und eilte darauf los, des Wiedersehens froh und seines Ruhmes gewiß. Aber in rasender Hast siegte die ganze Gesellschaft dem schützenden Schlehenhang zu.

Auch auf den heimlichen Pfaden im dornigen Dickicht und in den bekannten Lagern hielten sie ihm nicht stand.

Selbst ein wegelagernder Feind Fuchs entwich vor ihm.

Als es Rammel endlich gelang, ein ahnungsloses Paar seiner Sippschaft zu überraschen, bemerkte er, wie der wachende Mann seinem Weibe das Signal „Feind Mensch!"

gab; und beide siegten dahin, als hätten sie Flügel. Da stutzte Rammel, witterte — und richtig roch auch er in nächster Nähe Feind Mensch — und er lief um sein Leben — — —

Und jedesmal, wenn er gesiegt zu haben glaubte und müde anhielt, war wieder dicht bei ihm irgendwo Feind Mensch.

Und weiter jagte er — Stunde um Stunde — aber Feind Mensch blieb ihm dicht auf den Fersen.

Schon war Rammel bis in ferne Gegenden gekommen, aber noch immer war er nicht in Sicherheit — bis er endlich todmüde, sein Geschick erwartend, niederbrach.

Da plötzlich kam ihm die Erkenntnis, daß er selbst es war, der nach Feind Mensch roch — nach jenem, der ihn aus dem Karnickelstall gezogen . . .

So hatte Rammel die Flucht vor sich selbst kennen gelernt, die keinem erspart bleibt im Jammertal des Lebens.

„Aber auch den Sieg über mich selbst!" sprach Rammel tiefsinnig — und ein schwerer Schlaf verglaste ihm die dunklen Augen.

— — — — — — — — — —

Im Traum erschien ihm alles wie ein Traum: die Wildnis seiner Kindeszeit und der Karnickelstall seiner Lehrzeit — und er beschloß, sich auf den Teppich der Andacht zu setzen und ein neues Leben anzufangen. Und als er erwachte, tat er also.

Und er putzte und leckte allen fremden Stank aus seinem Pelz und spuckte ihn in die Gänseblumen.

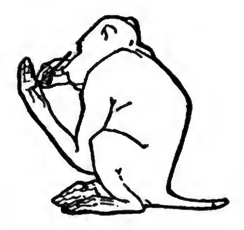
— — — — — — — — — —

Nach dem Schlehenhang fand Rammel nie mehr zurück. Er hatte sich auf der Flucht vor sich selbst zu weit verlaufen.

Aber er fand eine Gefährtin.

Und er lernte das Glück einer wahren und treuen Liebe





Theodor Etzel

kennen und erzog seine Kinder in der Furcht vor den Feinden. Und er sah Kindeskinder und Kindeskindeskinder.

Bei seiner Sippe stand Rammel in hohem Ansehn und im Ruf eines Erfahrenen und Propheten. — —

So ging Jahr auf Jahr dahin, und Rammel wurde älter und alt.

In einer stürmischen Nacht riß ihm Feind Fuchs das treue Weib von seiner Seite. Er selbst rettete sich beherzt durch schnellen Sieg und lebte von nun an einsam dahin — ein vielverehrter Einsiedler.

Von weit her kamen Angehörige seiner Sippe, um sich von ihm in schwierigen Lagen und Fragen Rat und Hilfe zu erbitten. Und keiner ging von ihm ohne Trost.

Eines Tages kam klagend ein Jungweib in sein einsames Lager.

„Altvater Rammel," sagte sie, „mir ist ein Unglück widerfahren: Feind Mensch hat mir die Blume abgeknallt. Was soll ich tun?"

Und Rammel sprach zu dem klagenden Jungweib: „Dir ist ein Glück widerfahren. Hätte dein Kopf da gesessen, wo deine Blume saß, so wärest du tot. So aber lebst du."

So tröstete er das Jungweib, und sie wurde wieder froh.

Und weiter sprach Rammel: „Ich gebe dir nun diesen Rat: bleibe bei mir und sei mein Weib!"

Und sie blieb bei ihm.

Und er gab ihr den Namen Greisentrost; „denn wer getröstet worden ist," sagte er, „der soll wieder trösten!"

— — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen lachten die Männer der Sippe über Altvater Rammel. „Wir werden ihm sagen," sagten sie zu Greisentrost, „wir hätten dich Allermannstrost getauft."

„Pst!" mahnte Greisentrost. „Ehrenmänner sind diskret!" —

Aber läßt sich ein Erfahrener und Prophet täuschen?

„Nein!“ sprach Rammel.

Und zu Greisentrost sagte er: „Ist das dein Dank?“

„Dankbarkeit . . .“ warf sie ein.

„Das galt einmal — als ich noch jung war!“ sagte Rammel. „Jetzt aber bitte ich mir aus . . .“

„Gehorsam . . . .“ meinte Greisentrost.

„Schweig!“ gebot ihr Rammel. „Auch dieser Spruch ist längst verworfen.“ Und in Angst, sie, seines kalten Alters letzte Wärme, durch Strenge ganz zu verlieren, fuhr er milde fort: „Sieh, Greisentrost, ich kenne der Jugend Verlangen und Recht. Ich will dir's gönnen; nur solltest du mein Alter ehren und mich nicht so offenkundig dem Hohn und Spott der Männer meiner Sippe preisgeben. Du hättest mir mutig . . .“

„Mut . . .“ meinte Greisentrost.

Das war zuviel! „Verdorbener Charakter!“ schrie Rammel die Ungetreue an und jagte sie aus seinem Lager.

— — — — — — — — — —

In tiefem Gram saß Altvater Rammel. Er sann auf Rache — nicht an Greisentrost, die er für ihren verdorbenen Charakter nicht verantwortlich machte, aber an den hohnlachenden und spottenden Männern seiner Sippe.

Er sann — — —

Und endlich kratzte er in eine Buchenrinde die Worte:

> Das Weib sei frei und lebe sich aus!
> Treue verdirbt den Charakter!
> Also sprach Rammel.

Als die Weiber diese Worte des Erfahrenen und Propheten vernahmen, jubelten sie: „Hoch, Rammel, unser Befreier!“

Und sie beherzigten seine Lehre — und rächten ihn.

Er aber starb in nächster Nacht — — — an Eifersucht.

Vorfrühling

Schon entkeimt die Hyazinthe.
Aber unsereiner steckt
Bis zum Nabel in der Tinte,
Die nicht halb so lieblich schmeckt.

Alle Zwiebeln, alle Knollen
Sind vom Bildungstrieb gereizt,
Und sie wissen, was sie wollen,
Wenn man nicht mit Wasser geizt.

Ohne weitre Redensarten,
Ohne Zutat oder Mist
Rührt sich das in seinem Garten,
Bis das Rüchlein fertig ist.

Unsereinem ist inweilen
Auch ein Resultat entflohn:
Ein Papier voll kurzer Zeilen
Oder gar ein Feuilleton.

Sachlicher Spaziergang

Munter gleich der zierlichen Libelle
Tänzelte um eine Rieselquelle
Mit dem Ausdruck voller Billigung
Einer, der als Lehrer sonst den Bakel schwung.

Durch die glasgeschmückten, ernsten, stummen
Denkeraugen sog er Butterblumen,
Sog er Hahnfuß und Vergißnichtmein
In die weiten Geisteskammern ein.

Dorten saß mit objektiver Kühle
Seine Seele auf dem Richterpfühle,
Siebzehntausend Kästchen oder mehr
Standen in Rubriken um sie her.

Und sie griff mit — leider — etwas fetten
Händen in den Schrank der Etiketten
Und beklebte jegliches Objekt:
Ton und Farbe, Blüte und Insekt.

Nach Erledigung besagter Taten
Aß er heiter Butterbrot mit Braten
Und nahm später auch der Zeitung wahr,
In die selbiges gewickelt war.

Steckte drauf ein Blümchen an das Röckchen,
Hieb ein Terzchen mit dem Meerrohrstöckchen
Und stieg im Gefühl der Männerkraft
Froh bewegt zum Abend-Gerstensaft.

An meine Weckeruhr

Noch eben schritt ich in weißem Talare
Unter blauenden Kuppeln durch dämmernde Hallen.
Und tottiefes Schweigen war ringsum.
— Da ließ mich
Dein Rasseln, du Untier, ins Wirkliche fallen.
O, du Bestie!

Nun grinst mir der graufeuchte Morgen ins Fenster.
... Sankt Bimbam hole die Metamorphosen!
— Was taugt's, du Poltron, mich so stracks zu versetzen
Ins Weltreich der Pflichten, Krawatten und Hosen?
O, du Bestie!

Die Seele verfliegt und verweht wie ein Räuchlein
Und trug mich doch hoch über Bettstatt und Kissen.
Breitspurig eröffnet das Zerebrum wieder
Für'n Alltag den Ausschank von „Denken und Wissen".
— O, du Bestie!

Das pendelt behaglich! — — — Ich gähne und ordne
In zierlichen Reihen die Tagpflichtgedanken.
— Der Ofen ist kalt. Die Zigarr'n sind zum Teufel.
Wo hängt denn der Schlafrock? Wo stehn die Opanken?
— — — O, du Bestie!

Ach ja . . . .

Wir saßen an dem grünen Haag,
Ich, Kunibert und Mina;
Wir Mannsen mit dem Dudelsack,
Sie mit der Okkarina.

Ergriffen von dem Abendrot
Begannen wir selb dreien
Die innerliche Herzensnot
Nach außen zu schalmeien.

Am schönsten und gerührtesten
Blus ich die Tönetonne.
Ich drückte beide Äuglein zu
Vor übergroßer Wonne.

Als ich sie wieder aufgemacht,
Hört' ich weit weg das Mädgen
Und Kunibertens Dudelsack
Als Duo sich betät'gen.

Der Idiot

Auf einer Bank in der Gerichtskanzlei saßen Franz Holubow, Vater und Sohn, und warteten auf das Erscheinen der Herren vom Gerichte. Franz Holubow der ältere, seines Zeichens Straßenkehrer, war ein verbogener, kleiner, alter Mensch mit einem eirunden Schädel, einem bartlosen, verrunzelten Gesicht, kleinen versoffenen, nassen Äuglein und einem breiten, dünnen Mund, der wie der Spalt einer Sparbüchse geschlitzt war und ununterbrochen in blödsinniger Behaglichkeit grinste. Der Sohn, kräftiger und gedrungener als der Vater, seinem Beruf nach ein Seemann, der lange Jahre als Matrose auf einem Lloydschiffe gedient und erst unlängst nachhause zurückgekehrt war, besaß ein braunrotes, gleichfalls rasiertes, von Wind und Sonne gegerbtes Gesicht, eines jener ledernen Gesichter, von denen man das Alter nicht ablesen kann, die ebenso gut einem Dreißigjährigen wie einem Fünfziger angehören können. Er trug eine runde gelbbraune Filzmütze, die er in Händen hielt, und hohe Fischerstiefel, die einen Hafengeruch ausströmten. Er kam übrigens nur als Begleiter seines Vaters, der eine Vorladung erhalten hatte, sich zum Zwecke der „Erhebung seines Geisteszustandes" bei Gericht einzufinden. Diese Erhebung sollte heute vor sich gehen.

Der alte Holubow, der wie alle Straßenkehrer, dem Genuß geistiger Getränke in überreichem Maße fröhnte, verriet nämlich schon längere Zeit Spuren einer langsam wachsenden Verblödung. In jüngster Zeit litt er überdies unter der immer wiederkehrenden Zwangsvorstellung, daß er bei Triest ins Meer gefallen sei und dort rettungslos ertrinken müsse. Ihren Grund hatte diese Vorstellung, die ihn furchtbar quälte, in einer Erzählung des jüngeren Holubow, der wirklich kurz vor seiner Abreise im Triester Hafen verunglückt war und infolge dessen auch seinen Beruf aufgegeben

hatte. Allein alle Mühe, dem Alten dies beizubringen, war vergeblich. So wie er seinen Anfall bekam, schrie er und wand sich unter dieser gräßlichen Vorstellung, daß er ertrinken müsse. Dabei trank er desto mehr, je mehr er sich fürchtete zu ertrinken. Unlängst nun hatte er nachts ein großes Geschrei erhoben, indem er fortwährend unter großem Jammer beteuerte, daß er in seinem Bett ertrinken müsse. Schließlich nahm er sein Bettzeug zusammen und trug es auf den Gang des Hauses, wo er den Rest der Nacht verbrachte. Am nächsten Morgen fanden ihn daselbst die Hausbewohner. Die Anzeige wurde erstattet, welche die heutige Vorladung zur Folge hatte.

Den alten Schädel vorgeneigt, der beständig leise wackelte, die zitternden kurzen Beinchen behaglich übereinandergelegt, saß der Alte in seiner Bankecke und lachte beständig und gleichmütig vor sich hin, mit dem Ausdruck innigen Behagens, wie ihn ein Mensch hat, der eine große und ehrliche Freude empfindet. Der Sohn saß schweigend neben ihm, die Vorladung des Vaters in der Hand und spie von Zeit zu Zeit mit einem eigentümlich zischenden Laut in den Kohlenkübel, der neben ihm stand. Ab und zu, wenn der Kanzlist, der mit dem Idioten seinen Spaß trieb, einen Witz machte, lachte er breit und dröhnend, augenscheinlich hoch erfreut über den Blödsinn des Vaters.

Dieser Kanzlist, der in seinem grauen Rock, mit grauem Haar, grauen Augen und einer grauen Gesichtsfarbe wie eine Maus zwischen seinen Büchern und Noten herumlief, war das, was man einen lustigen Bruder nennt. Ein verkrachter Student im Staatsdienst wider Willen festgehalten, suchte er sich die Zeit, so gut es ging, durch allerhand Lustbarkeiten und kleine Schwänke zu kürzen. Besonders aus dem Verkehr mit Idioten schöpfte er viel Heiterkeit. Aber auch auf Kosten seiner Vorgesetzten erlaubte er sich gerne einen kleinen Spaß, wenn dies ohne Gefahr geschehen

konnte. Und auch heute wieder schien er etwas derartiges im Schilde zu führen. Denn indem er seinen Schabernack mit dem Alten trieb, ihm mit einer zierlichen Verbeugung das Tintenfläschchen zum Trunke kredenzte, oder ihn aufmerksam fragte, ob er denn allen Rum aus Jamaika beziehe, und ob dieses bescheidene Inselchen für seine Bedürfnisse hinreiche, unterbrach er sich plötzlich und fragte mit strenger Amtsmiene zum drittenmal, seitdem die beiden hier waren: „Franz Holubow! Ihr heißt also alle beide Franz Holubow?“ Und als der Seemann diese Frage bejahte, spitzte der Kanzlist das alte Maul und schien etwas Spaßhaftes bemerken zu wollen. Aber in diesem Augenblick erschien der Bezirksrichter in der Türe, und drei Schritte hinter ihm der Rechtspraktikant. Der Kanzlist riß die Tür ins Bureau des Bezirksrichters auf und begrüßte die Herren mit einer devoten Verbeugung. Auch der Matrose war aufgestanden und grüßte linkisch. Nur der Idiot blieb sitzen und lächelte sein sanftes ewiges Lächeln.

„Heut haben wir den Franz Holubow!“ sagte der Kanzlist eifrig, indem er die Akten auf den Tisch legte.

„So, so!“ sagte der Bezirksrichter, ein dicker großer, roter Mensch mit einem feisten, schlagsüchtigen Gesicht, indem er sich schnaufend aus seiner Umhüllung schälte. Der Praktikant, ein blonder junger Mann, der, wenn er schwieg, ununterbrochen affektiert lächelte, legte rasch mit tadelloser Gewandtheit seinen Ulster ab, trat aus seinen Gummischuhen und begab sich in Eile an seinen Schreibtisch. Er hatte erst im Herbst sein Freiwilligenjahr beendet, bewegte sich militärisch kurz und korrekt, hielt sich sehr gerade, machte rasche Wendungen, schlug auch bei Gelegenheit die Hacken zusammen und sah alles in allem aus, als wäre er aus Draht geflochten.

Da die Gerichtsärzte, die man erwartete, noch nicht zugegen waren, so begannen die beiden Herren inzwischen zu

arbeiten. Der Bezirksrichter rollte, nachdem er mit einem gehässigen Blick den Einlauf überflogen hatte, eine Rolle Löschpapier auf, die er mitgebracht hatte, und begann mit einer großen Schere schmale Streifen für seinen Löscher abzuschneiden. Der Praktikant nahm, nachdem er eine Zeitlang nachdenklich überlegt hatte, ein Federmesser heraus, das er in einem Ledersäckchen bei sich trug, und begann langsam, beinahe feierlich, sich die Nägel zu putzen.

Um zehn Uhr entstand eine Bewegung im Vorzimmer, die beiden Ärzte kamen. Der ältere war ein großer, blonder, breitschultriger Mann, dem man den passionierten Jäger und Hochtouristen auf den ersten Blick ansah, der jüngere sah blässer und gelehrter aus, trug einen Kneifer und wurde mit Herr Professor angeredet, während sein Kollege bloß Regierungsrat war.

Nachdem die Begrüßung vor sich gegangen war, begann der Regierungsrat sofort über die niedrigen Taxen zu schimpfen und setzte dem Bezirksrichter auseinander, daß er bei der heutigen Kommission so viel wie nichts verdiene. Der Professor schloß sich der Meinung und den Ausführungen des ältern Kollegen respektvoll an, indem er im allgemeinen darauf hinwies, wie schlecht der Staat die qualifizierten Leistungen seiner Beamten honoriere. Der Bezirksrichter gab den beiden Herren vollkommen recht. Sie setzten sich, und ein allgemeines Gespräch über Taxen, Gehälter und Entfernungsgebühren entstand. Die Avanzementsverhältnisse in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, die Pensionsverhältnisse und die letzte Gehaltsregulierung blieben nicht unerörtert. Der Regierungsrat, eine im Grunde zur Heiterkeit neigende Natur, begann Anekdoten zu erzählen. Der Rechtspraktikant lachte stoßweise und heftig. Gegen dreiviertel elf entstand eine Pause. Und plötzlich erinnerte man sich, weshalb man gekommen war. „Also gehen wir's an!" sagte der Regierungsrat und ließ sich die

Akten geben, die er flüchtig durchblätterte. „O jeh!“ sagte er, „Straßenkehrer! Da weiß ich schon genug. Und interniert war er auch schon. No, der wird uns lange nicht aufhalten!“

Man nahm rund um den mit einem spangrünen Tuch bespannten Tisch Platz. Der Rechtspraktikant trat langsam und gemessen zur Türe und rief mit sonorer Stimme hinaus: „Franz Holubow! Treten Sie ein!“

Der Seemann trat, vom Kanzlisten geschoben, zögernd ein, die Vorladung des Vaters in der Hand. Er verbeugte sich ungeschickt, drehte seine Mütze linkisch in den Händen herum und sah die vier Herren furchtsam und mißtrauisch an.

„Sie sind der Franz Holubow?“ schrie ihn der Bezirksrichter an, indem er ihm die Vorladung aus der Hand riß.

Holubow bejahte schüchtern. Die beiden Gerichtsärzte fixierten ihn.

„No,“ sagte nach einer Weile der Regierungsrat, „das liegt ja auf der Hand. Der hat ja schon den Blick des Blöden.“

Der Professor schloß sich mit einem gewinnenden Lächeln dem Urteil des älteren Kollegen an. Der Seemann, der augenscheinlich etwas bemerken wollte, öffnete den Mund, allein der Regierungsrat unterbrach ihn rauh: „Schweigen's jetzt,“ sagte er, „und gehen's einmal zum Fenster!“

Der Matrose schien sich zu verwundern, allein, an strenge Disziplin gewöhnt, dazu erzogen, sich einem Kommando blind zu unterwerfen, gehorchte er schweigend und setzte sich langsam, mit dem breitspurigen, schwankenden Gang des Matrosen, in der Richtung gegen das Fenster in Bewegung.

„Bemerken Sie,“ wandte sich der Regierungsrat an seinen Kollegen, „bemerken Sie den eigentümlich ataktischen Gang?“ Der Professor nickte vergnügt und schrieb die Beobachtung nieder.

Der Inquisit, der sich beim Fenster umgewandt hatte,

schien wiederum etwas bemerken zu wollen, allein der Bezirksrichter, der eine ungeduldige Natur war, rief ihm zu: „Was wollen's denn immer? Sie werden schon später reden!“ Gleichzeitig befahl der Regierungsrat: „Setzen's sich daher!“ und wies auf einen Sessel.

Franz Holubow setzte sich.

Der Regierungsrat stand auf. „Schlagen's die Füß übereinander!“ befahl er. Der Matrose gehorchte verwundert.

„So,“ sagte der Arzt, trat an ihn heran und versetzte ihm mit der Schneide seiner roten mächtigen Hand in rascher Folge drei wuchtige Streiche in die Kniegegend. Das Bein des Matrosen sprang mehrmals wie von einer Feder geschnellt nach aufwärts.

„Bemerken Sie,“ wandte sich der Regierungsrat an den Professor, „die erhöhten Reflexbewegungen?“ Der Professor nickte und schloß sich an, der Rechtspraktikant sagte kindlich bewundernd: „Das ist aber interessant.“

Indessen Franz Holubow schien immer erstaunter zu werden. Er blickte ratlos um sich, endlich sagte er langsam, demütig: „Ich bitte, hohes Gericht . . .“ allein man ließ ihn nicht ausreden.

„Wie alt sind Sie?“ fragte der Regierungsrat, der zwischen dem Professor und dem Richter wieder Platz genommen hatte. Franz Holubow überlegte einen Augenblick, wie die meisten Menschen tun, wenn man sie unerwarteterweise nach ihrem Alter fragt. Dann sagte er: „Fünfunddreißig, meine Herren!“

Der Bezirksrichter konstatierte aus den Akten, daß der Inquisit sechsundfünfzig sei. Franz Holubow beharrte bei seiner Behauptung.

„No ja,“ sagte der Regierungsrat jovial, „Sie haben ja ganz recht, daß Sie sich jünger machen — sehen ja auch noch

recht jung aus," und indem er sich an den Professor wandte, „das kommt ja vor, daß diese Leute nicht mehr wissen, wie alt sie sind!"

„Natürlich kommt das vor," sagte der Professor, „es ist sogar recht bezeichnend für das Anfangsstadium der Paralyse." Er machte eine Notiz, dann, um auch seinerseits etwas zur Erhebung des Geisteszustandes des Inquisiten beizutragen, legte er langsam die Hände übereinander und fragte wohlwollend: „Lieber Freund, sagen Sie mir einmal geschwind, wie viel ist neunmal siebzehn?" Dabei schaute er den Matrosen über seine spiegelnden Augengläser hinweg, scharf und prüfend an.

Der Seemann schien äußerst erschrocken über diese Frage. „Neunmal siebzehn?" stotterte er. „Neunmal siebzehn . . .?" Er schien nachzudenken, dann verwirrte er sich plötzlich und wurde rot.

„Aber Herr Kollega!" sagte der Regierungsrat. „Was glauben Sie? Das bringt der nicht mehr zusammen! Ein Mensch, der nicht einmal mehr weiß, wie alt er ist!" und eben als Holubow die Multiplikation nach angestrengtem Nachdenken vollendet hatte und das Resultat verkünden wollte, verwirrte ihn der Regierungsrat durch eine neue brüske Frage:

„Sagen Sie einmal, sind Sie nicht bei Triest ins Meer gefallen?"

Nun wurde der Matrose lebhaft. Er liebte es, seinen Unfall zu erzählen, sich damit zu brüsten. Jawohl, berichtete er, das sei vor Wochen gewesen. Er habe vom Boot aus über die Strickleiter auf den „Adler" hinauf wollen, dabei sei er ausgeglitten und aus einer Höhe von vier Metern ins Meer gestürzt.

„War's kalt?" fragte der Regierungsrat teilnehmend, indem er seiner Methode gemäß auf die Ideen des vermeintlichen Narren scheinbar einging.

„Das glaub' ich," sagte der Seemann, „im Dezember, ich bitte . . ."

„Husch, husch! machte der Arzt. „Es ist ein wahres Glück, daß Sie schwimmen können!"

„Ja," sagte der Matrose ehrlich, „das ist ein Glück! Arbeit hab' ich genug g'habt, eh' ich wieder herausgekommen bin."

„Na ja freilich," nickte der Regierungsrat, „aber jetzt," und dabei fixierte er sein Opfer hinterlistig, „jetzt sagen Sie mir eines: Wie kommen Sie denn überhaupt nach Triest, wenn Sie Straßenkehrer sind?"

„Ich bin ja gar nicht Straßenkehrer," sagte Holubow, „ich war fünfzehn Jahr beim Lloyd. Erst unlängst bin ich z'Haus kommen."

„Gehn's weiter," sagte der Arzt, „aber da im Akt steht, daß Sie Straßenkehrer sind?"

„Das ist mein Vater," sagte Holubow.

„Ein interessanter Fall das!" wandte sich der Regierungsrat an den Professor. „Ein Mensch, der sich einbildet, sein eigener Sohn zu sein!"

„Ja," sagte der Professor, „wahrhaftig. Ich werde das in einer klinischen Wochenschrift besprechen, eine neue, interessante Form des Wahnsinnes."

„Und er laßt sich's um keinen Preis ausreden!" setzte der Regierungsrat fort. Er wandte sich an den Matrosen. „Glauben's nicht, daß Sie sich das nur einbilden, daß Sie ins Meer gefallen sind? Ebenso, wie daß Sie erst fünfunddreißig Jahre alt sind?"

„Aber nein!" schrie der Matrose heftig.

„Interessant, wie er sich aufregt!" sagte der Professor und der Regierungsrat. „Man muß ihn dabei lassen!"

„Aber nein!" versicherte der Seemann nochmals, indem er auf den Tisch schlug, „ich b i n ins Meer gefallen!"

Eine allgemeine Heiterkeit entstand. Der Regierungsrat brach in ein dröhnendes Gelächter aus, der Professor

schloß sich dem älteren Kollegen an. Auch der Bezirksrichter lachte mit, und der drahtgeflochtene Rechtspraktikant riß das Maul auf, wie er es bei Offizieren beobachtet hatte, und stieß affektierte Lachlaute hervor. Die allgemeine Heiterkeit wuchs noch, als der Matrose plötzlich versicherte: „Aber wenn's die Herren nicht glauben — ich hab' ja meinen Paß!" und den Paß in den Taschen zu suchen begann.

„Zeigen's ihn einmal her!" sagte der Regierungsrat mühsam, worauf sich das Gelächter verdoppelte.

„Da ist er!" sagte Holubow, der den Paß gefunden hatte. Auf einen Augenblick verstummte das Gelächter. „Es ist wirklich ein Paß!" sagte der Regierungsrat und gab die Urkunde dem Bezirksrichter. „Und er lautet wirklich auf Franz Holubow," sagte dieser und schaute mißtrauisch um sich. Aber der Rechtspraktikant, der sich nach dem Bezirksrichter des Beweisstückes bemächtigte, hatte einen glänzenden Einfall. „Ich weiß schon!" rief er. „Sein Sohn, der ihn angezeigt hat, heißt auch Franz. Sein Sohn dient auch beim Lloyd. Es ist einfach der Paß seines Sohnes! Nicht wahr?" wandte er sich an den vermeintlichen Idioten. „Es ist der Paß Ihres Sohnes?"

„Entschuldigen schon," sagte dieser unwirsch, „aber der Sohn bin ich selber! Der Vater steht noch draußen!"

„Das ist zu blöd," rief der Regierungsrat, und über diese ungezwungene Bemerkung des hochgestellten Beamten erhob sich neuerdings ein Gelächter, das alle Beteuerungen des Matrosen, daß er ins Meer gefallen und der Vater der Idiot sei, übertönte, bis sich dieser schließlich nicht anders zu helfen wußte, zur Tür sprang und den Vater hereinrief.

Mitten in die allgemeine Lustigkeit trat der alte Idiot und begrüßte die Korona mit einem besoffenen Diener. Da er so viele Menschen lachen sah, ging das idiotische Grinsen um seinen Mund immer mehr in ein wirkliches Lachen über, bis er schließlich laut zu brüllen begann, wie auf einem

Kirchweihfest. Aber nun verstummten die anderen. Eine peinliche Pause entstand. Nur der Idiot lachte unbekümmert weiter, bis der Bezirksrichter, der den Mißgriff zu ahnen begann, dem alten Säufer ins Gesicht schrie:

„Sind Sie der Idiot?"

Der Idiot hörte zu lachen auf und sagte mit sanfter Stimme: „Nein." Dabei zwinkerte er vergnügt mit den Äuglein.

„Also wer ist da eigentlich der Idiot?" schrie der Bezirksrichter, ein jähzorniger Mensch, in äußerster Wut. Beide Inquisiten wehrten höflich ab.

Der Bezirksrichter fluchte und schlug die Akten auf den grünen Tisch, daß die Papiere nach allen Richtungen auseinanderfuhren. Der drahtgeflochtene Rechtspraktikant bückte sich und klaubte die Bestandteile des Aktes Holubow langsam wieder zusammen. Die Situation spitzte sich immer peinlicher zu, bis endlich der Regierungsrat allen Zweifeln ein Ende setzte, indem er mit Bezug auf den Alten, zu den beiden Herren sagte:

„Der alte ist's! Er hat den Blick des Blöden!"

In diesem Augenblick hatte der fidele Kanzlist, der die ganze Zeit über lauernd hinter der Tür gestanden und jedes Wort hinausgehört hatte, die größte Not, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Aber rechtzeitig besann er sich auf seine amtliche Stellung und erstickte die emporquellende Heiterkeit in einem wohldisziplinierten Staatsbeamtenhusten.



